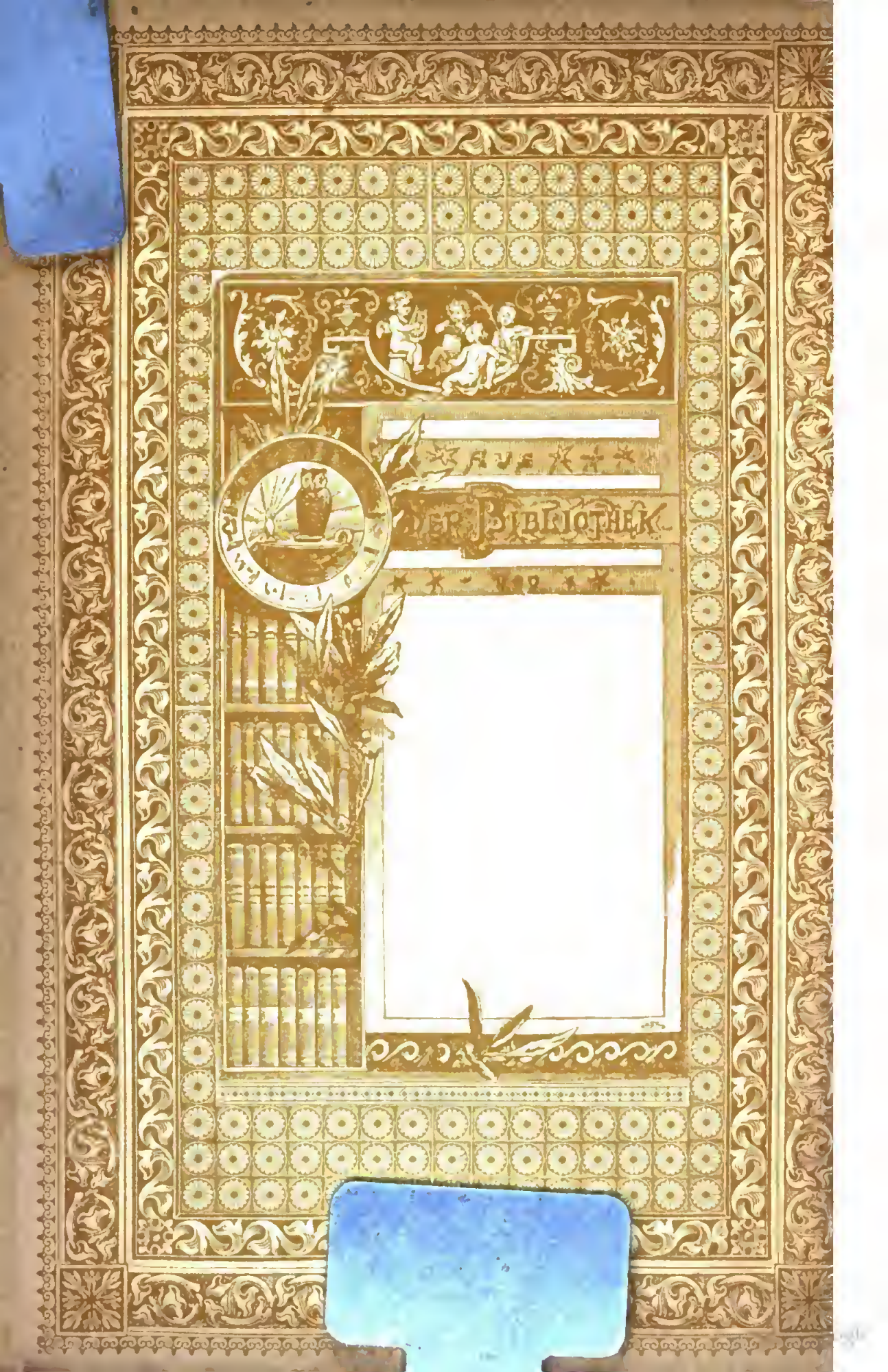
*Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens*


AUS
DER BIBLIOTHEK

**Union Deutsche Verlagsgesellschaft**
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Im Erscheinen begriffen:

# Alpenglühen.

## Naturansichten und Wanderbilder

von

**A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.**

Ein Hausbuch für das deutsche Volk.

**40 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. pro Lieferung.**

Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen im Text.

Der in weiten Kreisen bekannte Autor bietet uns hier eine umfassende, durch Künstler ersten Ranges bereicherte Darstellung der herrlichen Alpenwelt. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von denen die erste sich mit allgemeiner Alpenkunde beschäftigt, während die zweite dem Leser auf ausgedehnten Wanderungen durch genau abgegrenzte Gebiete des Alpenlandes ein wohlunterrichteter, praktischer Führer sein soll.

Anlage, Art der Ausstattung und der niedrige Preis vereinigen sich, um das Werk zu einem

**Hausbuche edelster Art,**

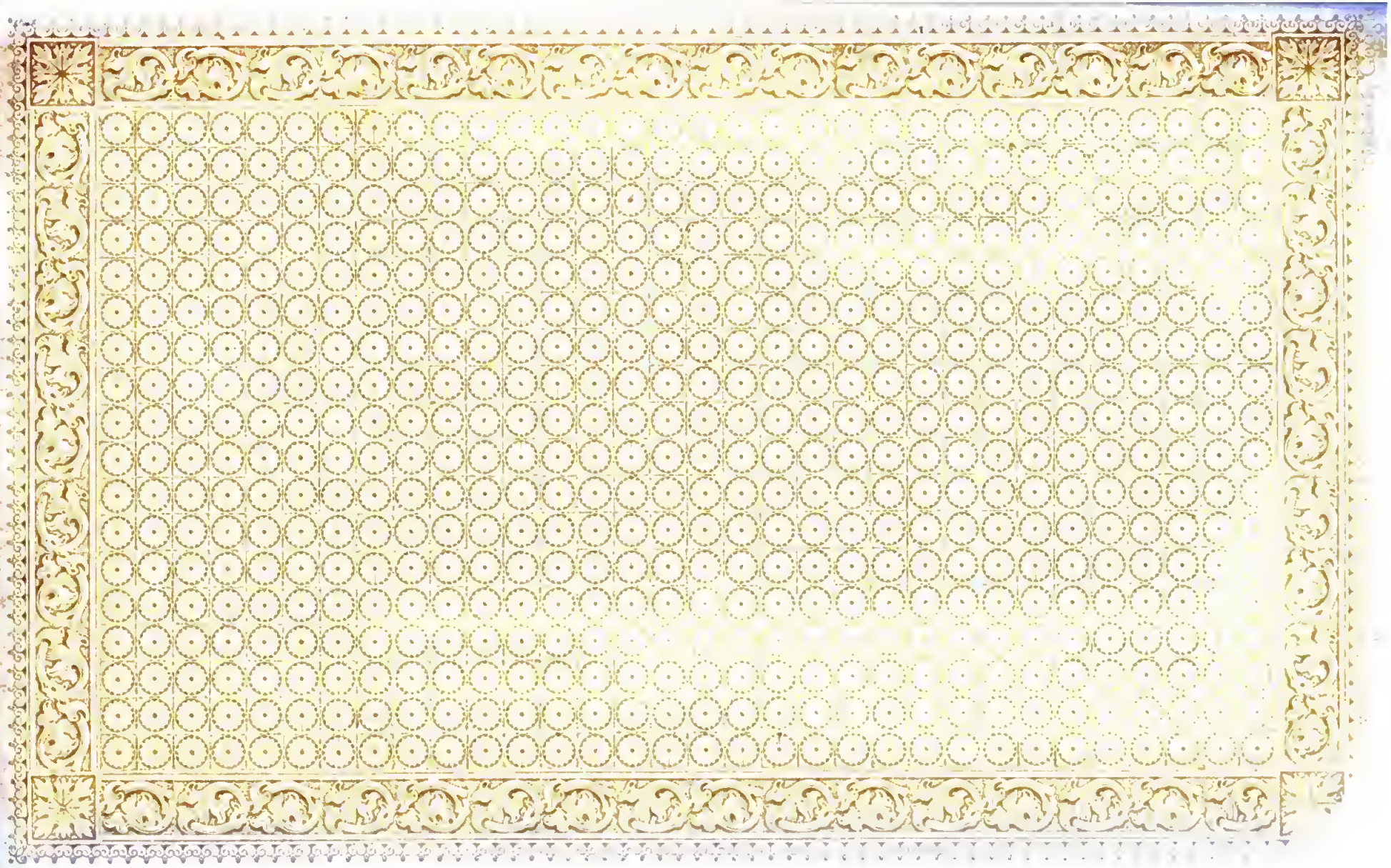
zu einem Schatze für die deutsche Familie zu machen.

Erste Lieferungen sind in den meisten Buchhandlungen zur Ansicht vorrätig und werden dort auch Bestellungen auf das ganze Werk entgegengenommen.

# Bibliothek

der

# Unterhaltung und des Wissens.



# Bibliothek

der

# Unterhaltung und des Wissens.

# Bibliothek

der

# Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Erzählung „Arme Manuela!“ von Robert Habs-Randau. (S. 112)
Mit Illustrationen von Albert Richter.

# Bibliothek

der

# Unterhaltung

und des

# Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

---

Jahrgang 1893.

Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

PUBLIC LIBRARY
275400A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

# Inhalts-Verzeichniß.


Seite

In den Fluthen. Roman von Jenny Hirsch (Fortsetzung) 7

Arme Manuela! Aus der Wandermappe eines Arztes. Von Robert Habs-Randau . . . . . 88

Mit Illustrationen von Albert Richter

Ein Opfer. Novelle von E. Merk . . . . . 116

Am Nordseestrand. Bilder aus Ostfriesland. Von Justus Brandt . . . . . 189

Mit 9 Illustrationen.

Die Sprache der Affen. Naturgeschichtliche Studie von V. Freudenthal . . . . . 209

Mit 4 Illustrationen.

Die Frauentrachten in den letzten sechzig Jahren. Ein Kapitel von der Mode. Von Benno Braun . . 217

Mit 14 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Ein Meisterdieb . . . . . 233

Ein gefährlicher Schmarotzer . . . . . 235

Mit Illustration.

Ein kurioses Gnadengesuch . . . . . 237

Große Theilbarkeit des Stoffes . . . . . 238

Seite

Berlin vor hundertfünfzig Jahren . . . . . 238
Hohes Eintrittsgeld . . . . . 239
Der Erfinder des Portemonnaies ꝛc. . . . . 239
Verhängnißvolles Erbe . . . . . 239
Früherer Werth des Zuckers . . . . . 240
Musik und Kochkunst . . . . . 240
Ein vorsichtiger Diplomat . . . . . 240
Begründet . . . . . 240

# In den Fluthen.

Roman

von

## Jenny Hirsch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Inspektor?“ fragte der junge Forstmann, die Thür hinter sich in's Schloß ziehend, jedoch nicht so schnell, um Dietel nicht vorher einen Blick in's Zimmer werfen und sehen zu lassen, daß das Bett in der That zerwühlt war. Auch die noch auf den Wangen des jungen Forstkandidaten liegende Röthe sprach dafür, daß er geschlafen hatte. Wieder kam die Försterin dem Polizeiinspektor zuvor und sagte:

„Georg, Du kamst so todmüde nach Hause, da mochte ich Dir nicht erst sagen, daß gestern Abend spät hier nach Gertrud v. Kauffel gefragt worden ist. Nun kommt dieser Herr und theilt mir mit, daß sie nicht wieder nach der Villa zurückgekehrt sei.“

„Und ich möchte mich erkundigen, ob Sie nichts über ihren Verbleib wissen,“ fügte der Inspektor, der vorlauten Berichterstatterin einen nichts weniger als freundlichen Blick zuwerfend, hinzu.

In den ausdrucksvollen Zügen des jungen Mannes ging eine Veränderung vor, nur konnte der Inspektor nicht

recht daraus klug werden, ob sie Schreck, Besorgniß oder Betroffenheit bekunde.

„Gertrud ist verschwunden?“ rief er bestürzt, aber es klang nicht recht natürlich.

„Haben Sie wirklich nichts davon gehört? Man sucht sie ja schon seit gestern Abend in der ganzen Umgegend,“ sagte der Inspektor, und sein Ton drückte seinen Unglauben aus.

„Wie sollte ich? Ich war am äußersten Punkte des Reviers im Tannengrunde auf dem Anstand.“

„Und haben einen Hirsch geschossen?“ fragte Dietel wie beiläufig.

„Nein, er ist mir durchgegangen,“ antwortete Georg unmuthig, während Dietel ganz leise vor sich hinpfiff. „Meine Mutter hat Ihnen wohl schon gesagt, daß ich mich, als ich nach Hause kam, sofort niedergelegt habe. Aber nun bitte, berichten Sie mir, was ist's mit Gertrud?“

Georg that die Frage im Tone der Besorgniß, dem Inspektor wollte es aber wieder bedünken, als liege etwas Gemachtes darin, und er erwiederte jetzt mit schärferer Stimme: „Eigentlich bin ich gekommen, um zu fragen, nicht um Auskunft zu ertheilen. Wissen Sie denn wirklich nichts von Fräulein v. Kauffel?“

„Nein,“ versetzte Elteſter kurz, und seine Brauen zogen sich finster zusammen.

„Sie haben sie während des gestrigen Tages nicht gesehen?“

„Nein,“ klang es abermals, aber Georg's Blick suchte den Boden.

„Und haben auch keinen Versuch dazu gemacht?“ fuhr der Inspektor fort.

„Wie sollte ich? Was geht mich Fräulein v. Kauffel an?“ fragte der junge Förster.

Nun aber ergriff seine Mutter das Wort und rief:

„Gib Dir keine Mühe, Georg, man hat den Herrn Inspektor von Allem unterrichtet!"

„Dürfte ich Sie bitten, Frau Försterin, mich mit Ihrem Herrn Sohn auf kurze Zeit allein zu lassen?"

Dietel sagte es mit ausgesuchter Höflichkeit, aber gerade darin lag das Befehlende.

Ohne ein Wort zu erwiedern, verließ die Frau leise das Zimmer.

„Was bedeutet das, Herr Inspektor? Wollen Sie ein Verhör mit mir anstellen?" fragte Georg und warf sich auf einen Stuhl.

„Wenn Sie es so nennen wollen, kann ich nichts dagegen haben," erwiederte Dietel gelassen, indem er ebenfalls Platz nahm. „Ich würde sonst nur gesagt haben, daß ich Erkundigungen einziehen möchte."

„Und um das zu thun, weisen Sie meine Mutter aus ihrem Zimmer?" rief Georg, und sein Auge loderte im Zorn auf. „Wenn man Sie von meinem Verhältniß zu Gertrud v. Kauffel unterrichtet hat, so werden Sie doch wissen, daß unser Haus das letzte ist, wohin sie sich gewendet haben könnte. Im Uebrigen steht es Ihnen frei, es nach ihr zu durchsuchen."

Er stand auf und machte eine Bewegung nach der Thür.

„Hätte ich überhaupt geglaubt, daß die junge Dame hier wäre, so würde Ihr gütiges Anerbieten mich eines Besseren belehrt haben," versetzte Dietel mit feinem Spott, „das schließt aber nicht aus, daß Sie um ihren Aufenthaltsort wissen."

„Ich?" schrie Georg. „Sie hat mich verrathen, sie ist vor mir geflohen! Sie hat mir hartnäckig jede Gelegenheit abgeschnitten, mich vor ihr zu rechtfertigen, und ich sollte wissen, wo sie jetzt ist? O, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe! Wie Feuer brennt der schreckliche

Brief, den sie mir geschrieben hat, und doch muß ich ihn auf meiner Brust tragen und ihn immer wieder lesen."

„Und Ihre Liebe hat sich in Haß verkehrt?" fragte der Inspektor, ihn scharf fixirend.

Die Stirn des jungen Mannes röthete sich. „Wer sagt Ihnen das?"

„Ihr Betragen. Statt über das Verschwinden der Geliebten zu klagen und sich an den Nachforschungen nach ihr zu betheiligen, denken Sie nur an das vermeintliche Unrecht, das sie Ihnen zugefügt hat. Wissen Sie auch, daß Ihr Verhalten mir unwahr, unnatürlich, gemacht erscheint?"

„Herr Inspektor!"

„Sie können Gertrud v. Kauffel nie geliebt haben, oder Sie spielen eine Komödie, die Ihnen aber verzweifelt schlecht gelingt," fuhr Dietel, ohne sich irre machen zu lassen, fort.

„Womit wollen Sie das beweisen?" fragte Georg, die Arme unterschlagend.

„Die Beweise werde ich schaffen, verlassen Sie sich darauf," antwortete der Inspektor. „Sie bleiben also dabei, nicht zu wissen, wo Fräulein v. Kauffel hingekommen ist, sie gestern nicht gesehen zu haben?"

„Ja, dabei bleibe ich."

„Und wo waren Sie gestern Nachmittag?"

„Ich bin nur durch den Wald nach Gremsmühlen und Malente gegangen, dann kehrte ich zurück und blieb im Hause, weil ich Nachts auf den Anstand gehen wollte. Man wird Ihnen im Stationsgebäude in Gremsmühlen bezeugen, daß ich dort vorgesprochen habe."

Der Inspektor zuckte die Achseln. „Und wie deuten Sie das Verschwinden der jungen Dame?" fragte er.

„Wie kann ich das wissen? Vielleicht ist sie entflohen — vielleicht," er sprach es leise, zögernd, „hat sie selbst ihrem

Leben ein Ende gemacht. Ach, sie müssen ihr ja furchtbar zugesetzt haben, um sie dahin zu bringen, daß sie mich von sich stieß!"

Jetzt kam doch ein tiefer, echter Schmerz um die Verlorene zum Vorschein.

„Und fürchten Sie nicht, daß sie ermordet sein könnte?"

Eine seltsame Veränderung ging in Georg's Zügen vor. Alle Farbe wich aus seinem Gesicht, die Augen erweiterten sich, als sähe er etwas Furchtbares vor sich, er streckte die Hände aus, als wollte er die Erscheinung abwehren, und murmelte: „O, nein, nein, wer könnte — wer sollte —"

„Das zu ermitteln wird die Aufgabe der Behörde sein, und es ist Pflicht eines jeden guten Bürgers, ihr dabei Hilfe zu leisten. Ich hoffe, Sie werden es auch thun, Herr Elteſter," sagte der Inspektor, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

„Das werde ich," antwortete Georg und gab ihm das Geleit, aber es klang so dumpf, so tonlos, als sei er mit seinen Gedanken weit, weit hinweg.

Dietel nahm absichtlich seinen Weg durch die nach der Rückseite des Hauses führende Thür. Im Hofraum, den er betrat, stolzirte ein Hahn mit rothem Kamme inmitten einer Schaar von Hühnern, aus dem Stall drang das Grunzen eines Schweines und das Meckern einer Ziege, sonst herrschte tiefe Stille, selbst der Hund mußte sich irgendwo zur Ruhe gestreckt haben. In dem kleinen Garten, welchen er zu durchschreiten hatte, grünte und blühte es noch prächtiger, als in den Zimmern. Ueberall musterhafte Ordnung, tiefer Friede, nirgend nur der geringste Anhalt für einen Verdacht.

Auch die Försterin und ihr Sohn hatten keinen üblen Eindruck auf den Beamten gemacht. Er mußte sich zugestehen, daß der Letztere nicht das Ansehen eines Menschen habe,

der mit dem Lebensglück eines jungen Mädchens sein Spiel treibe, trotzdem war er aber überzeugt, daß man ihm nicht die Wahrheit gesagt habe. Mutter und Sohn hatten eine eingelernte Rolle gespielt und zwar recht schlecht gespielt.

Er hatte für den Augenblick keinerlei Befugniß, weiter in sie zu dringen, nichts lag vor, was einem schärferen Auftreten gegen sie eine Berechtigung verliehen hätte. Er nahm sich jedoch vor, Georg Elteſter sehr genau überwachen zu lassen; vielleicht fand sich auf diese Weise des Räthsels Lösung.

Oder war es gar kein Räthsel, hatte die Försterin das Richtige gefunden? War Gertrud v. Kauffel einfach nach Hannover gereist, um allerlei Unliebsamem, was ihr der Aufenthalt auf dem Godeberg brachte, aus dem Wege zu gehen? Verhielt sich das so, dann mußte inzwischen schon Nachricht von ihr da sein.

Ehe der Inspektor nach dem Godeberg zurückkehrte, ging er nach der Eisenbahnstation in Gremsmühlen, um dort Nachfrage zu halten, ob Georg Elteſter wirklich am Nachmittag des vergangenen Tages dort gewesen war. Diese Angabe bestätigte sich, aber Gertrud war schon um vier Uhr fortgegangen, und erst in der zehnten Stunde hielt man Umschau nach ihr, was konnte inzwischen nicht Alles geschehen sein!

Gerade als der Inspektor aus dem Bahnhofsgebäude wieder heraustrat, hielt vor der Station ein von Lübeck kommender Zug. Ihm entstieg ein breitschulteriger junger Mann in der Uniform eines großherzoglich oldenburgischen Försters mit frischem, gutmüthigem Gesichte und hellen grauen Augen, die fröhlich in die Welt blickten.

„Ei sieh da, Herr Förster Dorn," redete ihn Dietel an und bot ihm die Hand. „Schon wieder zurück. Ich glaubte gehört zu haben, Sie hätten Urlaub und wollten ein paar Wochen fortbleiben."

„Das war auch meine Absicht," antwortete Dorn, nicht ohne Verwunderung über die vertrauliche Begrüßung des ihm nur ganz oberflächlich bekannten Inspektors. „Ich hatte vor, von Lübeck aus, wo ich mich ein paar Tage in persönlichen Angelegenheiten aufgehalten habe, einen Ausflug nach Schweden zu machen. Da erhielt ich aber heute früh einen Brief von Elteſter, der mich ſchleunig zurückrief."

„Kann der gelehrte Herr Oberförſterkandidat nicht ohne Sie fertig werden?" fragte der Inſpektor mit leiſem Spott.

„Na, was das anbetrifft," war die ehrliche Entgegnung, „da ſteckt Elteſter zwei ſolche, wie ich bin, in die Taſche. Der iſt ein Forſtmann, wie er im Buche ſteht, er wird mir ſehr fehlen."

„Will er fort?" fragte Dietel ſo ſchnell, daß ein weniger harmloſer Menſch, als Förſter Dorn, dadurch ſtutzig geworden wäre.

„Freilich will er fort, ſchon in den nächſten Tagen, deshalb muß ich ja eben heimkommen, denn eine andere Vertretung findet ſich nicht ſo ſchnell," verſetzte der Förſter. „Es iſt aber hier furchtbar heiß, ich will machen, daß ich in meinen Wald komme," fügte er hinzu und nahm einen Augenblick den mit einer Feder geſchmückten graugrünen Hut vom Kopfe.

„Ich begleite Sie ein Stück," ſagte der Inſpektor, der ſich die Gelegenheit, dem Förſter ein wenig auf den Zahn zu fühlen, nicht entſchlüpfen laſſen wollte. „Wohin will denn Elteſter ſo plötzlich?" ſetzte er das Geſpräch fort.

„Das hat er nicht geſchrieben, der Brief enthielt nur wenige Zeilen."

„Das wird aber ſeiner Mutter recht nahe gehen."

„Immer konnte er doch nicht hier bleiben, und die Förſterin iſt eine verſtändige Frau, die ſieht auch ein, daß es zu ſeinem Beſten iſt, wenn er hier fortkommt. Je eher,

je lieber, denn so konnt's nicht weiter gehen, dabei wäre der gute Junge zu Grunde gegangen."

„Was haben Sie denn? Sie werden ja ganz wild!" scherzte Dietel.

„Ja, das werd' ich auch!" rief der Förster und blieb einen Augenblick stehen. „Das kommt aber davon, wenn man nicht in seinem Stande bleibt. Reiche und vornehme Damen machen sich doch nur einen Zeitvertreib mit Unsereinem und geben uns, wenn's Ernst werden soll, den Laufpaß. So ist's dem armen Eltester mit dem Fräulein v. Kauffel auf dem Godeberg auch ergangen. Ich sollte ja eigentlich nicht darüber reden, aber die Geschichte wurmt mich zu sehr."

„Fräulein v. Kauffel und der Försterssohn von Segefeld, das ist aber doch auch zu unmöglich," versetzte, sich ungläubig stellend, der Inspektor.

„Sag' ich ja auch," stimmte Dorn zu, „darum bleibt's aber doch eine Schlechtigkeit, daß sie ihn erst angelockt und sich mit ihm verlobt hat und ihm nun plötzlich den Laufpaß gibt. Das Schändlichste dabei ist aber die Art, wie sie das macht; sie wälzt ihm die Schuld zu, hat ihm einen Brief geschrieben, sie habe Beweise seiner Untreue und seiner Verdorbenheit."

„Hat Ihnen das Eltester erzählt?"

„Ach Gott bewahre, der bisse sich lieber die Zunge ab. Seine Mutter hat es mir geklagt. Die gute Frau weiß sich in ihrer Angst und Sorge um den Sohn gar nicht zu lassen, und da sie keinen anderen Menschen hat und auch weiß, daß ich große Stücke auf sie halte, so hat sie ihr Herz gegen mich ausgeschüttet. Georg ist ganz wie ausgetauscht. Bald geht er einher wie vor den Kopf geschlagen und dann tobt und wüthet er wieder. Hab's selbst gehört, wie er zu seiner Mutter sagte, wenn Gertrud in ihrem Trotz beharre, so mache er eines Tages ein Ende mit Schrecken!"

„Nun, nun, es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird," warf der Inspektor ein, der seine Gründe hatte, dem Förster noch nichts von Gertrud's Verschwinden zu sagen. „Jetzt ist es mir freilich erklärlich, weshalb Elteſter heute Nacht der Hirsch durch die Lappen gegangen ist, der wird an andere Dinge gedacht haben."

„Ein Hirsch? Heute Nacht? Wo denn?"

„Er war im Tannengrund auf dem Anstand."

Der Förster schlug ein lautes, dröhnendes Lachen auf; als er wieder zu Athem gekommen, sagte er: „Nehmen Sie's nicht übel, Herr Inspektor, aber wer hat Ihnen denn das aufgebunden?"

„Elteſter selbst, ich war schon heute bei ihm in Segefeld."

„Wenn er's gesagt hat, da muß es wohl seine Richtigkeit haben," sagte der Förster kopfschüttelnd, „wo aber der Hirsch so plötzlich in den Tannengrund kommt, darauf bin ich begierig. Was wollten Sie eigentlich heute in Segefeld, sollte mir der Besuch gelten, Herr Inspektor?" fügte er hinzu.

„Ihnen und Elteſter. Ich wollte mich erkundigen, ob Sie nichts von Fräulein v. Kauffel gesehen oder gehört hätten. Sie ist seit gestern Nachmittag verschwunden," antwortete der Inspektor lauernd.

„Fräulein v. Kauffel verschwunden?" rief der Förster und machte eine so heftige Bewegung, daß ihm die Reisetasche, die er in der Hand trug, entglitt. Er bückte sich schnell, sie aufzuheben, Dietel sah aber doch, daß er ganz bleich geworden war. „Wie hängt denn das zusammen?"

„Das möchten wir eben gern ergründen," und nun erzählte Dietel den Hergang.

„Das ist ja schrecklich," sagte Dorn, der plötzlich sehr kleinlaut und niedergeschlagen geworden war. „Warum erzählten Sie mir denn das nicht gleich?"

„Ich trat in der Absicht an Sie heran, Sie theilten

mir aber so interessante Dinge mit, daß ich es für's Erste unterließ," antwortete der Inspektor, und dem armen Förster war es, als senke sich eine Centnerlast auf seine Brust. „Sollten Sie etwas über den Verbleib der jungen Dame erfahren, so darf ich wohl erwarten, daß Sie mich davon in Kenntniß setzen werden. — Doch, hier trennen sich unsere Wege, ich will wieder nach dem Godeberg."

Er bot dem Förster die Hand, in welche dieser aber nur mit sichtlicher Ueberwindung die seinige legte. Mit nichts weniger als freundlichen Blicken schaute er dem Davonschreitenden nach.

„Der verdammte Schnüffler hat mich ja regelrecht ausgehorcht, darum hing er sich an mich," brummte er, „und ich Tölpel schwatzte auch ahnungslos aus, was ich auf dem Herzen hatte. Habe da am Ende dem armen Georg eine böse Suppe einrühren helfen. Verzwickt ist die Geschichte jedenfalls. Das Fräulein verschwunden, und er will fort!"

Dorn fing plötzlich an zu laufen, er konnte jetzt nicht die Zeit erwarten, bis er seine Försterei erreicht hatte. —

Auch der Inspektor Dietel hielt im Weiterschreiten ein Selbstgespräch.

„Sieh, sieh," schmunzelte er, „das war ein glückliches Zusammentreffen, ja ja, nur immer die Augen offen halten und sich nicht den kleinsten Umstand entgehen lassen. Was haben wir da also erfahren? Erstens," er zählte an den Fingern, „Herr Georg Elteſter ist heute Nacht nicht auf dem Anstand gewesen; zweitens, er beabsichtigt in allernächster Zeit die hiesige Gegend zu verlassen; drittens, er hat gesagt, wenn Fräulein v. Kauffel in ihrem Trotz beharre, so mache er ein Ende mit Schrecken, und es wird sicher nicht die einzige Drohung sein, die er ausgestoßen hat."

Er pfiff leise vor sich hin, wie es seine Art war, wenn er die erlauschten und erfragten Dinge aneinander reihte, und verfolgte dabei gemächlichen Schrittes seinen Weg.

„Ich hörte und sah es ja, daß sie mir die Unwahrheit sagten; diese Leute sind wahrlich nicht geschickt genug, einen alten Praktikus hinter's Licht zu führen, und nun gar erst dieser Dorn! Das ist ja ein Bär, der plump und gutmüthig mit beiden Beinen zugleich in die ihm gelegte Falle springt; der soll uns noch sehr gute Dienste thun!"

5.

„Gut, daß Sie endlich kommen, Herr Inspektor!" rief Herr v. Melnik Dietel zu, dem er bis an die äußere Pforte seines Besitzthums entgegengeeilt war. „Schon seit einer halben Stunde schaue ich nach Ihnen aus."

„Sie haben Nachricht von Fräulein v. Kauffel; sie hat Ihnen telegraphirt?" fragte der Beamte schnell, denn Melnik's Gesicht schien ihm den Ausdruck freudiger Erregung zu tragen, die sich aber jetzt in Staunen verwandelte.

„Telegraphirt! Wie kommen Sie auf den Einfall?"

„Nun, es wäre doch möglich, daß sie heimlich nach Hannover gereist wäre, um hier manchem Unangenehmen aus dem Wege zu gehen. Ich gestehe, ich bin beschämt, daß ich an diese sehr nahe liegende Erklärung nicht gedacht habe."

„Hätten Sie meine Schwägerin gekannt, so würden Sie nie auf eine solche Vermuthung gekommen sein," antwortete Melnik, während er neben dem Inspektor durch den Vorgarten dem Hause zuschritt. „Sie that nichts heimlich. Wäre sie wirklich ohne unser Wissen abgereist, so würde sie uns von Lübeck aus schon davon in Kenntniß gesetzt haben."

„Möchten Sie nicht doch nach Hannover telegraphiren?"

„Das ist geschehen, ich mußte ja Gertrud's Vormund benachrichtigen, und er hat bereits geantwortet."

„Was?"

„Daß er in hohem Grade erschrocken sei und noch heute hier eintreffen werde."

„So ist sie also nicht in Hannover?"

„Nein," antwortete Melnik. Sich ganz dicht zu Dietel's Ohr neigend, fügte er hinzu: „Ich weiß jetzt nur zu sicher, wo ich sie zu suchen habe. Doch still, still, daß meine arme Frau noch nichts erfährt!"

Er legte seinen Arm vertraulich in den des Inspektors und führte ihn durch einen Seiteneingang in das Souterrain, wo sich die Küche und die Wirthschaftsräume befanden. In einem großen, niedrigen Raume, welcher der Dienerschaft zum Speisezimmer dienen mochte, denn es stand ein großer Tisch in der Mitte, um den sich mehrere Stühle reihten, traf der Inspektor zwei seiner Beamten, sowie eine ländlich gekleidete ältere Frau und einen jungen Burschen, die sich Beide augenscheinlich in großer Angst befanden.

Die Beamten traten an den Inspektor heran und erstatteten Bericht. Sie hatten nichs gefunden; wohl aber hatten sie verschiedene Personen getroffen, welche Fräulein v. Kauffel am Nachmittag gesehen haben wollten.

„Allein oder in Gesellschaft?" fragte Dietel.

„Allein, immer allein —"

„Und immer in der Richtung nach dem Obersee zu," fiel Herr v. Melnik dem Beamten in's Wort, der ihm viel zu umständlich erzählte, „und dort hat man denn auch eine Spur gefunden."

„Was?" rief der Inspektor.

„Eine Schildpattnadel. Sie war halb in den Boden getreten. Ich habe sie augenblicklich als das Eigenthum meiner Schwägerin erkannt, sie pflegte den Hut damit festzustecken."

Er wies auf den Tisch. Die Nadel, welche dort lag, hatte die Form eines Pfeils mit einem G in Goldschrift auf der Spitze.

„Wer hat diese Nadel gefunden?" fragte der Inspektor.

„Ich selbst," antwortete Melnik. „Ich konnte, nachdem Sie weggegangen waren, es nicht mehr ertragen, hier so unthätig auszuharren. Ich ließ meinen Jagdwagen anspannen und fuhr nach dem Obersee."

„Weshalb gerade dorthin?"

„Weil es ein Lieblingsplatz von Gertrud war," antwortete Melnik ohne Zögern. „Nennen Sie es meinetwegen eine Ahnung, kurz, es trieb mich dorthin, und ich fand diese Nadel im Moos."

„Weiter nichts?"

„Es ist genug. Ich weiß jetzt, wo wir die Unglückliche zu suchen haben."

„Das ist noch immer kein Beweis."

„So haben Sie hier einen zweiten," fuhr Herr v. Melnik fort, und winkte die alte Frau und den Burschen heran. „Ich traf die Alte unweit des Obersee's mit jenem Jungen, ihrem Enkel. Sie sammelten Reisig, das haben sie auch gestern gethan. — Kommt her und erzählt dem Herrn Inspektor, was ihr wißt," rief er mit sehr lauter Stimme.

Die Alte humpelte mühsam herbei und wischte sich die thränenden Augen mit der Schürze; der etwa siebzehnjährige Bursche drehte die Kappe, die er von dem strohgelben Haar genommen hatte, verlegen in der Hand und starrte mit den wasserblauen Augen auf die Großmutter. Eines stieß das Andere an, sich gegenseitig zum Reden auffordernd.

„Nun, so sprecht doch!" ermunterte sie Herr v. Melnik und fuhr, als sie immer noch zögerten, erläuternd zu dem Inspektor fort: „Sie müssen wissen, die alte Petersen war von jeher eine der ‚Kundinnen' meiner Schwägerin; sie hat sie wohl selten im Walde angetroffen, ohne daß sie eine Gabe von ihr erhalten hat."

„Nie, nie, gnädiger Herr," sprach hier die Alte, der diese wieder sehr laut gemachte Bemerkung die Zunge ge-

löst haben mochte, in ihrem plattdeutschen Dialekt, „sie gab mir immer etwas. Darum war ich auch so erschrocken, als die Leute erzählten, sie sei nicht wieder heimgekommen, daß ich mich sogar unterstand, den gnädigen Herrn anzureden und ihn zu fragen, ob's wahr sei. Ich hatte das gute Fräulein doch erst gestern noch gesehen."

„Wo?" fragte der Inspektor schnell.

„Sie müssen lauter sprechen, sie ist fast taub," warf Melnik dazwischen. „Erlauben Sie lieber, daß ich mit den Beiden verhandle, daran haben sie sich schon etwas gewöhnt. Es hat Mühe genug gekostet, sie hierher zu bringen, und hätte ich sie nicht sogleich auf den Wagen geladen und mitgenommen, so könnten wir lange nach ihnen suchen." Hierauf schrie er die Frage des Inspektors der Alten in's Ohr.

„Nicht weit von der Krähenhütte," antwortete die Petersen.

„Sie gab Euch wieder etwas?" schrie nun der Inspektor.

Die Alte schüttelte den Kopf. „Sie sah mich nicht, ich stand im Busch, und als ich vorgehen wollte, da kriegte mich Krischan beim Arm und sagte: ‚Sei still, Großmutter, da kommt er!'"

„Wer kam?"

„Ich weiß nicht, ich kann ja nicht mehr recht sehen und hören. — So red' Du doch, Krischan!"

Der Bursche sah von unten herauf den Inspektor blöde an und stieß zwischen halbgeschlossenen Zähnen hervor: „Es war des todten Försters Großer."

„Da hören Sie es," raunte Melnik dem Inspektor zu. „Was sagtest Du doch, was sie miteinander thaten?" fuhr er zu dem Burschen gewandt fort.

„Sie zankten sich."

„O, da irrst Du Dich wohl," sagte der Inspektor, um mehr aus ihm herauszulocken.

„Nee, nee," beharrte Krischan; „er schrie und schalt, packte

sie am Arm, und sie sagte: ‚Lassen Sie mich los, ich hab' mit Ihnen nichts zu schaffen,' und dann riß sie sich los und lief fort."

„In welcher Richtung?"

„Das weiß ich nicht genau, sie wird aber wohl nach dem Obersee gegangen sein, da saß sie ja immer so gern."

„Und der junge Förster?"

„Der blieb auf demselben Fleck stehen und schrie und tobte, ich glaube, er hat von Erschießen und Ertränken gesprochen. Ich kriegte solche Angst, daß ich die Großmutter beim Arm nahm und sie mit fortzog."

„Und von Fräulein v. Kauffel habt ihr nichts wieder gesehen?"

„Nee, nee," sagte der Bursche, von einem Fuß auf den andern tretend, „ich machte, daß ich mit Großmutter wegkam, denn hätte uns der Förster mit unserem bischen Leseholz erwischt, hätte er seine Wuth wohl an uns ausgelassen; er war gar zu böse und führte schreckliche Reden."

„Verstehen Sie nun den Hergang?" fragte Herr v. Melnik den Inspektor leise. „Er wird ihr doch nachgeschlichen sein; sie hat ihn abermals zurückgewiesen und —" Er brach ab und fügte als Ergänzung seiner Rede, von einem tiefen Seufzer begleitet, hinzu: „Wir müssen den Obersee untersuchen lassen."

„Das müssen wir," stimmte der Inspektor bei, „aber möglichst unauffällig, in der Nacht, wir haben ja Mondschein."

Herr v. Melnik nickte und wandte sich dann an die alte Petersen und Krischan, denen er die Erlaubniß gab, sich zu entfernen. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen; der Enkel nahm die Großmutter bei der Hand und zog sie so schnell mit sich fort, daß die alte Frau keuchte und stolperte.

Inspektor Dietel gab den Beamten, die er zurück-

ließ, noch einige Befehle und eilte nach dem Bahnhof, um nach Eutin zurückzufahren. Er kam gerade zur rechten Zeit, daß er noch in den zur Abfahrt bereitstehenden Zug springen konnte.

---

Dem heißen Tage war eine thaufeuchte, erfrischende Nacht gefolgt. Die Landstraße, die von Eutin nach Gremsmühlen führt, rollte ein leichter Wagen entlang. Vier Herren befanden sich darin, der Staatsanwalt, der Amtsrichter v. Reutern, welcher meistens als Untersuchungsrichter thätig war, und ein Protokollführer, sowie Inspektor Dietel. Der Letztere hatte das Ergebniß der von ihm angestellten Untersuchung dem Gericht übermittelt und dieses sich veranlaßt gesehen, nunmehr die Angelegenheit in die Hand zu nehmen.

Der Wagen machte einen Umweg, um den Bahnhof von Gremsmühlen und die an den Ufern des Dyckſee's gelegenen Gasthöfe zu vermeiden. Es war anzunehmen, daß trotz der vorgerückten Stunde die schöne Nacht noch manche der Logirgäste im Freien festgehalten haben könne, und man wünschte zu dem Werke, das man vorhatte, keine Zeugen. Eine Strecke lang fuhren die Herren noch waldeinwärts, dann verließen sie den Wagen und legten den nur noch kurzen Weg nach dem Oberſee zu Fuß zurück. Dort warteten ihrer bereits Herr v. Melnik mit einem kleinen Trupp von Leuten, welche ein großes Netz sowie Taue und sonstige zum Fischfang nöthige Geräthe neben sich auf den Boden gelegt hatten.

Melnik ging den Ankommenden einige Schritte entgegen und begrüßte sie. Dem Amtsrichter v. Reutern schüttelte er warm und nachdrücklich die Hand; sie waren Jugendbekannte und hatten sich zur beiderseitigen freudigen Ueberraschung schon vor einigen Wochen in Eutin wiedergefunden.

„Hätte wahrlich nicht gedacht, daß wir uns so wiedersehen würden, lieber Reutern, hoffte vielmehr, Sie als Gast auf dem Godeberg zu begrüßen," flüsterte er.

Der Amtsrichter drückte ihm durch einige ebenso leise gesprochene Worte seine Theilnahme aus, dann traten Beide zu den Anderen, und der Inspektor Dietel bedeutete mehr durch Zeichen als durch Worte seine Leute, wie die von diesen requirirten Fischer, an die Arbeit zu gehen.

Der Obersee ist ein kleiner, ziemlich tiefer See oder vielmehr der abgesonderte Theil des weit größeren Kellersee's, mit dem er auch durch eine unterirdische Strömung in Verbindung steht. Ganz von dunklem Gebüsch, von Tannen, Fichten und überhangenden Weiden umgeben, hat er selbst am hellen Tage einen melancholischen Charakter, jetzt im Mondschein machte er aber einen geisterhaften, herzbeklemmenden Eindruck. Unwillkürlich sprachen die Versammelten leise und dämpften ihre Schritte, als fürchteten sie sich, etwas zu erwecken, das hier in tiefster Verborgenheit schlief, und doch waren sie gekommen, das auf dem Grunde des See's ruhende Geheimniß zu enthüllen.

Die Fischer lösten einen am Ufer angeketteten Kahn und fuhren bis in die Mitte des See's; schweigend schauten ihnen die Zurückbleibenden nach; wie Schatten glitten sie unter den leise im Winde rauschenden Bäumen dahin.

Der Kahn hatte die Mitte des See's erreicht; mit gedämpftem Zuruf verständigten sich die Insassen mit ihren am Ufer aufgestellten Gefährten. Das Netz ward ausgeworfen und von kräftigen Händen wieder in die Höhe gezogen. Wären die Leute auf den Fischfang ausgefahren, sie hätten zufrieden sein können; es zappelte eine stattliche Anzahl größerer und kleinerer der flossentragenden Bewohner des See's in ihrem Netze; sie erhielten die Freiheit wieder; nicht auf sie war es abgesehen, man forschte nach einer kostbareren Beute.

Der Kahn fuhr nach einer anderen Stelle; wieder wurde das Netz in die Fluth versenkt — mit dem gleichen Erfolge. So ging es fort; unverdroſſen, unermüdlich arbeiteten die Leute, immer größer ward die Spannung, die Ungeduld der Zuſchauenden.

Vom Dorfe her hatten zwölf Schläge die Mitternachtsſtunde verkündet, als die Arbeit begonnen; die Herren lauſchten auf jedes Viertel, deſſen Schall der Nachtwind zu ihnen trug. Jetzt war es zwei Uhr, die Luft ward kälter, nicht fern mehr war der erſte Schimmer der Morgenröthe, und noch immer war nichts gefunden.

„Ihre Vermuthung iſt nicht richtig," ſagte der Staatsanwalt, „es findet ſich nichts."

„Sie iſt richtig, ſie iſt richtig," entgegnete Melnik mit einer Heftigkeit, die ſeinen Begleitern nur zu begreiflich erſchien; der bedauernswerthe Mann war durch die auf ihn einſtürmenden Ereigniſſe überreizt. Soeben wurde das Netz wieder geleert; laute Rufe, die die Leute ausſtießen, ſchienen Melnik's Behauptung zu beſtätigen.

Der Kahn lag jetzt am Ufer. Einer der Fiſcher ſprang heraus und eilte zu den Herren; in der Hand hielt er einen dunklen Gegenſtand; es war ein Stück Holz, um das ſich etwas Glänzendes geſchlungen hatte. Ehe ein Anderer zugreifen konnte, entriß es ihm Melnik.

„Zweifeln Sie jetzt noch?" rief er und hielt ein Stück abgeriſſener goldener Kette, an welcher eine Uhr hing, in die Höhe. „Gertrud's Kette! Gertrud's Uhr!" fügte er hinzu, nachdem er einen Blick darauf geworfen hatte, und gab den Fund dem neben ihm ſtehenden Amtsrichter. Das Uhrglas war zerbrochen, das Werk ſtand ſtill — wie das Herz Derjenigen, welcher die Uhr gehört hatte.

„Sie muß auf dem Grund des See's liegen," ſagte jetzt auch der Staatsanwalt, und die Anderen pflichteten ihm bei. „Ihr müßt eure Nachforſchungen weiter fort-

ſetzen," gebot er dem Fiſcher, der kratzte ſich aber mit bedenklicher Miene den Kopf und entgegnete:

„Nichts für ungut, meine Herren, aber das wird wohl nichts helfen."

„Wie? Glaubt Ihr etwa trotzdem nicht, daß das arme Fräulein in den See gefallen iſt?" fragte der Amtsrichter beinahe vorwurfsvoll.

„Das wird ſie ja wohl ſein, weil die Uhr darin liegt," antwortete der Fiſcher bedächtig, „aber darum braucht ſie nicht mehr darin zu liegen."

„Wo ſoll ſie denn hingekommen ſein?" rief der Inſpektor.

„In den Kellerſee fortgetrieben, das paſſirt ſehr oft," antwortete der Mann. „Wir wiſſen nie, ob wir im Oberſee Fiſche finden oder ob ſie alle im Kellerſee ſitzen geblieben ſind."

„Keine Ausflüchte!" ſchrie Herr v. Melnik, den dieſe Erklärung des Fiſchers noch mehr aufzubringen ſchien. „Eure Mühe wird euch reichlich vergolten, ſucht weiter."

„Ja doch, ja doch, gnädiger Herr, auf ein paar Stunden Nachtarbeit mehr oder weniger kommt's uns gewiß nicht an, aber — aber —." Kopfſchüttelnd kehrte er zu ſeinen Gefährten zurück, und die Arbeit begann von Neuem.

Mond und Sterne waren längſt erblichen, der Himmel röthete ſich, die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne zuckten gleich feurigen Schwertern über den See. Fröſtelnd, übernächtig ſchauten die auf Plaids und Röcken am Ufer lagernden Herren den ſich noch immer vergeblich abmühenden Fiſchern zu.

Endlich mußte auch Herr v. Melnik zugeſtehen, daß eine längere Fortſetzung der Unterſuchung zwecklos ſei. Die Fiſcher erhielten das Zeichen, die Arbeit einzuſtellen.

„Arme, arme Gertrud!" rief Melnik händeringend, „nicht einmal Deinen Körper finden wir wieder. Du ſollſt kein Grab in geweihter Erde haben, Deine Schweſter,

Deine Nichten ſollen nicht einmal an Deinem Hügel beten und weinen, ihn nicht mit Blumen ſchmücken können!"

„Seien Sie doch nicht ſo außer ſich, gnädiger Herr," ſagte der eine Fiſcher und ſeine nüchterne Ausdrucksweiſe machte einen eigenthümlichen Gegenſatz zu Melnik's pathetiſchem Schmerzensausbruch, „der Kellerſee behält die Leichen auch nicht. Abſuchen kann man ihn freilich nicht, dazu iſt er zu groß, aber ſie wird an's Ufer geſchwemmt oder geht einem Fiſcher von ungefähr in's Netz."

„Sucht! ſucht!" rief Melnik, „wer die Leiche findet, erhält von mir tauſend Mark. Das hier für eure heutige Arbeit."

Er gab den Fiſchern ein reiches Geldgeſchenk, das ſie mit dem Verſprechen unter ſich theilten, Alles, was in ihren Kräften ſtehe, thun zu wollen, um den gnädigen Herrn zufrieden zu ſtellen.

Die Kommiſſion kehrte zu ihrem Wagen zurück; der Kutſcher war eingeſchlafen und mußte wachgerüttelt werden; die ſehr geduldigen Pferde hatten ſich an den Blättern und Gräſern, die ihnen in Fülle zu Gebote ſtanden, gütlich gethan. Ehe die Herren einſtiegen, nahm Melnik den Amtsrichter bei Seite: „Wird gar nichts gegen Elteſter geſchehen?" fragte er.

Der Amtsrichter zuckte die Achſeln. „Noch ſind die Beweiſe nicht ſtark genug."

„Wie? Nach Allem, was wir erfahren haben?"

„Iſt er wohl verdächtig, aber ſeine Verhaftung würde ſich trotzdem nicht rechtfertigen laſſen," antwortete Reutern. „Verlaſſen Sie ſich jedoch auf mich und den Inſpektor Dietel. Der Burſche entwiſcht uns nicht; wir halten ein ſcharfes Auge auf ihn."

Ein Händedruck, Reutern ſchwang ſich auf den Wagen, und Melnik ſchlug den Weg nach dem Godeberg ein.

## 6.

Gertrud v. Kauffel's Leiche war endlich gefunden, und der Forstkandidat Georg Elteſter als ihr muthmaßlicher Mörder verhaftet worden.

Drei Tage, nachdem das Verſchwinden der jungen Mitbeſitzerin des Godebergs die ganze Umgegend in Aufruhr verſetzt hatte, erfuhr die ganze Gegend dieſe beiden ſchwerwiegenden Neuigkeiten.

Polizeiinſpektor Dietel, welcher Georg unausgeſetzt durch einen dazu beſonders geſchickten Beamten beobachten ließ, hatte bald in Erfahrung gebracht, daß der Förſter Dorn die Wahrheit geſprochen, als er ihm mittheilte, Elteſter beabſichtige demnächſt Segefeld zu verlaſſen. Alles deutete darauf hin, daß es auf eine Reiſe in's Ausland abgeſehen war.

Ein Telegramm war an die oberſte Forſtbehörde in Oldenburg abgegangen, wodurch der junge Forſtkandidat für eine längere Reiſe, die er ganz plötzlich antreten müſſe, um Urlaub gebeten hatte, und auf demſelben Wege war ihm ein ſolcher umgehend gewährt worden. Noch ehe das Telegramm jedoch Georg zugeſtellt worden war, hatte der Inſpektor Kenntniß von deſſen Inhalt bekommen. Er wußte ferner, daß die Förſterin Elteſter in Eutin bei einem Bankier geweſen war und dort mehrere Werthpapiere, einen großen Theil des ihr und ihren Kindern von ihrem verſtorbenen Gatten hinterlaſſenen Vermögens verkauft hatte.

Jetzt galt es aufzupaſſen, in welcher Weiſe und auf welchem Wege der Verdächtige ſeine Flucht bewerkſtelligen würde. Er that dies allerdings in einer Art, die einer Flucht durchaus nicht ähnlich ſah, und verblüffte den Inſpektor dadurch ſo ſehr, daß er ihn bei einem Haar hätte entwiſchen laſſen.

Am hellen Morgen, frank und frei war Georg Elteſter in Begleitung eines Burſchen, der ihm einen mäßig großen

Koffer und eine Reiſetaſche trug, nach dem Bahnhof Gremsmühlen gekommen. Er hatte dort einen Fahrſchein nach Kiel gelöst und dann, gelaſſen auf dem Bahnſteig auf und ab gehend, den Zug erwartet.

Dieſer kam herangebraust, hielt, und die Wagenthüren wurden geöffnet. Elteſter legte ſein Gepäck in einen Wagen und war im Begriffe einzuſteigen, da fühlte er ſich von hinten feſtgehalten. Unwillig wandte er ſich um und blickte in das Geſicht des Inſpektors Dietel.

„Was wünſchen Sie von mir?“ fragte er kurz.

„Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu ſprechen.“

„Bedauere, ich habe keine Zeit; Sie ſehen, daß ich im Begriffe ſtehe, abzureiſen.“

„Das eben will ich verhindern,“ ſagte Dietel nachdrücklich.

„Herr, was ſoll das heißen?“ ſchrie Georg, dem die Röthe des Zorns in's Geſicht ſtieg, und zog unwillkürlich den Fuß wieder vom Trittbrett zurück. Sogleich erſah Dietel dieſen Vortheil und drängte ſich zwiſchen ihn und den Wagen. Gleichzeitig raunte er ihm zu: „Folgen Sie mir ohne Aufſehen, ich habe den Befehl, Sie zu verhaften!“

„Ich habe meinen Paß und meinen Urlaub —“

„Darum handelt es ſich nicht.“

„Um was ſonſt?“

„Das kann ich Ihnen hier nicht auseinanderſetzen, wenn Sie es wirklich nicht wiſſen ſollten,“ und Dietel lächelte ſpöttiſch. „Zögern Sie nicht länger, ſehen Sie, man iſt ſchon aufmerkſam geworden.“

In der That ſchauten aus den Wagenfenſtern die Reiſenden dem eigenthümlichen Vorfall mit Spannung zu, und es hatte ſich auch ein Häufchen Neugieriger bereits um die Streitenden verſammelt.

„Einſteigen! Einſteigen!“ riefen die Schaffner und ſchloſſen die Wagenthüren. Schnell bemächtigte der In-

ſpektor ſich Georg's Gepäck, das ihm der einzige Inſaſſe des Wagens, dem bei der Vorſtellung grauen mochte, beinahe mit einem gefährlichen Verbrecher zuſammengeſperrt worden zu ſein, dienſtfertig hinausreichte. Das dritte Glockenzeichen ertönte, dann ein ſchriller Pfiff, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Georg verſuchte noch im letzten Augenblick, ſich hineinzuſchwingen. Dietel hielt ihn feſt.

„Wie können Sie es wagen, mich hier zurückzuhalten!“ rief der junge Forſtmann und hob drohend die Hand. „Ich muß fort; Sie wiſſen nicht, was auf dem Spiele ſteht!“

„Vielleicht weiß ich es nur zu gut,“ antwortete Dietel ſpöttiſch. In barſchem Tone fügte er hinzu: „Machen Sie jetzt nicht länger Umſtände und folgen Sie mir, zwingen Sie mich nicht, Gewalt zu brauchen. Ich habe meine Beamten in der Nähe, und außerdem wäre jeder der Umſtehenden, ſobald ich ihn dazu aufforderte, bereit und verpflichtet, mir Beiſtand zu leiſten.“

„Ich ſehe, es bleibt mir nichts übrig, als der Gewalt zu weichen,“ antwortete Georg. „Gehen wir.“

Dietel winkte einem Kofferträger und ließ Georg's Gepäck in ein neben dem Expeditionsraum und Warteſaal belegenes kleines Zimmer bringen, in das er mit ihm trat. Bald geſellten ſich auch noch zwei Unterbeamte zu ihnen, und von dieſen bewacht, mußte der junge Forſtkandidat, der wie ein gefangener Löwe in dem engen Raum auf und ab rannte, ausharren, bis nach einer Viertelſtunde ein anderer Zug aus der entgegengeſetzten Richtung kam. Seine Wächter beſtiegen mit ihm einen unbeſetzten Wagen, und im tiefſten Schweigen wurde die kurze Fahrt nach Eutin zurückgelegt. Ein bereits am Bahnhof harrender Wagen brachte ſie ſchnell nach dem unweit des Schloſſes belegenen Gerichtsgebäude.

Georg Elteſter ward ſogleich dem mit der Voruntersuchung beauftragten Amtsrichter v. Reutern vorgeführt.

Er wartete deſſen Anſprache nicht ab, ſondern beklagte ſich ſofort in heftiger Weiſe über die ihm zu Theil gewordene Behandlung. Der Amtsrichter verwies ihn zur Ruhe und erklärte ihm, daß gegen ihn genau den Vorſchriften des Geſetzes gemäß verfahren worden ſei.

„Das müſſen Sie mir erſt ſchwarz auf weiß zeigen, Herr Amtsrichter, ſonſt glaub' ich's nicht," antwortete er ein klein wenig gelaſſener und mit einem Anflug von Humor. „In welchem Paragraphen des Geſetzes ſteht es wohl, daß man einen Menſchen, deſſen Angelegenheiten in vollkommener Ordnung ſind, in dem Augenblicke feſthalten darf, wo er einen Eiſenbahnzug beſteigen will, um eine Reiſe zu machen?"

„In dem Paragraphen, der beſtimmt, daß Jeder verhaftet werden darf, gegen den der Verdacht vorliegt, er wolle ſich durch die Flucht einer Anklage entziehen. Sie können nicht in Abrede ſtellen, daß Sie ſich in dieſem Falle befinden."

„Doch, das ſtelle ich ganz entſchieden in Abrede!" rief Elteſter und trat dem Tiſche, hinter welchem der Unterſuchungsrichter ſaß, ganz nahe, „wie können Sie es eine Flucht nennen, wenn ich öffentlich, am hellen Tage, vor Aller Augen abreiſen will?"

„Das haben Sie allerdings gethan, wahrſcheinlich in der Vorausſetzung, daß man daraus am wenigſten Arg haben würde."

„Läge nicht die Annahme viel näher, daß ich keinen Grund habe, meine Abreiſe geheim zu halten?" fragte Georg mit bitterem Lächeln, „daß ich mir keines Verbrechens, nicht einmal eines Vergehens bewußt bin."

„Erlauben Sie jetzt, daß ich frage," verſetzte der Amtsrichter mit ironiſcher Höflichkeit. „Wohin wollten Sie reiſen?"

„Nach Kiel, wie die Fahrkarte ausweist, die ich in Gremsmühlen gelöst habe."

„O, nicht weiter? Dazu bedarf es aber keines mehrmonatlichen Urlaubs von der Forstbehörde, dazu bedarf es keiner so großen Geldsumme, wie Sie mit sich genommen haben, dazu bedarf es nicht einmal des Gepäckes, das Sie bei sich führten."

„Sie sind ja außerordentlich gut unterrichtet, Herr Amtsrichter," sagte Georg spöttisch. „Da werden Sie auch wohl wissen, wohin ich reisen wollte."

„Nach Amerika," entgegnete Reutern mit großer Bestimmtheit, während er durch die Brillengläser die kalten stahlgrauen Augen scharf auf Elteſter richtete. Als er gewahrte, das dieſer zuſammenzuckte, fuhr er eindringlich fort: „Es stünde Ihnen beſſer an, wenn Sie von Ihrem hohen Pferde herabſteigen wollten; Sie rühmen ſich, ſich nicht einmal einer Uebertretung ſchuldig gemacht zu haben, und wollten doch ohne Erlaubniß Deutſchland und Europa verlaſſen."

„Sie wiſſen ja, daß ich einen mehrmonatlichen Urlaub habe."

„Aber keine Auswanderungserlaubniß, keine Entlaſſung aus Ihren dienſtlichen Verhältniſſen, keinen Abſchied vom Militär, und Sie wollten doch für immer fortgehen."

„Womit wollen Sie mir das beweiſen? Sie können mich doch nicht feſthalten, um mich zu verhindern, in Zukunft etwa ein Landesgeſetz zu übertreten. Ich proteſtire ganz energiſch gegen dieſe widerrechtliche Freiheitsberaubung; ich mache Sie verantwortlich für jeden Nachtheil, der mir daraus erwächst!"

„Das ſteht Ihnen frei," ſagte der Amtsrichter mit einer Gelaſſenheit, die Georg um den letzten Reſt ſeiner Selbſtbeherrſchung brachte.

„Laſſen Sie mich fort!" ſchrie er mit dem Fuße ſtam-

pfend und zerrte an ſeinen Armen, als wolle er daran befindliche Ketten abſtreifen.

„Vergeſſen Sie nicht, wo Sie ſind! Meine Langmuth könnte ein Ende haben," ſagte der Amtsrichter ſehr nachdrücklich. „Sie verbeſſern Ihre Lage durch dieſes Toben und Schreien durchaus nicht."

„Aber ich bin in Verzweiflung, ich muß nach Hamburg und von dort unverzüglich nach England!" ſagte Georg ein klein wenig ruhiger. „Ich werde dort erwartet."

„Von wem?" fragte der Amtsrichter.

Georg verſtummte; durch ſeine Leidenſchaft fortgeriſſen, hatte er, wie Reutern ſehr wohl bemerkte, mehr geſagt, als ihm jetzt zuträglich erſchien. Nun ſuchte er das gut zu machen, indem er erſt nach wiederholter Aufforderung erwiederte: „Darauf verweigere ich die Antwort."

„Weil Sie keine zu geben haben weil Niemand Sie erwartet."

Georg antwortete nicht.

„Sie waren heimlich mit Fräulein Gertrud v. Kauffel verlobt?" ſetzte der Amtsrichter ſein Verhör fort.

„Ja," antwortete Georg nach kurzem Beſinnen.

„Und ſie hat mit Ihnen gebrochen. Weshalb?"

Der junge Forſtkandidat erbleichte bis in die Lippen; ſein ganzer Körper erbebte, wie unter einem ſchweren Schlage, dann kreuzte er die Arme und ſagte mit einem tiefen Athemzuge: „Auch darüber verweigere ich die Auskunft."

„Das wird Ihnen wenig helfen, es ſind Andere da, welche darüber Auskunft geben können; ebenſo wie man weiß, daß Sie ihr auf Schritt und Tritt nachgeſchlichen ſind; wollen Sie das leugnen?"

„Nein; ich wollte mich bei meiner Braut rechtfertigen, man hatte mich bei ihr ſchändlich verleumdet," ſprach er mit ſichtlicher Anſtrengung.

„Sie wich Ihnen aus, und das brachte Sie außer sich."

Georg schwieg.

„Sie haben die heftigsten Drohungen ausgestoßen."

„Ich war eben in Verzweiflung."

„Und diese Verzweiflung hat Sie zu einer furchtbaren, wahnsinnigen That hingerissen," fiel der Untersuchungsrichter schnell ein. „Sie haben Gertrud v. Kauffel in den Obersee gestürzt."

Reutern hatte gehofft, Elteſter zu verblüffen, indem er ihm diese Beschuldigung ohne Weiteres an den Kopf warf; er sah sich in dieser Voraussetzung getäuscht; Georg wurde ganz ruhig und lachte sogar. „Förster Dorn hat mir gesagt, daß die Leute sich solche Albernheiten erzählen, und mir sogar gerathen, meine Abreise geheim zu halten," sagte er, „aber daß Sie dergleichen glauben könnten, hätte ich nicht gedacht."

„Volkes Stimme — Gottes Stimme," entgegnete Reutern, „man hat Sie an dem Nachmittage, an welchem Fräulein v. Kauffel verschwand, mit ihr in der Nähe des Obersee's gesehen."

„Daraus folgt doch nicht, daß ich sie hineingeworfen habe," versetzte Georg geringschätzig, „es ist überhaupt eine sehr willkürliche Annahme, daß sie ertrunken sei."

„Leider ist es keine bloße Annahme mehr," erwiederte der Amtsrichter sehr ernst.

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Donnerstag Nacht haben wir den Obersee von Fischern absuchen lassen und dabei fand sich" — er machte eine Pause, griff hinter sich nach einem dort stehenden Kästchen und fuhr fort: „diese Uhr. Vielleicht kennen Sie dieselbe."

Georg schüttelte den Kopf, aber in seinem Gesichte malte sich große Betroffenheit.

„Herr v. Melnik hat sie als das Eigenthum seiner Schwägerin erkannt."

„Das ist möglich, sie saß öfters am Obersee; sie kann ihr hineingefallen sein," stammelte Georg, aber es war unschwer zu erkennen, daß seine frühere Zuversicht von ihm gewichen war.

„Sie ist gleichzeitig mit ihr hineingeschleudert worden," sprach der Amtsrichter mit erhobener Stimme.

„Nein, nein!" schrie Georg. „Das ist nicht geschehen."

„Also Sie wissen doch von dem Vorgang; erzählen Sie, wie er sich zugetragen hat."

Georg fuhr erschrocken zusammen. „Ich weiß von nichts!" rief er und die Hand erhebend fügte er hinzu: „Es ist nicht wahr; Gertrud v. Kauffel ist nicht ertrunken, sie ist nicht todt."

„Sie ist todt," sagte der Amtsrichter ernst.

Elteſter stieß einen lauten Schrei aus. „Woher wissen Sie das? Wer brachte die Nachricht?" fragte er mit bebenden Lippen.

„Fischer haben heute bei Tagesanbruch die Leiche in ihrem Netze gefunden, sie lag im Kellersee, in den sie aus dem Obersee getrieben sein mag."

Georg athmete hörbar. „Das ist ein Irrthum," sagte er.

„Was?" rief der Amtsrichter ganz verblüfft.

„Das kann Gertrud's Leiche nicht sein; sie ist nicht ertrunken."

„Aber das übersteigt doch Alles. Sie leugnen offenkundige Thatsachen; die Leiche ist vorhanden."

„Das bestreite ich nicht, nur daß sie identisch mit Gertrud v. Kauffel ist."

„Man wird Sie hinführen, und ich hoffe, daß Angesichts Ihres Opfers Verstocktheit und thörichter Trotz von Ihnen weichen wird," antwortete der Amtsrichter und schloß das Verhör.

Noch einmal betheuerte Elteſter, daß man ihm schweres Unrecht thue, noch einmal bat er, ihn frei zu lassen, ihn

nicht länger zu hindern, die Reise anzutreten, von der für ihn sehr viel abhänge.

Der Amtsrichter würdigte ihn gar keiner Antwort und befahl, ihn abzuführen. Georg's ganzes Verhalten hatte ihn in dem gegen ihn gehegten Verdacht bestärkt; er war jetzt fest überzeugt, daß er der Mörder des schönen Mädchens sei, dessen traurige Ueberreste unten in dem im Hofe des Gerichtsgebäudes befindlichen kleinen Leichenschauhause lagen, wo sich soeben ein herzzerreißender Auftritt abspielte.

Melitta v. Melnik stand an der Leiche ihrer Schwester.

— — — — — — — — — — — —

Wohl niemals waren die Fischer, welche ihr Gewerbe auf den Seen der Holsteinischen Schweiz ausübten, so eifrig bei ihrer Arbeit gewesen, wie in den Tagen nach dem Verschwinden Gertrud's. Früh und spät sah man ihre kleinen Barken auf dem Kellersee, und sie schalten nicht einmal über das Dampfschiff, das seit Kurzem die Seen befuhr und, wie sie sagten, ihnen die Fische verscheuchte; die Beute, nach welcher sie jetzt angelten, war durch kein Geräusch mehr in Schrecken zu versetzen.

Den angestrengten, fortgesetzten Bemühungen ward der Erfolg zu Theil. Das Netz, welches drei Fischer, die bei Sternenschein ausgefahren waren, in den Grund des See's versenkt hatten, war schwer, sehr schwer, als sie es zurückzogen. Mit einem lauten Schrei, halb Freude, halb Schreck und Entsetzen ward der längst ersehnte Fund begrüßt; man hatte eine Leiche an das Licht des soeben anbrechenden neuen Tages gebracht.

Das Entsetzen gewann aber die Oberhand, als man die Leiche näher ansah; das von den Fischern so gehaßte Dampfschiff hatte allem Anschein nach sein Zerstörungswerk an dem jugendlichen Frauenkörper geübt, der vorzeitig sein Ende in den Fluthen gefunden. Das Gesicht,

das die Schaufeln und Räder erfaßt haben mochten, war gänzlich zerstört, eine Hand war abgerissen, auch von der Bekleidung waren nur noch einige Fetzen vorhanden. Mit einem groben Segeltuche bedeckten die Fischer den armen verstümmelten Körper. Eingedenk der Vorschrift, die ihnen für einen solchen Fall zu Theil geworden war, brachten Zwei von ihnen den Fund nach dem Schauhause in Eutin, während der Dritte nach dem Godeberg ging, um den verheißenen Finderlohn in Empfang zu nehmen.

Melnik saß mit seiner Frau beim Frühstück, als der Diener eintrat und ihm hinter dem Rücken Melitta's ein Zeichen gab, in das Erdgeschoß hinunter zu kommen. Melnik folgte ihm sofort unter einem schnell gefundenen Vorwande. Beim Anblick des Fischers rief er sogleich: „Ihr habt sie gefunden?"

„Ja, gnädiger Herr," antwortete der Mann, die Mütze in der Hand, und erstattete die Meldung. Bei der Schilderung des Zustandes, in welchem die Leiche gefunden worden, wurde Melnik's Gesicht aschfahl, seine Kniee schlotterten, er mußte sich an einen in seiner Nähe stehenden Tisch halten, um nicht umzufallen.

„Furchtbar, gräßlich," murmelte er. „Bis zur Unkenntlichkeit entstellt, sagt Ihr?"

„Ja, ja," erwiederte der Fischer, „ich glaube, sogar die gnädige Frau v. Kauffel, wenn sie noch lebte, würde das Fräulein nicht wiedererkennen. Aber sie ist's doch; wer sollt's denn anders sein?"

„Ihr habt Recht, wer sollte es sonst sein?" wiederholte Melnik, sich etwas fassend. „Ihr habt Eure Belohnung redlich verdient und sollt sie bekommen, sobald ich die Leiche gesehen habe. Laßt euch in der Küche eine gute Mahlzeit geben, und Sie, Heinrich," wandte er sich an den Diener, der ihm gefolgt war, „bringen Sie mir schnell eine Flasche Portwein auf mein Zimmer und sagen der

gnädigen Frau, ich sei durch ein eiliges Geschäft verhindert, mit ihr das Frühstück zu beenden."

Der starke Wein, von dem er schnell ein paar Gläser hinuntergoß, half Melnik, das Gefühl der Schwäche, das ihn angewandelt hatte, überwinden. Dennoch sah er, als er nach einer halben Stunde bei Melitta wieder eintrat, so übel aus, daß diese, welche mit einem Buch in der Hand im Schaukelstuhl lag, auffuhr und rief: „Lothar, was ist geschehen? Hast Du Nachrichten von Gertrud?"

Melnik ließ sich neben ihr auf einem Lehnstuhl nieder, nahm ihre beiden Hände in die seinigen und sagte mit halberstickter Stimme: „Liebe, liebe Melitta, sei stark, ich kann es Dir länger nicht ersparen; Gertrud ist gefunden!"

„Wo?" rief sie freudig auffahrend. „Warum sagst Du denn das so traurig? Ich wußte es ja —"

„Weil man sie als Leiche aus dem Kellersee gezogen hat," unterbrach sie ihr Gatte, der es nicht wieder mit anhören mochte, daß sie sich in allerlei Hoffnungen wiegte. Sie hatte bis jetzt den Gedanken, daß Gertrud ihren Tod gefunden haben könne, geflissentlich von sich abgewehrt, und Melnik hatte sie darin unterstützt. Weder vom Absuchen des Obersee's, noch vom Auffinden der Uhr, noch von den Gerüchten, die umher schwirrten, hatte sie etwas erfahren. Konsul Bauer, Gertrud's Vormund, war nur einige Stunden auf dem Godeberg gewesen, und da sie infolge der Erregung zu Bett gelegen hatte, von Melnik allein empfangen worden. Er wurde von diesem über alle Vorkommnisse auf dem Laufenden erhalten. Den Dienstboten war streng verboten, der guädigen Frau irgend eine Nachricht zuzutragen, und Melitta selbst kam ihnen dabei trefflich zu Hilfe. Der Trieb, sich alles Unangenehme fern zu halten, schien bei ihr der stärkste zu sein; sie hütete sich, irgend eine Frage zu thun; den stürmischen Fragen der Kinder

nach Tante Gertrud ward durch die Antwort begegnet, sie sei verreist und werde längere Zeit fortbleiben.

Auch jetzt war das Erste, was Frau v. Melnik auf die traurige Mittheilung ihres Mannes erwiederte: „Es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein!"

„Es ist leider nur zu wahr," versetzte Melnik, „ich wußte es schon seit zwei Tagen, daß es sich so verhält, wollte Dich aber, bis wir die traurige Gewißheit hatten, nicht damit betrüben."

Nun berichtete er ihr von den Nachforschungen im Obersee, vom Auffinden der Uhr und endlich vom Auffischen der Leiche.

Sie war längst aufgesprungen und lief nun weinend und händeringend im Zimmer auf und ab. „Meine Schwester, meine arme Schwester, o, wie hätte ich denken können, daß ich Dich nie, nie wiedersehen sollte!" jammerte sie. „Aber ich will sie sehen, ich will!" rief sie mit plötzlich erwachendem Entschluß und blieb vor ihrem Gatten stehen. „Wo ist sie, Lothar, ich will hin."

Er stand auf und umschlang sie. „Laß von diesem Gedanken ab, der Anblick würde Dich zu sehr erschüttern; man hat sie nach Eutin in's Leichenschauhaus gebracht; ich will sogleich hinfahren."

„In's Leichenschauhaus? Das dürfen wir nicht dulden; sie müssen sie uns sogleich herausgeben."

„Das geht nicht so leicht, es muß erst festgestellt werden, daß sie es ist."

„Und wer vermöchte das besser festzustellen, als wir? Ich fahre mit Dir."

„Aber Melitta —"

„Nein, nein, ich lasse mir das nicht wehren," sagte sie eifrig und merkte nicht, daß Melnik es mit seinem Widerstande gar nicht so ernsthaft nahm. Er machte noch einige Einwendungen, dann aber sagte er, während er die Klingel

zog: „Nun wohl, Du sollst Deinen Willen haben, meine arme Melitta. Ich möchte Dich ja so gern schonen, aber ich sehe ein, daß dieser Kelch nicht an Dir vorübergehen kann.“

Dem eintretenden Diener befahl er: „Der große vier-sitzige Wagen soll angespannt werden; die Jungfer soll die gnädige Frau ankleiden und sich dann bereit halten, mit uns nach Eutin zu fahren; Sie begleiten uns ebenfalls.“

„Wozu das, Lothar?“ fragte Melitta.

„Ich möchte Jemand zur Hand haben, falls Dich die Sache zu sehr angreift,“ antwortete er. Er wollte ihr nicht sagen, daß er die Leute mitnahm, damit sie ebenfalls ihr Zeugniß für die Identität des Leichnams abgeben sollten.

Eine halbe Stunde später fuhr der Wagen vor, und unter dem Weinen und Wehklagen der zurückbleibenden Hausgenossen stieg das Melnik'sche Ehepaar und die Kammerjungfer ein, während der Diener sich zum Kutscher auf den Bock schwang. Erst jetzt betrauerte man Gertrud v. Kauffel wirklich als eine Todte, bis dahin hatte man sich noch immer mit der Hoffnung getragen, daß sie wieder-kehren könne. —

Amtsrichter v. Reutern empfing das Ehepaar bei seiner Ankunft im Gerichtsgebäude mit allen Zeichen der tiefsten Theilnahme. Melnik war bereits von Elteſter's Verhaf-tung unterrichtet, und sein Freund nahm keinen Anstand, ihm das Ergebniß des ersten Verhörs zuzuflüstern.

„Der Elende ist ja des Mordes so gut wie überführt, sein Pochen und Großthun wird ihm nicht viel helfen. Lassen wir meine Frau noch nichts davon wissen, sie hat an dem, was ihrer wartet, genug,“ sagte Melnik mit einem warnenden Blick auf Melitta.

Reutern selbst führte Herrn und Frau v. Melnik nach dem Leichenschauhause, wo der verstümmelte Körper des schönen Mädchens jetzt unter einer schwarzen Decke auf

dem Schragen lag. Die Hülle wurde entfernt, und Melnik, der zuerſt herangetreten war, fuhr mit einem dumpfen Schrei zurück; ſein Geſicht ward grünlich bleich, die Zähne klapperten, nur mit der größten Anſtrengung hielt er ſich aufrecht. Welche Vorſtellung er ſich auch von dem Ausſehen der Todten gemacht hatte, die Wirklichkeit war doch noch viel grauenhafter.

„Bleibe zurück, Melitta, Du erträgſt das nicht!“ rief er, aber ſchon hatte ſie ſich vom Arme des Amtsrichters losgemacht und war herangetreten. Mit dem Rufe: „Gertrud!“ ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Man trug ſie hinaus; zitternd, ſchreiend, mit den Händen die Augen bedeckend, folgte ihr die Kammerjungfer, die auf einen Wink ihres Herrn ihnen gefolgt war.

In einem beſonderen Zimmer des Gerichtsgebäudes, das ihr und ihrem Gatten geöffnet worden war, erholte ſich Melitta wieder. Hier gab ſie nach dem Vorgang Melnik's zu Protokoll, daß ſie in der Todten ihre Schweſter erkannt habe. Auch die Kammerjungfer, der Kutſcher und der Diener, denen man die Leiche gezeigt hatte, gaben daſſelbe Urtheil ab; ſah man auch vom Geſichte nichts mehr, fehlte die Hand mit den Ringen und waren von den Kleidungsſtücken nur noch Fetzen übrig, ſo erkannte man doch das reiche braune Haar, das von dem langen Liegen im Waſſer jetzt freilich glanzlos und ſtumpf geworden war. Ferner erklärte die Kammerjungfer die von Schlamm beſchmutzten Strümpfe und Schuhe, welche die Füße noch bekleideten, für diejenigen, welche das junge Mädchen beim Fortgehen getragen habe.

Auch der Gärtner, das Hausmädchen und noch einige andere Perſonen, die Gertrud v. Kauffel gekannt hatten, und die man im Laufe des Tages in das Schauhaus führte, ſprachen ſich übereinſtimmend dahin aus, daß die gefundene Leiche die des jungen Mädchens ſei. Nur die

Köchin äußerte Zweifel; ihr Fräulein sei schlanker und von feinerem Gliederbau gewesen. Als ob man das an einer Wasserleiche noch hätte unterscheiden können!

Ihrer Behauptung wurde denn auch dem übereinstimmenden Urtheil aller Anderen gegenüber kein Gewicht beigelegt.

— — — — — — — — — — —

Auch Georg Elteſter wurde vor die Leiche geführt.

Mit Beſtimmtheit widerſprach er der Meinung, daß die Todte Gertrud v. Kauffel ſei, ja er verſtieg ſich ſogar zu der Beſchuldigung, Alle, die dies geſagt, hätten es gegen beſſeres Wiſſen gethan oder ſich täuſchen laſſen.

„Zu welchem Zwecke?“ fragte ihn der Inſpektor Dietel, der ſammt dem Unterſuchungsrichter ihn zu der Leichenſchau begleitet hatte. Beide wußten nicht recht, was ſie aus ihm machen ſollten, ſie hatten ſich von dem grauſen Anblick eine erſchütternde Wirkung auf ihn verſprochen, die aber gänzlich ausgeblieben war.

Georg antwortete auf dieſe Frage nur durch ein vieldeutiges Achſelzucken und ſagte, auf die Todte deutend: „Wer dieſe Unglückliche auch ſein möge, ſie kann in ihrer äußeren Erſcheinung Gertrud v. Kauffel nicht nahe gekommen ſein; ſähe ſie ihr aber auch ähnlich wie ein Ei dem anderen, ich behaupte doch: ſie kann es nicht ſein.“

„Warum nicht?“ fragten der Inſpektor und der Amtsrichter gleichzeitig.

„Weil ſie lebt.“

„Sie wiſſen alſo von ihr?“

„Ja.“

„Weshalb behaupteten Sie bis jetzt das Gegentheil?“

„Weil ich ihr verſprochen hatte, zu ſchweigen, weil ich glaubte, daß für ſie und für mich viel, ja Alles darauf ankomme, daß Niemand erführe, wo ſie ſei. Jetzt ſehe ich ein, daß ich nicht länger ſchweigen kann. Ich darf nicht

dulden, daß man Gertrud v. Kauffel für todt erklärt und an ihrer Stelle eine Andere begräbt; ich darf sie nicht länger vergeblich auf mich warten lassen."

„Sie wollen uns in den Wahn versetzen, Gertrud v. Kauffel erwarte sie?" fragte der Amtsrichter mit ungläubigem Gesicht, und Dietel fügte hinzu:

„Fürchten Sie sich wirklich nicht, uns neben dieser Todten ein Märchen zu erzählen?"

„Es ist kein Märchen, sondern die volle Wahrheit," erwiederte Georg, „aber die Geschichte ist lang, vielleicht hören Sie sie doch lieber im Gerichtszimmer, als hier im Schauhause."

Die beiden Herren tauschten einen Blick aus. „Gut," sagte der Amtsrichter, „man soll Sie von hier sogleich in's Verhörzimmer führen."

## 7.

Wieder stand Georg Elteſter dem Amtsrichter, hinter dem Inspektor Dietel Platz genommen hatte, in dem schmucklosen Verhörzimmer mit den graugetünchten Wänden gegenüber. Seitwärts an einem mit grünem Tuch beschlagenen Tische saß der Protokollführer, bereit, jedes Wort des jungen Forstmannes zu Papier zu bringen.

So sehr alle Drei sich in der Gewalt hatten, konnten sie doch nicht ganz die Spannung auf das, was sie nun erfahren sollen, verbergen.

Es war Spätnachmittag, die Luft drückend schwül; am östlichen Horizont zog schweres Gewölk auf, aber im Westen war es noch klar. Die sinkende Sonne warf gebrochene Strahlen durch die das einzige hohe Fenster des Zimmers beschattenden Zweige eines breitästigen Nußbaumes, so daß die Lichter bald auf den Gesichtern der beiden Herren hinter der Schranke spielten, bald das auf dem Tische des Amtrichters stehende Kruzifix trafen.

Georg selbst stand im Schatten, er sah bleich aus und hielt sich nur mühsam aufrecht. Er hatte sich standhaft geweigert, von der Gefängnißkost, die man ihm geboten, etwas zu berühren und fühlte sich nun recht schwach. Der Amtsrichter bemerkte es und gestattete ihm, sich zu setzen. Elteſter machte von dieser Erlaubniß sofort Gebrauch und sank auf einen Stuhl.

„Was haben Sie uns mitzutheilen?“ begann der Amtsrichter; „erzählen Sie.“

Es dauerte jedoch noch mehrere Minuten, ehe der junge Mann sich gesammelt hatte. Im Zimmer herrschte eine tiefe, feierliche Stille, so daß das Summen einer großen Fliege als ein lautes Geräusch erschien.

„Reden Sie, wir warten,“ mahnte der Amtsrichter.

Nun begann Georg nach einem tiefen Athemzuge erst leise und bedächtig, aber je weiter er sprach, immer lebhafter werdend: „Sie haben mich gefragt, Herr Amtsrichter, ob ich mit Gertrud v. Kauffel verlobt gewesen sei, und ich habe das bejaht. Ich füge jetzt hinzu, daß wir uns geliebt haben seit den Tagen der Kindheit, daß ich, um sie zu erringen, statt schlecht und recht dem Berufe meines Vaters zu folgen und sein Amtsnachfolger in Segefeld zu werden, wie er der seines Vaters gewesen ist, die höhere Forstkarrière eingeschlagen habe, und daß ich Gertrud mit dem Wissen und dem Segen ihrer Mutter seit dem vorigen Sommer schon meine Braut genannt habe.“

„Es wußte aber sonst Niemand von der Verlobung?“ schaltete hier der Untersuchungsrichter ein. „Weshalb diese Heimlichkeit?“

„Brauche ich das erst zu sagen?“ fragte Georg. „Frau v. Kauffel fürchtete den Widerstand ihres Schwiegersohnes, wie des Konsuls Bauer, der Gertrud's Vormund ist. Es konnte ja immerhin noch ein paar Jahre dauern, ehe ich Oberförster wurde.“

„Bei Fräulein v. Kauffel's Vermögensverhältniſſen hätten Sie darauf nicht zu warten brauchen," bemerkte der Amtsrichter.

Elteſter aber entgegnete ſehr lebhaft: „Gerade bei ihrem Vermögen war es für mich Ehrenſache, ſie erſt dann heimzuführen, wenn ich ihr eine Stellung bieten konnte. Wir gedachten unſere Verlobung vielleicht noch zwei Jahre geheim zu halten, bis zu Gertrud's Mündigkeit. Hätten wir vorherſehen können, daß der Tod uns ſo bald unſere theuere Beſchützerin, Gertrud's gütige Mutter, entreißen würde, wir hätten vielleicht anders entſchieden. So erſchien uns die Zeit des Wartens nicht ſchwer, ſchien uns das Geheimniß, in das ſich unſere Liebe hüllte, ſo ſüß, ſchien uns die Trennung und das Wiederfinden hier auf dem Schauplatze unſerer Kinderſpiele ein unbeſchreibliches Glück."

„Und Sie wußten ſich die Zeit des Wartens auch noch in anderer Weiſe zu verkürzen," fiel Reutern ein. Der warme Ton, in welchem Georg die Schilderung ſeiner Liebe zu Gertrud gab, erſchien ihm nach Allem, was ſich ereignet hatte, eine Komödie, die ihn empörte.

„Alles, was man Gertrud v. Kauffel über mich geſagt hat, iſt eine ſchändliche, nichtswürdige Verleumdung!" fuhr Georg auf. „Ich habe jene Perſon in Berlin, mit der man mich in Verbindung gebracht hat, nie gekannt, habe nie einen jener Briefe geſchrieben."

„Bedenken Sie, was Sie ſagen!" rief Reutern. „Wiſſen Sie, wen Sie der Verleumdung, des falſchen Zeugniſſes zeihen? Zwei hoch angeſehne, ehrenhafte Männer: Herrn v. Melnik und den Konſul Bauer."

„Die beiden Gegner meiner Verbindung mit Gertrud," ſagte Georg bitter. „Sie mögen wohl gedacht haben, der Zweck heilige die Mittel!"

„Das iſt eine ſchwere Beſchuldigung!"

„Man lege mir die Briefe vor, man lasse sie auf ihre Echtheit durch Schriftverständige prüfen."

„Sie wissen, daß das nicht möglich ist, weil Fräulein v. Kauffel sie verbrannt hat."

„So stelle man mir das elende Weib gegenüber, das sich zum Werkzeug dieser Intrigue hergegeben hat!"

„Dieser Wunsch dürfte Ihnen vielleicht eher erfüllt werden, als Ihnen lieb ist," versetzte Reutern. „Die Beweise müssen aber doch sehr überzeugend gewesen sein, da Fräulein v. Kauffel ihnen geglaubt hat."

„Ja, es war ein sehr geschicktes, ein teufliches Machwerk, würdig eines —" er verschluckte den Namen, „und meine arme, unerfahrene Gertrud ging in die ihr gelegte Schlinge."

„Die junge Dame wird allgemein als sehr verständig und besonnen geschildert. Sie selbst haben uns soeben erzählt, welche innige Liebe sie mit Ihnen verbunden haben soll, da ist es doch auffallend, daß sie sich so gänzlich von Ihnen abwenden konnte, ohne zu prüfen, ohne Ihre Rechtfertigung hören zu wollen."

„Ich sagte bereits, die Fälschung war sehr geschickt ausgeführt. Hätte Gertrud auch selbst Herrn v. Melnik mißtraut, ihrem Vormunde glaubte sie. Eben weil sie so besonnen und verständig war und mich so innig liebte, handelte sie, wie sie es gethan. Obwohl man sie von meiner Schuld überzeugt hatte, traute sie doch ihrem Herzen nicht, darum schrieb sie mir den Absagebrief, darum wollte sie mich nicht wieder sprechen, nicht wieder sehen."

„Sie scheinen sich sehr genau in das Wesen der jungen Dame versetzt zu haben, daß Sie das so anschaulich schildern können," spottete Reutern.

„Das wäre nicht verwunderlich, da ich sie seit so vielen Jahren kenne und liebe. Indeß ist diese Erklärung keine Kombination von mir, sondern ich habe sie aus Gertrud's eigenem Munde."

„Wann hätte ſie Ihnen die gegeben?“

„An dem Tage, an welchem man ſie vermißt hat.“

„Sie geben alſo zu, daß Sie ſie an jenem Nachmittag geſprochen haben.“

„Ja.“

„Am Oberſee?“

„Dort auch.“

„Leugnen Sie doch nicht länger. Sie haben am Oberſee eine Auseinanderſetzung mit Fräulein v. Kauffel gehabt, ſie hat nichts von Ihnen wiſſen wollen, der Zorn hat Sie übermannt, und Sie haben ſie in's Waſſer geſchleudert.“

„Ich, ich ſoll Gertrud in's Waſſer geſchleudert haben! Ich, deſſen Leben, deſſen Glück, deſſen Seligkeit in ihr beruht!“ ſchrie der junge Mann und ſprang auf.

Die tiefe Leidenſchaft, die Wahrheit, welche in dieſem Ausſpruch lag, machte die Zuhörer betroffen; ſie tauſchten Blicke miteinander, und der Unterſuchungsrichter ſagte in milderem Ton: „Sie begingen die That in halber Unzurechnungsfähigkeit und mögen ſie bereut haben, ſobald ſie geſchehen war. Sie befanden ſich ſchon länger nicht im normalen Zuſtande. Förſter Dorn hat Sie ſagen hören, Sie würden ein Ende mit Schrecken machen, man hat auch anderweitig ſolche Aeußerungen von Ihnen vernommen.“

„Ich leugne nicht, daß ich ſie gethan habe; ich war außer mir, aber mein Zorn richtete ſich weniger gegen Gertrud, als gegen die, welche ſie mir abwendig gemacht hatten. Hätte ich einen von ihnen vor der Mündung meiner Büchſe gehabt, ich ſtehe nicht dafür, daß etwas Schreckliches geſchehen wäre!“

Sein bleiches Geſicht hatte ſich geröthet, die dunklen Augen rollten, ſein ganzer Körper bebte.

Dietel ſtieß den Amtsrichter leiſe an. Da ſtand ja der Menſch vor ihnen, wie er in dem Augenblicke der unſeligen That geweſen ſein mußte.

„Da die beiden Herren vor Ihrer Rache bewahrt blieben, ward Ihre ehemalige Braut das Opfer," sagte der Amtsrichter. „Als sie Ihren Betheuerungen keinen Glauben schenken wollte, ergriffen Sie die leichte Gestalt —"

„Sie glauben immer noch, ich hätte Gertrud in den See geschleudert?" unterbrach ihn Georg glühend vor Zorn. „Hätte mich der Wahnsinn gepackt, hätte ich's gethan, so würde ich ihr im nächsten Augenblicke nachgestürzt sein und hätte sie entweder lebend wieder heraufgebracht oder gemeinschaftlich mit ihr den Tod in den Fluthen gefunden."

„So hätte ich an Ihrer Stelle auch gehandelt, der Augenschein lehrt nur, daß Sie es nicht gethan haben," spottete Reutern. „Ihr armes Opfer liegt draußen im Schauhause, Sie stehen lebendig vor uns und haben recht umsichtig alle Anstalten getroffen, sich den Folgen Ihres Verbrechens durch die Flucht zu entziehen."

„Ich wiederhole Ihnen, daß sich Alles ganz anders verhält, und daß die Leiche draußen im Schauhause nicht Gertrud v. Kauffell's Leiche ist," versetzte Georg.

Seine Stimme klang jetzt matt, er sank wieder auf den Stuhl.

Reutern gönnte ihm einige Minuten, sich zu erholen, dann sagte er: „Sie stellen sich mit dieser Behauptung in Widerspruch mit den nächsten Verwandten der Unglücklichen. Leugnen Sie auch immer noch, daß die im Obersee gefundene Uhr das Eigenthum der jungen Dame war?"

„Nein," sagte Georg und es klang merkwürdig ruhig, „ich wußte, daß die Uhr im Obersee liegen müsse, Gertrud vermißte sie, nachdem ich sie aus dem Wasser gezogen hatte."

„Was?" Reutern und der Inspektor sprangen vor Ueberraschung gleichzeitig von ihren Sitzen auf. „Jetzt geben Sie zu, daß sie im Wasser sich befunden habe?"

„Ja, das gebe ich zu," antwortete Georg fest. „Bitte,

laſſen Sie ſich den Hergang der Sache ausführlich erzählen."

„Sprechen Sie," ſagte der Amtsrichter und lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück, während der Inſpektor in geſpannter Erwartung hinter ihm ſtehen blieb.

Georg fuhr fort: „Am vorigen Mittwoch Nachmittag bin ich, wie Ihnen ja bereits berichtet worden iſt, Gertrud wieder im Walde begegnet und zwar gelang es mir, ſie zu überraſchen, ehe ſie mich gewahr wurde. Ich ergriff ſie bei der Hand, ich bat und beſchwor ſie, mich anzuhören, ſie ſprach kein Wort, ſondern winkte mir nur mit der Hand, ich ſolle ſie verlaſſen. Ich beſtand darauf, ſie müſſe mich hören, ich ſei unſchuldig, aber ſie riß ſich los und ſtürzte fort mit den Worten: ‚Wage nicht, mir wieder in den Weg zu treten oder es geſchieht das Schlimmſte.'

Mit dieſen Worten war ſie im Dickicht verſchwunden. Ich wollte ihr nacheilen, da war es mir aber, als raſchele etwas hinter mir, und ich ſah die alte Peterſen und ihren Enkel durch den Wald davon ſchlüpfen und zwar, wie mich bedünken wollte, in der Richtung, die Gertrud eingeſchlagen hatte. Da ich nicht wollte, daß man ſich erzählen ſolle, ich hätte ſie verfolgt, ging ich aus dem Walde heraus nach Gremsmühlen zu. Ich kam aber nach etwa einer Stunde zurück und wollte am Oberſee vorbei nach Hauſe gehen, in der Hoffnung, Gertrud vielleicht dort wieder zu finden."

„Und Sie fanden ſie?" warf der Inſpektor, der ſeine Ungeduld nicht zu bemeiſtern vermochte, dazwiſchen, ſetzte ſich aber mit einem entſchuldigenden Blick auf Reutern nieder.

„Ich fand ſie, aber anders, als Sie vermuthen. Es mochte etwa halb ſechs Uhr ſein, als ich mich dem Oberſee näherte. Ich ſuchte eine Stelle, wo ich, im Gebüſch verborgen, ihn überblicken konnte. Gertrud war nicht da, jetzt glaubte ich aber einen Hilferuf zu vernehmen. Ich

stürze vor und sehe eine Gestalt mit den Fluthen kämpfen, ein Kopf mit braunem Haar taucht auf und verschwindet wieder. Ich weiß nicht, ob mir nur meine Phantasie Gertrud's Bild vorspiegelte, oder ob sie es wirklich ist. Doch gleichviel: ein Menschenleben stand auf dem Spiel, ich mußte es zu retten versuchen. Im Nu war der kleine Kahn, der am See liegt, losgekettet, ich sprang hinein, ein paar kräftige Ruderschläge brachten mich zu der Stelle, wo ich die Ertrinkende hatte verschwinden sehen. ‚Gertrud, Gertrud!' rufe ich, und als hätte meine Stimme die Macht, zu ihr zu dringen und ihr die Kraft zu geben, noch einmal gegen die sie verschlingenden Fluthen anzukämpfen, taucht ein Arm empor. Ich ergreife ihn, beuge mich über, fasse die schon Leblose und ziehe sie in den Kahn. Es war wirklich Gertrud. Ich fürchtete zuerst, eine Leiche herausgezogen zu haben, doch jetzt war keine Zeit, mich meinem Schmerze hinzugeben oder darüber nachzugrübeln, wie sie in den See gekommen war.

An's Land gekommen trug ich sie aus dem Kahn, legte sie am Ufer auf das warme sonnenbeschienene Moos und begann Belebungsversuche. Es war ganz still um uns, in jenem Theil des Waldes ist es gewöhnlich einsam, und ich versuchte auch gar nicht, Hilfe herbeizurufen. Unter meinen Bemühungen sollte die Geliebte zum Leben erwachen, schlugen diese fehl, dann sollte mich der Tod mit ihr vereinen.

Das aber blieb mir erspart. Ich fühlte endlich den leisen Schlag ihres Herzens, Beweglichkeit und Wärme der Glieder kehrten langsam zurück, sie schlug das Auge auf, zuerst blickte sie starr und verständnißlos um sich, dann dämmerte ihr das Bewußtsein, die Erinnerung auf. Sie schlang den Arm um meinen Hals und ihr blasser Mund flüsterte so leise, daß es mein Blick mehr von ihren Lippen las, als mein Ohr es hörte: ‚Du bist bei mir Georg? O, nun ist Alles gut, nun bin ich geborgen.'

Eine unausſprechliche Seligkeit wallte in meinem Herzen auf; ich wußte, die Schatten, welche uns trennten, waren gewichen, ſie glaubte wieder an mich, vertraute mir wieder. Doch durfte ich mich jetzt ſolchen Empfindungen nicht hingeben, es mußte gehandelt werden. Ich trug Gertrud, die ſchnell völlig wieder zu ſich kam, nach der Krähenhütte und bat ſie, dort zu warten, ich würde ihr aus dem nächſten Bauernhauſe trockene Kleider zu verſchaffen ſuchen. Sie hingegen widerſprach lebhaft. ‚Gehe zu Deiner Mutter,‘ bat ſie, ‚ſchicke ſie mit Kleidern von Deiner Schweſter hierher. Es wird mir bei dem heißen Tage nichts ſchaden, wenn ich ſo lange warte. Es darf Niemand wiſſen, daß ich im See gelegen habe und daß Du mich errettet haſt. Hörſt Du, Georg, Niemand außer Deiner Mutter und Dir!‘

Ihr Verlangen befremdete mich, es war aber jetzt keine Zeit, ihr Vorſtellungen zu machen, und ſo that ich nach ihrem Willen. Mit dem Walde genau vertraut, wußte ich auf einem wenig betretenen Fußpfad die Förſterei ſchnell zu erreichen. Mit wenigen Worten war meine Mutter verſtändigt, beladen mit Kleidern und Wein kehrten wir Beide auf demſelben Wege nach der Krähenhütte zurück. Nach Verlauf einer Stunde lag Gertrud in Decken gehüllt in Segefeld im Zimmer meiner Mutter auf dem Sopha. Wir waren Beide allein mit ihr, denn Förſter Dorn war verreist und unſerer Magd hatte meine Mutter auf ein paar Tage Urlaub gegeben. Gertrud pries dieſen Zufall als ein Glück, denn ſie rückte jetzt mit einem Vorſchlag heraus, der uns im hohen Grade verwunderlich erſchien und gegen den wir anzukämpfen ſuchten.

Als meine Mutter mich aufforderte, einen Boten nach dem Godeberg zu ſchicken und Frau v. Melnik zu benachrichtigen, was ihrer Schweſter zugeſtoßen ſei, und daß ſie ſich bei uns befinde, lehnte ſie das eifrig ab. Niemand

und am allerwenigsten die Ihrigen dürften das erfahren, sie wolle nicht zu ihnen zurückkehren."

„Und wie motivirte sie dieses sonderbare Verlangen?" fragte der Amtsrichter; Georg hörte sehr deutlich aus seinem Ton, wie wenig Glauben er der ganzen Erzählung schenkte.

„Mit dem Widerstande ihres Schwagers und der von diesem ganz beeinflußten Schwester und ihres Vormundes gegen unsere Verbindung. ‚Es ist ihnen schon einmal gelungen, uns zu trennen, Georg,' sagte sie. ‚Wenn ich auch jetzt einsehe, daß ich Dir schweres Unrecht gethan habe, und Dir gelobe, nie, nie wieder an Dir zu zweifeln, so weiß ich doch nicht, wie ich allen Angriffen Stand halten soll, die man während der zwei Jahre bis zu meiner Volljährigkeit gegen unsere Liebe richten wird. Laß uns dieser Qual entfliehen; komm' mit mir nach Amerika, dort verheirathen wir uns, und ich melde die vollzogene Thatsache nach Europa. Das Schlimmste, was uns geschehen kann, ist, daß mein Vormund mir die Aushändigung der Zinsen meines Vermögens verweigert; Du wirst bis zu meiner Großjährigkeit für Deine Frau sorgen können.'"

„Es konnte Ihnen noch sonst mancherlei geschehen, nämlich Anklage auf Fahnenflucht und Entführung einer Minderjährigen," bemerkte der Untersuchungsrichter, „doch lassen wir das vorläufig bei Seite. Erklären Sie mir zunächst, wie Fräulein v. Kauffel so plötzlich zu einer so ganz anderen Ansicht über Sie gekommen sein soll. Sie haben selbst zugegeben, daß sie kurz vorher nichts habe von Ihnen wissen wollen. Lediglich der Umstand, daß sie von Ihnen aus dem Wasser gezogen worden ist, kann eine solche Sinnesänderung nicht bewirkt haben."

„Und doch muß es so sein. Die Augenblicke, in welchen man sich in der höchsten Lebensgefahr befindet, sollen ja oft eine wunderbare Klarheit über alle Ereignisse unseres bisherigen Daseins geben," antwortete Georg.

„Haben Sie sich wirklich bei dieser Annahme beruhigt und von Ihrer Braut keine andere Abbitte verlangt? Das wäre ja sehr großmüthig," spottete Reutern.

„Ich war auch wirklich nicht so großmüthig," antwortete Georg in dem gleichen Ton, „aber sie bat mich, nicht in sie zu dringen und mir an der Versicherung ihrer tiefsten Reue genügen zu lassen. Später wolle sie mir Alles erklären, für heute hätten wir ja so viel Anderes zu thun."

„Und Sie gewährten ihr diese Bitte?"

Georg bejahte stumm.

„Fragten Sie denn auch nicht, wie sie in den See gelangt sei?"

„Doch, das fragte ich auch, aber" — er zögerte sichtlich — „ich bin auch daraus nicht recht klug geworden. Sie ließ es unklar, ob sie hineingefallen sei oder sich absichtlich hineingestürzt habe."

„Und auch das ließen Sie sich gefallen? Wahrlich, eine solche blinde Liebe hätte ich in unserem Jahrhundert nicht für möglich gehalten! Das erinnert ja an den Minnedienst des Mittelalters," bemerkte der Amtsrichter achselzuckend.

„Ich wollte mich nicht so abspeisen lassen, ich drang in Gertrud, mir näheren Aufschluß zu geben, aber meine Mutter legte sich in's Mittel und redete mir zu, nicht mehr wissen zu wollen, als Gertrud mir jetzt sagen dürfe und könne."

„So hat sie sich Ihrer Muttter anvertraut?"

„Gesagt hat mir meine Mutter auch später nichts darüber; aber sie erklärte sich schneller mit Gertrud's Plan einverstanden als ich. Beide wußten mir die Bedenken, welche ich erhob, auszureden. Wir beschlossen endlich, da Gertrud darauf bestand, daß sie noch in dieser Nacht fort müsse, sie solle mir um einige Tage vorausreisen, damit ich hier meine Angelegenheiten erst ordne, keinen Verdacht

errege und auch der Anklage entgehe, eine Minderjährige entführt zu haben."

„Das haben Sie also auch bedacht?" bemerkte der Amtsrichter. „Nun weiter; Sie ließen sich wohl, um den Verdacht zu beseitigen, auch noch einmal in Gremsmühlen sehen?"

„Ganz richtig," erwiederte Elteſter, „ich ſchrieb auch an den Förſter Dorn, er möge ſchleunigſt zurückkommen, denn ich wußte, er wolle am anderen Tage von Lübeck weiterreiſen, und traf alle für Gertrud's heimliche Abreiſe erforderlichen Vorkehrungen. Als man in der Nacht bei uns anpochte, und meine Mutter, anſcheinend aus tiefem Schlaf aufgefahren, den Laden öffnete und fragte, wer ſie ſo ſpät noch ſtöre, hatte ſie in Wahrheit ſoeben eine kleine Reiſetaſche für Gertrud gepackt."

„Mit den naſſen Kleidern?"

„Allerdings, unter den geſchickten Händen meiner Mutter und dank der herrſchenden großen Hitze waren ſie ſchon wieder hergerichtet, was fehlte, wurde aus dem Vorrath, den meine Schweſtern im Hauſe zurückgelaſſen, ergänzt. Statt des Hutes, der im See geblieben war, band ſie ein großes Tuch über den Kopf, was ſie auch davor ſchützte, erkannt zu werden. Wir gaben ihr, was wir an Geld beſaßen, ich zog ebenfalls ganz unſcheinbare Sachen an, und ſo gingen wir nach Schwarzenau, wo ſie eine Fahrkarte dritter Klaſſe nach Kiel löſte. Es waren uns auf dem Wege nur ein paar Leute begegnet, und dieſe hatten uns wahrſcheinlich für Bauern oder Tagelöhner gehalten."

„Und der Beamte, bei dem die Fahrkarte genommen wurde?"

„Ich ging aus Vorſicht nicht mit an den Schalter; er wird Gertrud, die das Tuch tief in's Geſicht zog, nicht erkannt haben, da er nicht vermuthen konnte, daß Fräulein

v. Kauffel allein in der Nacht in der dritten Klasse von der kleinen Station aus nach Kiel fahren werde.

Als Sie, Herr Inspektor, uns in Segefeld aufsuchten, war ich von meinem nächtlichen Ausfluge erst vor ein paar Stunden zurückgekehrt und durch das Bellen des Hundes geweckt worden," wandte er sich an diesen und fuhr fort: „Gertrud wollte von Kiel nach Hamburg und von dort unverzüglich nach England fahren. Mit einem Schiffe der White Star-Linie, die jeden Mittwoch und Sonnabend von Liverpool abgehen, wollten wir die Ueberfahrt nach Amerika machen. Wir hatten berechnet, daß ich am nächsten Mittwoch in Liverpool sein könne. Erst auf dem Schiffe wollten wir zusammentreffen."

„Warum erst auf dem Schiffe?"

„Weil wir Alles vermeiden wollten, was eine vorzeitige Entdeckung herbeiführen konnte. O, Himmel, wie wird sie auf mich warten!"

Er sprang auf, als wolle er hinwegeilen.

„Bleiben Sie nur zunächst; aber ich will Ihnen doch entgegenkommen. Nennen Sie mir das Hotel, in dem Fräulein v. Kauffel in Liverpool wohnt, ich will dorthin telegraphiren."

„Ich kenne es nicht."

„Sie hat Ihnen keinen Brief, kein Telegramm gesendet?"

„Nein, nein, sie that es nicht —"

„Weil sie es nicht konnte," fiel hier der Amtsrichter aufspringend ein, „weil sie auf dem Grunde des See's lag, weil Ihre Erzählung von A bis Z ein Lügengewebe ist. Sie haben Anlage zum Romanschriftsteller, Herr Eltester, das kann man Ihnen nicht absprechen, nur müssen Sie sich ein naiveres, glaubensfreudigeres Publikum suchen als uns."

„Sie glauben mir nicht? Ich schwöre Ihnen —"

„Still, fügen Sie zu Ihren übrigen Verbrechen nicht

noch den Meineid!“ herrschte ihn der Untersuchungsrichter an, und wie zur Bekräftigung seiner Worte hörte man das Rollen des Donners.

Im Zimmer war es immer dunkler geworden, ohne daß die Insassen sonderlich darauf Acht gegeben hatten. Jetzt erhellte es ein fahler Blitz; geisterhaft wurden die Köpfe des Inquirenten wie des Verhörten einen Augenblick beleuchtet; krachend folgte ein Donnerschlag.

„Hören Sie die Stimme des Allwissenden!“ mahnte Reutern feierlich. „Beharren Sie nicht länger auf einem Märchen, von dem Sie selbst nicht erwarten können, daß ein Mensch es Ihnen glaubt. Bekennen Sie, daß Sie im Zorn Hand an Gertrud v. Kauffel gelegt haben!“

„Ich habe es nicht gethan, Gott ist mein Zeuge!“ rief Georg und wieder verhallten seine Worte im Rollen des Donners, der dem Blitze in wenigen Sekunden folgte.

„Leugnen Sie nicht länger, daß Ihr beklagenswerthes Opfer drüben im Schauhause liegt!“ fuhr Reutern, ohne auf Georg's Zwischenruf zu achten, fort.

„Die Leiche, die Sie mir gezeigt haben, ist nicht Gertrud v. Kauffel: sie lebt! Sie morden sie aber, wenn Sie mich hier zurückhalten.“

Die Sprache versagte ihm; als habe der soeben wieder herniederfahrende Blitzstrahl ihn getroffen, sank er zu Boden. Die furchtbare Aufregung, das lange Fasten und zuletzt noch das hereinbrechende Gewitter hatten selbst die volle, ungebrochene Jugendkraft erschöpft; eine tiefe Ohnmacht umfing seine Sinne. —

Als Georg Elteſter wieder zu sich kam, befand er sich in einsamer Zelle, die nur erhellt ward durch den Schein, welcher von der auf dem Gange brennenden Gasflamme durch die in der Thür angebrachte kleine kreisrunde Glasscheibe fiel.

## 8.

„Iſt der Herr Amtsrichter zu Hauſe?“ fragte Herr v. Melnik ein ſauber gekleidetes Dienſtmädchen, das ihm die Thür eines unweit des Gerichtsgebäudes gelegenen, von wildem Wein umrankten weißen Hauſes mit hellen Fenſtern und grünen Läden öffnete, in welchem Herr v. Reutern ſeine Wohnung hatte. Das Mädchen bejahte und fragte zuvorkommend, wen ſie zu melden habe.

„Sagen Sie dem Herrn Amtsrichter, Herr v. Melnik ſei da und wünſche Abſchied zu nehmen; er werde ihn nicht lange ſtören,“ antwortete Melnik liebenswürdig und trat in ein gut ausgeſtattetes Zimmer zu ebener Erde, von deſſen Fenſtern aus man die Ausſicht in den Schloßgarten hatte.

Es blieb ihm jedoch keine Zeit, ſie zu genießen. Schon im nächſten Augenblicke öffnete ſich eine zweite Thür, Herr v. Reutern erſchien, begrüßte ſeinen Gaſt mit Lebhaftigkeit und führte ihn in ſein Arbeitszimmer.

Kaum hatte er daſelbſt Platz genommen, ſo erſchien das Mädchen mit Wein und Gläſern: Herr v. Reutern goß ein, bot ſeinem Gaſt Cigarren und ließ ſich nicht abweiſen.

„Es iſt heute das erſte Mal, daß ich die Ehre habe, Sie in meinem Hauſe zu begrüßen,“ ſagte er, „und habe ich die Meldung des Mädchens recht verſtanden, ſo dürfte ich auch nicht ſo bald wieder darauf rechnen können; ſie ſagte mir, Sie kämen, um Abſchied zu nehmen.“

„Es iſt ſo,“ antwortete Melnik mit ernſter Miene und umflorter Stimme, „wir gehen nach Hannover um eine traurige Pflicht zu erfüllen. Sie werden es begreiflich finden, daß wir nicht wieder zu dauerndem Aufenthalt zurückkehren; unſere diesjährige Villeggiatur hat eine gar zu ſchreckliche Unterbrechung erfahren.“

Die Ueberreste des im Kellersee gefundenen jungen Mädchens waren nunmehr ihren Angehörigen zur Bestattung übergeben worden und befanden sich bereits im wohlverschlossenen Zinnsarge auf dem Wege nach der Heimath, wo sie in dem Erbbegräbniß der Familie beigesetzt werden sollten. Herr v. Melnik mit Familie und Dienerschaft wollte am nächsten Tage ebenfalls dahin abreisen.

Seine Frau hatte zwar den Wunsch gehabt, der Schwester im Garten der Villa auf dem Godeberg ein Grabmal zu bereiten, ihr Mann hatte ihr das aber auszureden gewußt. Bei ihm stand es bereits fest, daß sie nie dahin zurückkehren, sondern die Besitzung, welche ja jetzt Melitta's alleiniges Erbe war, je eher je lieber verkaufen würden. Er hütete sich aber wohl, ihr vorläufig etwas von dieser Absicht zu sagen, und erwähnte auch gegen den Amtsrichter nichts davon.

Ihre Unterhaltung drehte sich sehr bald wieder um die Untersuchung gegen Georg Elteſter. Reutern hatte keinen Anstand genommen, Herrn v. Melnik als den Nächstbetheiligten in die von dem jungen Forstmann erzählte wunderliche Geschichte einzuweihen, und berichtete auch jetzt wieder, daß derselbe bei seiner Aussage verharre.

„Läge die Arme nicht in ihrem Sarge, man könnte durch seine große Sicherheit, sowie durch die Uebereinstimmung seiner Aussagen mit denen seiner Mutter beinahe irre gemacht werden," fügte er hinzu. „Ich habe mich unablässig bemüht, die Frau bei ihrer Vernehmung in Widersprüche zu verwickeln, aber es ist mir nicht gelungen; sie haben sich die Komödie gut einstudirt."

„Und wenn es doch keine Komödie wäre!" rief Melnik.

Der Amtsrichter sah ihn verwundert an.

„Lieber, verehrter Herr," fuhr Melnik, ihm näher rückend und eine Hand vertraulich auf seinen Arm legend, fort, „ich will es gestehen. Ich bin heute zu Ihnen gekommen,

um die Sache mit Ihnen als mit dem Freunde, nicht mit dem Richter zu beſprechen."

Reutern verbeugte ſich geſchmeichelt.

„Wenn an der Sache doch etwas Wahres wäre? Wenn wir im Begriffe ſtänden, eine fremde Leiche im Erbbegräbniß beizuſetzen?"

Er warf die angerauchte Cigarre in den vor ihm ſtehenden Aſchenbecher, ſprang auf und machte ein paar raſche Gänge durch das Zimmer, als ob die innere Erregung ihn nicht auf ſeinem Sitze dulde.

„Wenn wir Elteſter doch unrecht thäten!" rief er, dem Amtsrichter, der ſich ebenfalls erhoben hatte, wieder näher tretend, „ich kann Ihnen gar nicht beſchreiben, wie mich dieſe Gedanken peinigen und quälen."

„Das macht Ihrem Herzen alle Ehre, Herr v. Melnik," ſuchte ihn Reutern zu beruhigen, „aber jeder Zweifel iſt ja ausgeſchloſſen, nachdem die Leiche von den nächſten Angehörigen und von ſo Vielen, die Fräulein v. Kauffel gekannt haben, rekognoszirt worden iſt. Ich habe Jedem, der kam, Zutritt zum Schauhauſe geſtattet."

„Und ſie haben Alle erklärt, daß es Gertrud ſei?" fragte Herr v. Melnik wie erleichtert aufathmend, indem er ſich wieder niederſetzte und einen Zug aus dem Glaſe that.

„Außer Ihrer Köchin, Elteſter und deſſen Mutter Alle."

Mit einer heftigen Geberde ſchob Melnik das Glas von ſich. „Die Förſterin auch! Das wußte ich nicht; ſie hat Gertrud ſo gut gekannt!"

„Sie iſt eine Mutter, die ihren Sohn zu retten ſucht um jeden Preis," ſagte der Amtsrichter nicht ohne Mitgefühl. „Man muß das in Anſchlag bringen, ich werde mich wohl hüten, die arme Frau zu vereidigen."

„Die allgemeine Stimmung ſcheint Elteſter nicht günſtig," warf Melnik hin.

„Er kann von Glück ſagen, daß er hinter Schloß und Riegel ſitzt, ſonſt würde er gelyncht. Man hat Ihre arme Schwägerin hier allgemein geliebt."

„Sie hat es verdient!" ſeufzte Melnik und wiſchte ſich verſtohlen die Augen.

„Nur der Förſter Dorn gibt ſich alle Mühe, Elteſter zu entlaſten," fuhr Reutern fort, „es hilft ihm aber nichts. Er kann die Ausſagen, die er, ohne zu wiſſen, um was es ſich handle, damals dem Inſpektor Dietel gemacht hat, doch nicht zurücknehmen."

„Dorn iſt ein Ehrenmann," murmelte Melnik.

„Meinetwegen auch ein guter Förſter, aber ſonſt nicht der Hellſte," ſagte der Amtsrichter ein wenig wegwerfend, „und er ſcheint mir ganz unter dem Einfluſſe der Frau Elteſter zu ſtehen."

Melnik ſah ein paar Minuten ſchweigend vor ſich nieder.

„Sie haben nach Liverpool telegraphirt?"

„In keinem dortigen Hotel hat eine Gertrud v. Kauffel gewohnt, mit keinem Schiff der White Star-Linie iſt ſie abgereist, übrigens haben wir einen negativen Beweis, der noch weit ſtärker iſt."

„Welchen?"

„Verhielte es ſich ſo, wie Elteſter ſagt, hätte Ihre arme Schwägerin wirklich in Liverpool auf ihn gewartet, ſo würde ſie doch jetzt, wo er nicht angekommen iſt, an ſeine Mutter telegraphirt haben, um ſich zu erkundigen, wodurch er zurückgehalten wird."

„Das iſt wahr!" beſtätigte Melnik.

„Die Förſterin Elteſter würde ſicher nichts Eiligeres zu thun gehabt haben, als mir das Telegramm zu bringen, es wäre ja der beſte Entlaſtungsbeweis für ihn."

„An ihrer Stelle würde ich mir eines verſchaffen," ſcherzte Melnik, wurde aber ſogleich wieder ernſt und fügte

hinzu: „So ist nun der Mensch, selbst wenn das Herz blutet, kann ihm doch noch ein Scherzwort auf die Lippen treten. Aber glauben Sie mir, Lachen und Frohsinn sind aus unserem Hause entwichen, sogar meine armen Kinder schleichen mit trübseligen Gesichtern umher, und meine Frau — ich fürchte, es wird auch ihr Tod. Sie ist gar nicht wieder zu erkennen."

Er stützte den Kopf in die Hand und hielt die Augen starr auf den Teppich geheftet.

„Die Schwestern liebten einander sehr?" fragte Reutern.

„So sehr, daß die unglückliche Gertrud sogar eifersüchtig auf mich war. Ich glaube, ich habe Ihnen dies bereits mitgetheilt, und sie hing unbeschreiblich an meinen Kindern! Ich wünschte wohl, Sie wären öfter unser Gast gewesen; nur wer es selbst mit angesehen hat, kann beurtheilen, welch' harmonisches Verhältniß durch jenen Elenden zerstört worden ist!"

„Alles, was Sie da sagen, spricht nur für die Unmöglichkeit, daß Fräulein v. Kauffel in einer so heimlichen, hinterlistigen Weise entflohen sein sollte," begann Reutern nach einigen Minuten wieder. „Sie würde ihrer geliebten Schwester nicht diese Angst, dieses Herzeleid zugefügt haben."

„Nein, nein, das würde sie nie gethan haben! Hätte sie sich selbst überreden lassen, es zu thun, sie würde es jetzt längst bereut haben. Wir hätten ein Telegramm oder einen Brief von ihr oder sie wäre selbst zur Stelle."

„Da beantworten Sie sich ja selbst alle Fragen, die Sie in Ihrer peinlichen Gewissenhaftigkeit sich soeben noch vorgelegt haben."

„Es ist nicht blos Gewissenhaftigkeit, der Ertrinkende hält sich an einen Strohhalm! Es ist der heiße Wunsch, daß Elteſter's Erzählung Wahrheit sein möchte!"

„Sie ist ein schlau und dennoch schlecht erfundenes

Märchen. — Trinken Sie noch ein Glas Wein, ich will Ihnen das genau erklären."

Er machte Miene, nach der Flasche zu greifen; Melnik aber hielt ihn zurück und versetzte mit einem Blick auf den an der Wand hängenden Regulator: „Ich danke Ihnen, meine Zeit ist abgelaufen, und meine Pferde dürften schon recht unruhig geworden sein." Er reichte dem Amtsrichter die Hand zum Abschiede. „Ich danke Ihnen!"

„Diesen Dank hoffe ich mir erst zu verdienen," erwiederte Reutern geschmeichelt; „auf Wiedersehen, ich wünschte, ich könnte sagen auf frohes!"

Melnik, der schon einen Schritt gegen die Thür gemacht hatte, stutzte und blieb stehen. „Sie sagen das so eigen; werden Sie meiner noch bedürfen?"

„In der Voruntersuchung kaum, obwohl sich das nicht so genau bestimmen läßt, aber ganz gewiß in der Schwurgerichtsverhandlung."

„Sie glauben, die Sache wird schon bald vor das Schwurgericht verwiesen werden!" rief Melnik sichtlich erschrocken.

„Sie ist fast reif dazu."

„Und dabei werde ich erscheinen müssen?"

„Sie sind ja einer der Hauptzeugen. Ich werde auch kaum auf das Zeugniß Ihrer Frau Gemahlin verzichten können, so gern ich sie schonen möchte."

„O, das ist sehr fatal! Ich hatte vor, bald nach dem Begräbniß mit meiner ganzen Familie zu verreisen."

„Nun, das können Sie ja immerhin, denn vor Anfang Oktober wird die Sache nicht zur Verhandlung kommen."

„Anfang Oktober! O, das ist schlimm; ich wollte von der Schweiz aus nach Italien gehen und dort den ganzen Winter bleiben; das stört alle meine Pläne; läßt sich da keine Aenderung bewirken?"

„Schwerlich; man kann den Angeklagten doch nicht so

lange in der Unterſuchungshaft laſſen," lächelte der Amtsrichter.

„Und eine frühere Sitzung gibt es nicht?"

„Wir haben eine ſolche allerdings um die Mitte des Auguſt, ich fürchte aber —"

Melnik ergriff ſeine beiden Hände. „Herr Amtsrichter, wollen Sie mich für ewige Zeiten verpflichten, ſo thun Sie, was an Ihnen iſt, um die unglückſelige Sache bis dahin ſpruchreif werden zu laſſen. Ich würde dann lieber mit meiner Frau noch bis dahin in Hannover bleiben und erſt nachher mit ihr reiſen. Muß ich aber bis Oktober warten, oder Melitta, nachdem ſie kaum ihrer jetzigen Umgebung entrückt iſt, wieder zurückbringen, ſo fürchte ich das Schlimmſte."

Der Amtsrichter entſann ſich, von der Bequemlichkeitsliebe und Schwerfälligkeit der Frau v. Melnik gehört zu haben, und begriff, welch' ſchweren Stand ihr Gatte jetzt mit ihr haben mochte, wo der Schmerz um die Schweſter ſie völlig in Anſpruch nahm. Er bewunderte Melnik's Zartheit und fühlte ſich durch das ihm von dieſem geſchenkte Vertrauen geehrt.

„Was in meinen Kräften ſteht, ſoll geſchehen, die Sache ſchon während der nächſten Schwurgerichtsperiode zur Verhandlung zu bringen," verſprach er.

„Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!" rief Melnik lebhaft. „Sie würden mich dadurch tief verpflichten. Rechnen Sie auf meine Erkenntlichkeit, ich darf wohl ſagen, ich bin nicht ganz einflußlos."

„Herr v. Melnik —"

„O, ich weiß, was Sie ſagen wollen; Sie thun nur Ihre Pflicht," unterbrach ihn Melnik, „und ich wäre wahrlich der Letzte, der etwas von Ihnen verlangen würde, was ihr zuwiderläuft. Ich halte es aber auch für Pflicht, ſofern man es im Stande iſt, geeigneten Orts auf be-

sonders befähigte, pflichttreue Männer aufmerksam zu machen."

Noch ein vielsagender Händedruck, und Melnik kehrte, vom Amtsrichter begleitet, zu seinem vor der Thür harrenden Wagen zurück. Reutern sah dem leichten Gefährt mit den zwei schönen Grauschimmeln nach, bis es um die Ecke der Straße verschwunden war, dann ging er schnell in's Haus und setzte sich mit verdoppeltem Eifer zu seinen Akten. Während des Arbeitens lächelte er wiederholt vor sich hin, die Unterredung mit Melnik schien seinen Gedanken eine angenehme Richtung gegeben zu haben.

Auch Letzterer mußte mit dem Ergebniß seines Besuches zufrieden sein. Er lehnte sich in den Wagen zurück, athmete tief auf und rieb ganz leicht die Hände gegeneinander; als aber der Weg sich eine Strecke hart am See entlang zog, verfinsterte seine Stirn sich wieder. Er wandte sich ab, um nicht die blitzende Wasserfläche sehen zu müssen.

„Morgen, morgen liegt diese verwünschte Gegend hinter mir!" murmelte er.

## 9.

Förster Dorn war am Spätnachmittag von einem weiten Marsche durch sein Revier nach Hause gekommen und saß nun ausruhend, im leichtesten Hausanzuge, aus einer kurzen Pfeife schmauchend, einen Krug schäumenden Bieres vor sich, im Schatten der Linden vor der Thür. Neben ihm lag Diana, der große gelbe Hund, der sein Begleiter gewesen war, und nun ebenfalls die wohlverdiente Ruhe genoß, ab und zu nach einer der ihn umschwirrenden und sein Behagen störenden Fliegen schnappend.

Jetzt aber spitzte der Hund die Ohren, richtete sich langsam auf und sprang plötzlich mit ein paar Sätzen und lautem, freudigem Gebell einen der schmalen Waldwege hinab, die aus vier verschiedenen Richtungen auf das Forsthaus und seine Umgebung zuführten.

Dorn ließ ſich durch die Bewegung ſeines Hundes in ſeiner Ruhe nicht ſtören. „Ruhig, Diana! Was hat nur das Vieh?“ murmelte er halb ſchläfrig. „Er wird —“

Das Wort erſtarb ihm auf den Lippen; mit einem Ruck fuhr er von der Bank empor, riß die Pfeife aus dem Munde und die Mütze vom Kopfe und ſtarrte mit weitaufgeriſſenen, verwunderten Augen das ſo unerwartet vor ihm auftauchende Bild an.

Von Diana in munteren Sprüngen umkreist, trat aus dem Dickicht eine ſchlanke, zierliche, kaum mittelgroße Mädchengeſtalt hervor. Sie trug ein einfaches dunkelgraues Kleid mit ſchwarzem Beſatz und dazu ein Jäckchen von gleichem Stoff, ſchwarze Stiefel an den kleinen, wohlgeformten Füßen und graue Lederhandſchuhe an den ſchlanken, einen Sonnenſchirm haltenden Händen, während eine ziemlich große und allem Anſchein nach ſchwer vollgepackte Ledertaſche ihr am Arme hing. Ein breitrandiger weißer Strohhut mit ſchwarzen Bändern und Schleifen bedeckte ihren Kopf und verbarg auch ihr Geſicht, da ſie ſich niedergebeugt hatte, um die ſtürmiſchen Freudenbezeugungen des Hundes ein wenig abzuwehren.

„Diana, Diana, mein gutes Thier, Du kennſt mich!“ ſagte ſie halblaut, und der Förſter glaubte noch nie eine friſchere, wohllautendere Stimme gehört zu haben. „Wie mich das freut und rührt, aber jetzt gib Ruhe, daß ich mich auch ein wenig nach den Menſchen umſehen kann.“

Sie klopfte liebkoſend den ſchlanken Hals des Hundes, und dieſer ließ von ihr ab und eilte zu dem Förſter, als wolle er dieſen aufmerkſam machen, daß ein beſonders werther Gaſt ſich der Schwelle des Forſthauſes nahe.

Das junge Mädchen hob jetzt den Kopf, und Dorn blickte in ein Geſicht vom reinſten Oval mit fein gerundetem Kinn, in deſſen Grübchen der Schelm zu wohnen ſchien, einem kleinen rothen Munde mit weißen, ſpitzen Zähnchen

und einer kleinen Stumpfnase, die recht keck und unternehmend in die Welt schaute. Unter der von krausem, röthlich-blondem Haar zum größeren Theil bedeckten Stirn blickten ein Paar Augen hervor, deren Farbe nicht so leicht festzustellen war; jetzt schimmerten sie grünlich, dann schienen sie grau und dann wieder schwarz zu sein.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Förster," redete sie Dorn an, und es huschte ein schelmisches Lächeln um ihren Mund, denn der sich in seinem gebräunten, gutmüthigen Gesichte malende Ausdruck des Staunens hatte etwas Komisches. „Ich bin keine böse Waldfee, sondern das Kind rechtschaffener christlicher Eltern —"

„Die sich Elteſter nennen," fiel der Förster ein, der sich endlich gefaßt, und bot ihr die Hand. „Das ist eine Ueberraschung! Seien Sie mir herzlich willkommen, mein Fräulein."

„Sie haben es errathen, oder vielmehr Diana hat es Ihnen verrathen," entgegnete sie munter, ihre schlanken Finger in die Hand des Försters legend, „aber können Sie auch sagen, welche von Elteſter's Zwillingen ich bin?"

Der Förster machte wieder ein so hilfloses Gesicht, daß sie nur mit Mühe ihre Lachlust überwand, und antwortete auf's Gerathewohl: „Fräulein Konstanze."

„Fehlgeschossen!" rief sie lustig. „Ich bin Seraphine."

„Ich dachte, ich meinte nur," entschuldigte sich der Förster, „weil —"

„Weil man Ihnen Konstanze als die Ernste und Bedächtige geschildert hat und mich als den stets zu allen tollen Streichen aufgelegten Springinsfeld, so wäre Jene jetzt hier besser am Platze."

Der Förster stieß einen Seufzer aus. „Ach ja, wir sind hier sehr traurig und haben alle Ursache dazu."

„Und eben deshalb bin ich gekommen, damit ich meine

arme Mutter in ihrem großen Kummer ein wenig aufrichte und tröste. Wo ist sie denn?"

Der neckische Ton, den sie angeschlagen, verwandelte sich bei den letzten Worten und erhielt eine tiefe, warme Färbung, so daß der Zuhörer wohl merkte, daß ihre zur Schau getragene Munterkeit keineswegs ihr ganzes Wesen erfüllte.

„Die Frau Försterin ist in Eutin," antwortete er, ohne einen Blick von dem jungen Mädchen verwenden zu können.

„Bei meinem armen Bruder?" fragte Seraphine schnell und wischte sich mit dem Taschentuche verstohlen eine Thräne ab.

„Ach nein, man läßt ja noch immer Niemand zu ihm. Sie ist wieder zu einem der verwünschten Verhöre geladen, mit denen uns der Untersuchungsrichter plagt, und schon am Vormittag fortgefahren; ich denke aber, sie muß mit dem nächsten Zuge zurückkehren."

„So gestatten Sie wohl, daß ich inzwischen meine Tasche ablege. Mein übriges Gepäck wird man mir von der Station herbringen," sagte das junge Mädchen und that einen Schritt auf das Haus zu.

Dorn fuhr erschrocken zusammen. „Entschuldigen Sie meine Unachtsamkeit," bat er und nahm ihr trotz ihres Sträubens die Tasche ab, um sie die Stufen hinauf zu tragen. Im Hausflur öffnete er die zu der Wohnung der Försterin führende Thür, ließ Seraphine eintreten und folgte ihr.

Sie ging schnell bis in die Mitte des Zimmers, nahm den Hut vom Kopfe, legte ihn auf den Tisch und streifte die Handschuhe von den wohlgeformten, aber die Spuren der Arbeit tragenden Händen. Mit einem einzigen Blick schien sie ihre ganze Umgebung in sich aufzunehmen, ihre feinen Nasenlöcher sogen den Duft der blühenden Pflanzen

ein. „Heimathsluft!“ flüsterten ihre rothen Lippen. „O, wie das gut thut, wieder in meinem Walde, wieder daheim zu sein!“

Ihr Blick fiel in den ihr gegenüberhängenden, von Epheuranken dicht umzogenen Spiegel, und sie gewahrte darin den Förster, der verlegen hinter ihr stand und, da er nichts Besseres zu thun wußte, aufmerksam das goldige Gelock in ihrem Nacken betrachtete.

„Verzeihen Sie, ich vergaß ganz, daß ich eigentlich nicht mehr daheim bin, daß, wenn auch in diesen Zimmern noch Alles steht und liegt, wie vordem, sich doch viel, sehr viel verändert hat,“ sagte sie leise.

„O, vergessen Sie es immerhin, Sie können mir gar nichts Lieberes erweisen,“ erwiederte er lebhaft. „Die Giebelzimmer, die Sie und Ihre Schwester bewohnten, stehen ganz zu Ihrer Verfügung; die Magd soll Sie sogleich hinaufführen und Ihnen auch eine Erfrischung bereiten. Wünschen Sie vielleicht eine Tasse Kaffee?“

„Die schlage ich nicht aus,“ erwiederte sie mit wiederkehrender Munterkeit. „Sie soll mir nach der langen Fahrt trefflich munden, aber mit dem Hinaufgehen hat es Zeit, bis meine Mutter hier ist, und man mein Gepäck gebracht hat. Ich möchte inzwischen mit Ihnen reden, Herr Förster, ist es Ihnen recht, so trinke ich den Kaffee draußen unter den Linden, und Sie leisten mir Gesellschaft.“

Dorn erklärte mit großem Eifer seine Bereitwilligkeit und bat nur, ihn ein paar Augenblicke zu entschuldigen, weil er einige Anordnungen geben wolle. Als er zurückkam, bemerkte Seraphine, die inzwischen wieder vor das Haus getreten war und auf der Bank Platz genommen hatte, zu ihrer stillen Belustigung, daß er die Hausjoppe mit dem Uniformrock vertauscht hatte, der ihm ungleich besser stand.

Wenige Minuten nach ihm trat die Magd aus dem Hause, deckte den Tisch mit einem weißen Tuch und trug das Kaffeegeschirr auf, wobei sie den Ankömmling neugierig anstarrte. Sie war erst einige Monate im Dienste der Försterin, und die Zwillingsschwestern hatten wenige Wochen nach des Vaters Tode Segefeld verlassen, um — die Eine in Hamburg, die Andere in Altona — Stellen anzunehmen. Auch Dorn hatte die persönliche Bekanntschaft der jungen Mädchen noch nicht gemacht, aber die Erzählungen der Mutter von ihnen täglich mit großer Geduld angehört. Jetzt wollte es ihn bedünken, als hätte die Försterin im Grunde doch recht wenig von Seraphine gesprochen.

„Was werden Sie sagen, Herr Förster, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich meine Stelle Knall und Fall aufgegeben habe, und jetzt hier bleiben will," begann Seraphine die Unterhaltung, nachdem die Magd, welche die Kanne mit Kaffee und einen Teller mit Gebäck auf den Tisch gestellt hatte, wieder in's Haus gegangen war.

„Was ich sage?" rief Dorn. „Daß das ganz prächtig ist, wenn Sie immer hier bleiben wollen."

Das junge Mädchen erröthete unter den naiv bewundernden Blicken, mit denen der Förster diese Worte begleitete, und sagte: „Nun — immer, das wäre zu viel gesagt, aber wenigstens so lange, bis Georg wieder frei ist."

„Wollen Sie nicht Kaffee trinken? Er wird hier im Freien so schnell kalt," versetzte der Förster statt der direkten Antwort. Es ward ihm so schwer, ihr zu sagen, daß er fürchte, es werde mit der Freilassung ihres Bruders nicht so schnell gehen, wie sie zu glauben schien.

Sie folgte seiner Aufforderung, goß zwei Tassen voll Kaffee und bediente ihn und sich mit Sahne, Zucker und Gebäck; er folgte jeder ihrer Bewegungen mit den

Augen und glaubte, nie etwas Anmuthigeres gesehen zu haben, als die Art und Weise, wie sie die Tasse zum Munde führte und in kleinen Zügen trank.

„O, das erquickt," sagte sie, die Tasse auf den Tisch setzend, „aber bitte, lieber Herr Förster, setzen Sie Ihre Pfeife jetzt wieder in Brand und lassen Sie uns gemüthlich plaudern. Es ist mir eigentlich ganz recht, daß ich Sie zuerst allein angetroffen habe, da sollen Sie mich, ehe die Mutter kommt, einmal gründlich in die unglückliche Geschichte einweihen."

„Ich meine, die Frau Försterin hat Ihnen Alles geschrieben, und die Zeitungen haben ja auch schon davon berichtet," antwortete Dorn, während er seine Pfeife frisch stopfte.

„Gewiß, deshalb bin ich ja hier. Konstanze und ich überlegten, welche von uns heimreisen sollte, und kamen überein, daß ich es thun möge. Sie ist der alten, kränklichen Dame, bei der sie lebt, unentbehrlich und würde die Mutter wahrscheinlich durch ihre Angst und Sorge nur noch trauriger machen," plauderte Seraphine. „Ich denke aber, wir müssen den Kopf oben halten, so verzweifelt kann die Sache ja nicht stehen."

„Ach, Fräulein Seraphine, ich fürchte, sie steht verzweifelt!" seufzte der Förster, dessen Ehrlichkeit ihm nicht gestattete, das junge Mädchen durch Hoffnungen zu täuschen, die er selbst nicht hegte.

„Das ist ja unmöglich! Sie sehen zu schwarz! Bitte, erzählen Sie mir doch die ganze Geschichte noch einmal, mir ist so Vieles unklar."

„Wie uns Allen; das ist ja eben das Unglück!" sagte der Förster traurig, erfüllte aber dann eingehend ihren Wunsch. — „Sie müssen gestehen daß die Geschichte, welche Ihr Bruder erzählt, in der That unglaublich klingt," fügte er am Schlusse hinzu.

Sie ſtützte den Kopf in die Hand und blickte auf den grünen Moosteppich zu ihren Füßen, auf den die durch die Zweige fallenden Strahlen der Abendſonne grüngoldige Lichter malten. „Es klingt unglaublich," wiederholte ſie, „aber Georg hat nie gelogen."

„Bedenken Sie, was für ihn auf dem Spiele ſteht," warf der Förſter ein.

„Auch Sie glauben ihm nicht?" fuhr ſie auf.

„Ich glaube ihm," entgegnete Dorn, „denn wenn ich auch an ihm zweifelte, ſo würde ich doch Ihrer Mutter nie eine ſolche Lüge zutrauen, ſelbſt wenn es ſich darum handelt, ihr Kind zu retten."

„Ich danke Ihnen!" rief Seraphine warm und reichte Dorn die Hand, die er drückte, „aber die Anderen?"

„Glauben ihm nicht und ſpotten über das Märchen, das er ſich nach ihrer Anſicht ausgedacht hat und an den Mann bringt, trotzdem man die Leiche der Unglücklichen gefunden hat."

„Haben Sie dieſe Leiche geſehen?" fragte Seraphine ſchnell.

„Ja, aber ſie war bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Auch habe ich Fräulein v. Kauffel vorher nur ein paarmal flüchtig und aus der Ferne geſehen; ich hatte alſo kein Urtheil."

„Und die Anderen?"

„Haben ſie Alle erkannt."

„Sie haben ſich getäuſcht oder täuſchen laſſen," erklärte ſie mit Beſtimmtheit.

„Die Leiche iſt in dem Kauffel'ſchen Erbbegräbniß in Hannover beigeſetzt worden."

„Herr v. Melnik hat ſie dort beiſetzen laſſen," erwiederte Seraphine mit Bitterkeit; „hat man denn gar keine Nachforſchungen angeſtellt, ob nicht ein anderes junges Mädchen aus der Gegend verunglückt iſt?"

„Nein," entgegnete Dorn, „das müßte man doch erfahren, die Angehörigen müßten sich doch gemeldet haben. — Einer meiner Arbeiter will allerdings in den letzten Tagen mehrfach einem ‚Stadtherrn', wie er sich ausdrückt, einem älteren Manne begegnet sein, der ihn nach einer verschwundenen jungen Dame gefragt habe, allein das wird wohl einer von den Beamten der Polizei gewesen sein. Von einem Fremden, der nach einer anderen Verschwundenen suchte, müßte man inzwischen doch sonst wohl mehr erfahren habe."

„Gleichviel — hier liegt für mich ein Räthsel, das gelöst werden muß. Ein zweites besteht für mich darin, wie Gertrud in den See gekommen ist, aus dem mein Bruder sie gerettet hat. Ist sie hineingefallen, hat sie sich selbst hineingestürzt oder —"

„Was?" fragte der Förster.

„Ist sie durch Jemand hineingestürzt worden?" fügte sie mit dumpfer Stimme hinzu.

„Weil Ihr Bruder und auch Ihre Mutter darüber nichts zu wissen behaupten, klingt eben ihre Erzählung so unwahrscheinlich."

„Und sie ist doch wahr," behauptete sie fest. „O, warum mußten Sie in jener Nacht nicht zu Hause sein; Sie wären ein Zeuge gewesen, gegen den nichts einzuwenden gewesen wäre."

„Statt dessen habe ich durch mein plumpes Reden den armen Georg noch tiefer in die Patsche gebracht," gestand der Förster reumüthig und erzählte seine Begegnung mit Inspektor Dietel. „Solchen geriebenen Leuten gegenüber ist man ja nicht klug genug; Sie glauben nicht, welche Höllenangst ich ausstehe, wenn mich der Untersuchungsrichter in's Gebet nimmt; immer fürchte ich etwas zu sagen, was ich eigentlich nicht sagen will."

Die Ankunft der Leute, die Seraphinens Koffer brachten,

unterbrach hier das Gespräch. Fast gleichzeitig erschien die Försterin Elteſter, die ſchon auf der Station die Ankunft ihrer Tochter erfahren und ſich über ihre Kräfte angeſtrengt hatte, um ſchnell nach Hauſe zu kommen. Mutter und Tochter hielten ſich weinend umſchlungen.

„Seraphine, mein armes Kind! Man hat Dich ſicherlich fortgeſchickt," ſchluchzte die Försterin, erſchöpft auf die Bank unter der Linde ſinkend, und die Tochter, die ſie noch immer feſthielt, neben ſich ziehend; „ſie haben die Schweſter eines — eines Mörders nicht im Dienſt behalten wollen!"

Mit einer ſanften Bewegung machte ſich das junge Mädchen los und auf ihrem von Thränen naſſen Geſicht erſchien ein ſonniges Lächeln. „Da biſt Du aber ſehr im Irrthum, liebe Mutter," entgegnete ſie ſchalkhaft, „im Gegentheil, die Frau Senator wollte mich gar nicht fort laſſen, aber der Herr Senator that einen Machtſpruch und ſagte, ſie müſſe; ich ſei jetzt hier am nothwendigſten."

„Gott ſegne ihn und Dich," flüſterte die Försterin, die Tochter an ſich ziehend und ſie auf Stirn, Mund und Wangen küſſend, „Gott weiß es, welch' ein Troſt, welche Erquickung mir Dein liebes Geſicht iſt."

„Und meine gute Laune hab' ich auch noch nicht ganz verloren," erwiederte Seraphine, der Försterin die Wangen ſtreichelnd. „Kopf oben, Mütterchen, denk' an unſeres Vaters Kernſpruch: ‚Der Kummer iſt ein Verdummer!' Es wird noch Alles gut."

„Ach Kind, Kind, wer Dir glauben könnte," ſchluchzte die Försterin, „aber Georg's Sachen ſtehen ſehr ſchlecht. Ich bringe böſe Nachrichten mit, lieber Dorn," wandte ſie ſich an dieſen, der in einiger Entfernung ſtand und ſich immer noch nicht von dem reizenden Bilde da vor ihm losreißen konnte, obwohl ſein Taktgefühl ihm gebot, ſich zurückzuziehen. Jetzt trat er wieder um einige Schritte näher und ſah die Försterin erwartungsvoll an.

„Der Amtsrichter v. Reutern hat mir gesagt, er werde die Untersuchung in den nächsten Tagen schließen, und die Sache komme schon in ein paar Wochen vor das Schwurgericht."

„Also wirklich!" rief Dorn, und auch Seraphine stieß einen Laut des Schreckens und des Schmerzes aus, dann sich sammelnd sagte sie:

„Lassen wir uns das doch lieb sein. Nun hört die Unthätigkeit auf, und wir können handeln."

„Was heißt das?" fragte die Försterin, während Dorn's Augen bewundernd an dem jungen Mädchen hingen, das in seinem Eifer ihm doppelt schön erschien.

„Wenn die Untersuchung geschlossen ist, dann wird uns vielleicht gestattet, Georg zu sehen. Wir können dafür sorgen, daß er einen sehr guten Vertheidiger bekommt, und vielleicht noch allerlei unternehmen."

„Woher weißt Du das Alles?" fragte die Mutter verwundert.

„Der Herr Senator hat mich belehrt, und es wälzen sich mir da noch mancherlei Gedanken," sie rieb mit schalkhafter Geberde die Stirn. „Paß auf, Mütterchen, ich thue es der Porzia nach, und man soll auch über mich noch rufen: ‚Ein Daniel, ein zweiter Daniel!'"

Sie umfaßte die Mutter und führte sie in's Haus, dem zurückbleibenden Förster ein freundliches „Auf Wiedersehen" zunickend.

„Ein guter, guter Mensch," sagte die Försterin, „Gott hat ihn mir in meinem schweren Leid als Trost geschickt; er wird nichts dagegen haben, daß Du hier bleibst."

„Im Gegentheil, er versicherte mir bereits, es sei ihm recht, wenn ich immer bliebe und mein Zimmer stünde mir zur Verfügung," erwiederte Seraphine schelmisch. „Ich habe aber keine Lust, es zu beziehen. Laß mich Dein Schlafzimmer theilen, Mutter," fuhr sie weich und bittend

fort, „ich bin ſo lange von Dir getrennt geweſen, ich möchte keine Minute des Beiſammenſeins verlieren.“

„Mein theures Kind, ich verſtehe Dich,“ erwiederte die Förſterin und ihre Thränen floſſen von Neuem. „Du willſt mich mit meinem Schmerz nur nicht länger allein laſſen.“

## 10.

Das Kauffel'ſche Erbbegräbniß auf dem Marienkirchhof in Hannover hatte ſich wieder geſchloſſen. Zu den beiden prunkvollen Särgen, welche ſich darin befanden, hatte man einen dritten nicht minder prunkvollen geſtellt, an welchem auf ſilbernem Schilde der Name Gertrud v. Kauffel nebſt Geburts- und Todestag zu leſen geweſen ſein würde, wäre er nicht über und über mit Kränzen, Palmzweigen und anderem Blumenſchmuck bedeckt geweſen. Die duftigen Spenden waren ſo zahlreich eingegangen, daß ſie zum Theil noch auf einem beſonderen Wagen dem Leichenwagen hatten nachgefahren werden müſſen und bis auf einen kleinen Raum die Gruft völlig anfüllten.

Die Theilnahme an dem furchtbaren Geſchick des ſchönen, liebenswürdigen Mädchens war eine allgemeine. Unabſehbar war der Zug Derer geweſen, die ſie zu ihrer letzten Ruheſtätte geleitet hatten; bei der tief aus dem Herzen kommenden Rede des Geiſtlichen, der die Verblichene getauft und eingeſegnet hatte, war kein Auge trocken geblieben. Grenzenlos war die Erbitterung gegen den Frevler, deſſen wilder Leidenſchaft dieſes junge, blühende Leben zum Opfer gefallen war. Niemand zweifelte an Elteſter's Schuld, Niemand glaubte an die Geſchichte, welche er erzählte und wovon überdies nur wenige, ſtark entſtellte Einzelheiten bis nach Hannover gedrungen waren, ja, ſie trug weit eher dazu bei, das allgemeine Verdammungsurtheil gegen ihn zu beſtärken. Mit Genugthuung vernahm man von Herrn v. Melnik, daß in nächſter Zeit ſchon in Eutin die öffent-

liche Verhandlung gegen den jungen Forstmann geführt werden würde, und daß seine Verurtheilung in sicherster Aussicht stehe.

Eine Stimme war auch nur über das geradezu musterhafte Verhalten des Herrn v. Meluik in dieser traurigen Angelegenheit. Es war nicht ganz unbekannt geblieben, daß zwischen dem Schwager und der jungen Schwägerin kein allzu herzliches Verhältniß geherrscht hatte; um so mehr bewunderte man sein entschiedenes Eintreten für ihr durch eigenen Unverstand gefährdetes Lebensglück und seine aufrichtig tiefe und doch maßvolle Trauer um sie und ihr furchtbares Schicksal. Die höchste Anerkennung zollte man aber seinem zarten, rücksichtsvollen Benehmen gegen seine Gattin. Er empfing die zahlreich herbeiströmenden Besucher und fertigte sie sämmtlich mit der Erklärung ab, seine arme Frau sei viel zu leidend, um Jemand zu sehen. Er müsse darauf bedacht sein, sie so bald wie möglich in eine Umgebung zu bringen, durch welche sie nicht fortwährend an die Schwester erinnert werde, und so ungern er gerade jetzt Deutschland verlasse, wolle er doch um ihretwillen schon in den nächsten Tagen mit der Familie eine Reise nach der Schweiz und nach Italien antreten. —

Melitta selbst freilich war keineswegs entzückt von dieser Aussicht. Sie wäre sehr gern in ihrer schönen, behaglichen Wohnung in Hannover geblieben und erklärte ihrem Mann, als er von seinen Reiseplänen sprach, sie fühle trotz des großen Kummers um die Schwester ihre Gesundheit nicht erschüttert. Sie glaube keiner besseren Erholung als des ruhigen, beschaulichen Lebens in ihrer Häuslichkeit zu bedürfen.

„Als ob man Dir gestatten würde, ein solches hier zu führen, meine arme Melitta," sagte er, indem er sich neben sie auf das Sopha setzte, auf dem sie in halbliegender Stellung lehnte, seinen Arm um ihre Schulter legend.

„Jetzt habe ich unter dem Vorwand, Du seiest viel zu angegriffen, um Jemand zu sehen und zu sprechen, alle Besuche von Dir fern gehalten und unzählige Male die traurige Geschichte wiederholt. Auf die Dauer geht das aber nicht. Du kannst doch nicht wie eine Gefangene leben."

„Nein, ich muß täglich ausfahren, es ist mir, nachdem ich so lange fast den ganzen Tag im Freien gewesen bin, ganz unerträglich, in den halbdunklen Zimmern zu sitzen!" rief Melitta und deutete auf die schweren seidenen Gardinen an den noch durch Stores verhüllten Fenstern.

„Spazierfahrten kannst Du des Anstands halber während der ersten Woche nicht machen," sagte Melnik.

„Ich ersticke aber hier," entgegnete Melitta weinerlich und eigensinnig wie ein Kind, „wenn ich mit den Kindern nach Herrenhausen fahre, so kann doch kein Mensch etwas darin finden."

„Doch, man wird sich sehr darüber wundern. Du hast nur die Wahl, hier Dich ruhig zu verhalten, oder mit mir schleunig zu verreisen."

Sie gab sich doch noch nicht gefangen. „So fahre ich im geschlossenen Wagen aus und schöpfe fern von der Stadt, wo mich Niemand sieht, frische Luft. Ach, Lothar, der Gedanke, jetzt schon wieder zu packen und zu reisen, ist mir gräßlich."

„So thue, was Du willst," sagte er kalt, „dann mußt Du aber auch empfangen."

„O, Du hast ja die Leute schon abgefertigt, sie werden nicht so bald wiederkommen."

„Sie werden wiederkommen," entgegnete er nachdrücklich. „Sie sind Alle zu begierig, auch von Dir zu hören, wie die Dinge sich zugetragen haben, wir sind leider interessant geworden."

„Nein, nein, Lothar!" rief sie auffahrend, „nur das nicht, nur das nicht! Ich kann von den schrecklichen Dingen

nichts mehr hören, kann nicht mehr darüber sprechen. Ich lasse schon die Kinder so wenig wie möglich zu mir, weil sie nicht aufhören, nach Tante Getrud zu fragen."

Sie brach in Thränen aus und verbarg ihr Gesicht an der Brust ihres Mannes, der ihr liebkosend über das Haupt strich.

„Mein armes, liebes Herz, wie gern möchte ich Dich vor allen diesen Dingen schützen, aber es liegt leider außer meiner Macht, und wenn Du darauf beharrst, hier zu bleiben, so stehen Dir noch ganz andere Prüfungen bevor."

„Was?"

„Hast Du vergessen, daß im nächsten Monat in Eutin die Schwurgerichtsverhandlung gegen Elteſter stattfindet, und daß wir dabei als Zeugen erscheinen müssen?"

Melitta fuhr in die Höhe. „Ich vor dem Schwurgericht? Ich als Zeugin? Ich soll mit anhören, wie die unglückselige Verirrung meiner armen Gertrud vor einer neugierig zuhörenden Menge verhandelt, wie sie wieder aus ihrem Grabe gezerrt wird? Nimmermehr, lieber sterben."

„Sei nicht so aufgeregt, liebes Kind," redete er ihr zu.

„Ich kann nicht, ich will nicht," beharrte sie. „Lothar, Du mußt mich davor bewahren!"

„Es gibt nur ein einziges Mittel," sagte er nach einigem Bedenken, „und darnach willst Du nicht greifen."

„Welches denn?"

„Ich habe es bereits genannt: schleunige Abreise."

„Werde ich nicht dazu wiederkommen müssen?"

„O, aus der Ferne läßt sich das schon einrichten; Du bist unfähig zu reisen, ich reiche ein ärztliches Attest ein, fahre allein auf einige Tage nach Eutin. Du bleibst mit den Kindern in der Schweiz, und von dort gehen wir für den Winter nach dem Süden."

„Also fort!" rief sie aufspringend. „Ich gebe gleich

den Befehl zum Packen; wir können schon heute Abend reisefertig sein."

Sie eilte nach dem Knopf des elektrischen Klingelzuges, um darauf zu drücken und ihre Jungfer herbeizurufen. So sehr sie sich gegen die Reise gesträubt hatte, ebenso eifrig war sie jetzt darauf bedacht, sie unverzüglich anzutreten.

Melnik kam ihr zuvor und hielt ihre Hand fest. „So schnell geht das doch nicht, liebe Melitta," sagte er, „ehe wir fortgehen, muß noch einiges Geschäftliche erledigt werden."

„Was geht das mich an?" fragte sie, ihn verwundert anblickend, „das ist doch Deine Sache."

„Gewiß, ich will Dir auch nach Möglichkeit Alles abnehmen, aber ich kann es Dir leider nicht ganz ersparen. Ehe wir fortgehen, muß Gertrud's Hinterlassenschaft geordnet sein."

„O Lothar, wie kannst Du so grausam sein!" schluchzte sie und wandte sich ab. „Was kümmert mich das elende Geld?"

Melnik warf einen ironischen Blick zuerst auf den Anzug seiner Frau und dann auf ihre Umgebung. In der That bildeten beide eine eigenthümliche Illustration zu dieser Verachtung des Irdischen. Melitta trug ein Kleid, das ganz aus Krêpe und schwarzem Schmelz zu bestehen schien, und das Boudoir, in dem sie sich befand, war mit einer kostbaren, weinrothen Seidentapete bekleidet und mit Rokokomöbeln aus vergoldetem Holze und Ueberzügen aus rothem weißgeblümten Brokatstoff, mit kleinen Tischen und Etagèren von seltener eingelegter Arbeit ausgestattet. An den Wänden hingen werthvolle Kupferstiche in schwer vergoldeten Rahmen, altmeißener Porzellan, venetianische Gläser mit schönen Blumen gefüllt und andere seltene Nippessachen standen umher; in einem großen Bauer flatterten bunte

exotiſche Vögel, unter einer wunderbar ſchönen, großen Muſa ſtand eine Nachbildung der kapitoliniſchen Venus in Marmor von hohem künſtleriſchen Werthe.

„Ich begreife vollkommen, daß Du keinen Werth auf etwas ſo Geringfügiges legſt," ſagte er, und ſeine Stimme hatte einen ſpöttiſchen Klang, jenen Klang, den Melitta mehr fürchtete als ſeinen Zorn, „deſto mehr iſt es meine Pflicht, Dein Intereſſe und das meiner Kinder im Auge zu behalten. Ich darf nicht mit Dir auf viele Monate verreiſen, ohne unſere Vermögensverhältniſſe geordnet zu haben. Du haſt geſehen, wie ſchnell der Tod den Menſchen antritt. Wenn ich ſtürbe —"

„Lothar, ſprich nicht etwas ſo Schreckliches, ich kann es nicht ertragen." Sie umfing ihn mit beiden Armen und ſchmiegte ſich an ihn.

„Du biſt wirklich ſehr nervös, meine arme Melitta, man kann gar nicht ernſthaft mit Dir reden," ſagte er ſchmeichelnd und doch mit leiſem Vorwurf, während er ſie zum Sopha zurückführte und neben ihr auf einem Seſſel Platz nahm. „Ich will Dir ja Alles ſo bequem wie möglich machen, Du wirſt Dein Zimmer nicht zu verlaſſen brauchen, nur Deine Unterſchrift mußt Du vor Zeugen geben. Kannſt Du das?"

Sie war ſchon müde und ſehnte ſich nach Ruhe. „Meinetwegen," ſagte ſie matt, „können wir dann aber auch bald reiſen?"

„Ich hoffe übermorgen. Triff Deine Vorbereitungen, ich werde jetzt ſogleich zu Gertrud's Vormund gehen und die nöthigen Verabredungen mit ihm treffen."

Er verließ ſie im Bewußtſein des erkämpften Sieges und in der Hoffnung, womöglich noch leichteres Spiel bei dem Konſul Bauer zu haben, um dieſen in ſeiner hübſchen Villa auf dem Schiffbauerdamm aufzuſuchen.

Der Konſul war ein wohlbeleibter und noch recht gut

erhaltener jovialer Herr in der Mitte der Sechziger, der sich schon längere Zeit vom Geschäfte zurückgezogen hatte und hier in seinem hübschen Besitzthum der Ruhe pflegen wollte, die er jedoch nie fand. Es waren ihm eine solche Menge von Ehrenämtern aufgebürdet worden, daß er jetzt weniger Zeit hatte, als bevor er sein umfangreiches Geschäft seinen beiden Söhnen übergeben hatte.

Er empfing Herrn v. Melnik in seinem Arbeitszimmer, das trotz der behaglichen und werthvollen Einrichtung doch etwas an ein Komptoir erinnerte, und rief, ihm beide Hände entgegenstreckend: „Wie liebenswürdig von Ihnen, Herr v. Melnik, ich wollte Sie heute aufsuchen, nun kommen Sie mir zuvor."

„Ich bin der Jüngere, Herr Konsul," erwiederte Melnik, den ihm dargebotenen Lehnstuhl annehmend; „die letzten traurigen Tage haben Ihnen der Aufregung so viel gebracht, daß Sie der Ruhe bedürfen werden."

„Ruhe, die gibt's für mich nicht viel," lächelte der Konsul und deutete mit der Hand nach dem Schreibtisch und den daneben befindlichen Repositorien, die mit Briefen, Akten, Geschäftsbüchern u. s. w. hoch bepackt waren; „ich habe gegen fünfzehn Aemter, die Vormundschaftssachen noch gar nicht mitgerechnet, da gibt es Arbeit. Und wie gern wollte ich noch mehr von meiner Ruhe opfern, könnte ich dadurch unsere Gertrud dem Grabe entreißen, das ihr leider so vorzeitig zu Theil geworden ist," fügte er, eine Thräne aus der grauen Wimper wischend, hinzu, sagte aber sogleich mit einer energischen Handbewegung: „Vorbei, vorbei! Das arme, schöne Kind ist todt. Denken wir an die Lebenden. Wie geht es Melitta?"

„Nicht gut," antwortete Melnik und sah schweigend und betrübt vor sich nieder. „Ich fürchte Schlimmes," fügte er halblaut hinzu.

„O nicht doch, nicht doch!" rief der Konsul erschreckt;

„Sie sehen zu schwarz, sind selbst von all' den schrecklichen Dingen, die auf Sie eingestürmt sind, erschüttert."

„Das gebe ich zu, aber ich überwinde das schon, anders steht es mit Melitta."

„Sie ist doch eine ruhige Natur."

„Darin liegt es eben; diese ruhige Natur ist gänzlich aus dem Gleichgewicht gebracht. Es muß sofort energisch etwas für sie gethan werden, und ich will es Ihnen nur gestehen, daß ich in dieser Angelegenheit zu Ihnen gekommen bin."

„Ich stehe Ihnen mit der größten Bereitwilligkeit zu Diensten," versicherte der Konsul zuvorkommend, „nur kann ich gar nicht begreifen, in welcher Weise —"

Er brach ab und blickte Melnik erwartungsvoll an, der aber spielte mit der Quaste des Sessels, schaute verlegen darein und wußte offenbar nicht recht, wie er beginnen sollte. Endlich sagte er stockend und zögernd: „Es ist eine so delikate Sache, Herr Konsul, es wird mir schwer, sie Ihnen vorzutragen, indeß ich hoffe, Sie werden mich nicht mißverstehen."

„Bitte, bitte," sagte der Konsul und rückte unruhig auf seinem Sitz umher, unfähig, sich vorzustellen, wo sein Gast eigentlich hinauswollte.

Melnik fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und sprach dann, ohne den Konsul anzusehen: „Sie wissen, daß die Schwurgerichtsperiode in Eutin, in welcher die unselige Geschichte zur Verhandlung kommen wird, für den nächsten Monat anberaumt ist?"

Bauer nickte. „Gewiß, ich fürchte, ich werde dort auch noch als Zeuge zu erscheinen haben."

„Für mich unterliegt das keiner Frage, ich bin einer der Hauptzeugen," fuhr Melnik lebhafter fort, „und man wird auch Melitta's Anwesenheit verlangen. Aber das darf nicht sein, es hieße sie geradezu tödten. Ich hatte

zuerſt die Abſicht, bis nach den Verhandlungen hier zu bleiben und dann mit Frau und Kindern während des ganzen Winters nach dem Süden zu gehen; ich habe jetzt dieſen Plan geändert. Wir werden ſchon Anfang der nächſten Woche reiſen, ich laſſe die Meinigen in der Schweiz und komme zu dem Termin nur auf einen oder zwei Tage nach Eutin. Es ſoll mir nicht ſchwer werden, für Melitta Dispenſation vom perſönlichen Erſcheinen zu erwirken."

„Das iſt ſehr fürſorglich und ſehr aufopfernd von Ihnen," ſtimmte der Konſul zu, „nur ſehe ich noch immer nicht ein, was ich dabei thun kann."

„Unſere Abweſenheit von Hannover wird ſich auf Monate, vielleicht auf ein Jahr erſtrecken, da dürfte es vielleicht doch nothwendig ſein, die geſchäftlichen Angelegenheiten zu ordnen," verſetzte Melnik. Er ſchob dabei ſeinen Stuhl etwas näher zu dem des Konſuls, deſſen Geſicht plötzlich einen Ausdruck angenommen hatte, als ſei er, nachdem er lange in der Irre umhergetappt hatte, in eine ihm wohl bekannte Gegend gekommen.

„Ah, ich verſtehe, Sie ſprechen von Gertrud's Vermögen," bemerkte er und ſetzte das an einer Schnur herabhängende Augenglas auf die Naſe.

„Deſſen einzige Erbin meine Frau iſt," fügte Melnik hinzu.

„Darüber kann kein Zweifel herrſchen, es liegt Alles zu ihrer Einſicht bereit."

„Wo denken Sie hin?" rief Melnik erſchrocken abwehrend. „Melitta darf mit dergleichen nicht behelligt werden, ſie würde es nicht ertragen, und ſie verſteht auch von geſchäftlichen Dingen nichts. Ich bin ihr Beſchützer, ihr Vertreter, ich bitte Sie daher, mit mir zu verhandeln."

„Wir können Melitta dabei doch aber nicht ganz umgehen," wandte der Konſul ein.

„Das ſoll auch nicht geſchehen, aber erſt im letzten

Augenblick, wenn es sich um ihre Unterschrift handelt. Nicht wahr, Herr Konsul, Sie sehen das ein und wir überlegen, wie sich Alles am schonendsten für sie einrichten läßt."

„Wohl, überlegen wir," erwiederte der Konsul gemessen, „bis jetzt weiß ich aber noch nicht recht, was Sie wünschen. Wollen Sie sich nicht näher erklären, Herr v. Melnik?"

„Ich bat Sie schon einmal, mich nicht falsch zu verstehen."

„Das thue ich auch nicht;" der Konsul sagte es verbindlich, und doch schien es Melnik, als liege eine gewisse Ironie in den Worten.

Er strich sich mit dem Battisttaschentuch über die Stirn und fuhr fort: „Das Vermögen meiner Schwägerin ist in Papieren angelegt."

„In sicheren Staatspapieren und ersten Hypotheken. Es wäre, wenn man wollte, in ganz kurzer Zeit realisirbar."

„Dessen bedarf es nicht," antwortete Melnik, „ich möchte nur als Mandatar meiner Frau um die Auslieferung der Besitztitel bitten."

„Herr v. Melnik," fuhr der Konsul auf „das klingt ja beinahe beleidigend."

„O, sagen Sie das nicht," bat Melnik und haschte nach des Konsuls Hand, die ihm dieser nur widerwillig überließ und bald wieder entzog. „Ich bitte Sie, die Umstände zu erwägen. Wir müssen abreisen, bleiben möglicherweise ein Jahr fern. Es hat ja den Anschein der Unzartheit, es mag Ihnen überstürzt, unpassend erscheinen, Niemand erkennt und beklagt dies tiefer als ich, aber Noth kennt kein Gebot, ich kann nicht anders; nicht wahr, Sie sehen das ein?"

„Was Sie da sagen, hat manches für sich," versetzte Bauer nachdenklich, „und ich könnte wohl —"

Digitized by Google

„Ich wußte es ja, wir würden uns bald verständigen," unterbrach ihn Melnik lebhaft; „in wie viel Tagen glauben Sie wohl, daß wir unser Geschäft beendet haben könnten?"

„O, dazu bedürfte es nur weniger Stunden —"

„Desto besser!" fiel Melnik ein, dessen Augen der Richtung gefolgt waren, welche die Augen des alten Herrn nach dem in einer Ecke des Zimmers stehenden großen eisernen Geldschrank genommen hatten. „Alsdann könnte ich unsere Abreise sogar schon auf übermorgen festsetzen."

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr v. Melnik," sagte Bauer, „ich wollte noch hinzufügen, daß die Erledigung der Angelegenheit dessenungeachtet nicht so schnell, wie Sie wünschen, ausführbar ist."

Trotz der sehr ernsten Haltung, welche Melnik während des ganzen Gespräches zu bewahren gewußt, hatten seine Augen bei den letzteren Aeußerungen des Konsuls unwillkürlich aufgeleuchtet. Nun zog sich sein Gesicht merklich in die Länge und er stotterte: „Nicht? Aber Sie sagten doch soeben —"

„Daß die Papiere vorhanden und sehr schnell realisirbar sein würden," fiel der alte Herr ein. „Ich darf sie aber noch gar nicht aus den Händen geben."

„Weshalb nicht?"

„Weil der Tod meines Mündels noch nicht über allen Zweifel festgestellt ist."

Melnik sprang jetzt so heftig auf, daß der Stuhl, auf dem er gesessen, ein Stück fortrollte. „Aber welche Beweise verlangen Sie denn noch, Herr Konsul? Ist es nicht genug, daß die Leiche der armen Gertrud unter der Theilnahme der halben Stadt gestern im Erbbegräbniß der Familie beigesetzt ist und dort neben ihren Eltern ruht?"

„Unter den obwaltenden Verhältnissen darf ich mir daran nicht genügen lassen," erwiederte der Konsul, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.

„Und was verlangen Sie noch?"

„Die Verurtheilung des Forstkandidaten Georg Elteſter durch das Schwurgericht."

„Sie können doch unmöglich glauben —" rief Melnik, der nur noch mit Mühe an ſich hielt.

„Was ich glaube oder nicht glaube, kommt hier gar nicht in Betracht," erwiederte der Konſul gelaſſen. „Ich will Ihnen perſönlich auch zugeſtehen, feſt davon überzeugt zu ſein, daß wir Gertrud v. Kauffel zur Ruhe beſtattet haben —"

„Nun alſo?"

„Es gibt aber doch Leute, die abweichender Meinung ſind."

„Elteſter und ſeine Mutter," verſetzte Melnik wegwerfend, „Sie wiſſen wohl, warum."

„Und die alte Köchin Ihrer Schwiegereltern," fügte der Konſul nachdrücklich hinzu. Ohne ſich um das verächtliche Achſelzucken des Anderen zu kümmern, fuhr er fort: „Obwohl es kaum zu erwarten iſt, bleibt es doch nicht ganz ausgeſchloſſen, daß der Wahrſpruch der Geſchworenen Elteſter günſtig lautet —"

„Das iſt ganz unmöglich!" fiel Melnik ein, der im Zimmer auf und ab gelaufen war und jetzt wieder vor dem Konſul ſtehen blieb.

„Das iſt auch meine Meinung, trotzdem hört mein Amt als Gertrud's Vormund erſt nach Elteſter's Verurtheilung auf."

„Und wenn — wenn, was ganz undenkbar iſt — jener Bube freigeſprochen würde?" Melnik fragte es mit einem nervöſen Lachen, während er wie kraftlos wieder auf den Stuhl ſank.

„Dann müßte der Auslieferung der Hinterlaſſenſchaft an die Erbin erſt die geſetzliche Todeserklärung mit allen dazu erforderlichen Formalitäten vorangehen."

„Darüber könnten Jahre verstreichen."

„Gewiß. Aber Sie haben das leider nicht zu befürchten und werden am Tage nach der Beendigung der Schwurgerichtsverhandlung in Eutin hier die Papiere und Gelder in Empfang nehmen können."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, aus welchen Gründen ich das vermeiden möchte; Melitta soll nicht wieder hierherkommen, die Erschütterungen bei der Gerichtsverhandlung in Eutin müssen ihr erspart bleiben."

„Das wird sich einrichten lassen; sie kann Ihnen Generalvollmacht geben."

„Das möchte ich nicht; ich habe auch Rücksichten zu nehmen."

„Nun, schlimmsten Falles behalte ich die Verwaltung des Vermögens bis nach Ihrer Rückkehr und sende Ihnen die Zinsen," sagte der Konsul gutmüthig.

Melnik richtete sich steif auf und antwortete plötzlich sehr von oben herab: „Ich danke Ihnen verbindlich, Herr Konsul, wir dürfen Ihnen zu den vielen Lasten, die Sie für das Gemeinwohl tragen, nicht auch noch diese auferlegen."

„Ich hätte ja die Arbeit doch noch für zwei Jahre gehabt, wenn die arme Gertrud am Leben geblieben wäre," erwiederte der Konsul. „Es würde für mich keinen großen Unterschied machen; jedoch wie Sie wollen. Am Tage nach der beendeten Gerichtsverhandlung in Eutin steht Ihnen die Erbschaft zur Verfügung."

„So muß die Angelegenheit in der Schwebe bleiben," antwortete Melnik, indem er sich erhob und dem Konsul die Hand zum Abschied bot. „Leben Sie wohl, ich werde trotzdem mit den Meinigen die Reise antreten, im Grunde ist's ja auch einerlei, es liegt Alles in guten Händen."

„In besseren als in den Deinigen," murmelte Konsul Bauer, in sein Zimmer zurückkehrend, nachdem er seinen

Gast bis an die Thür begleitet hatte. „Mit allen diesen Mätzchen täuscht mich der edle Herr v. Melnik nicht. Er braucht das Geld, und eben weil ich das merke, werde ich es ihm vorenthalten, so lange sich nur ein Vorwand dafür ersinnen läßt. Was dieser Mensch meinem Freunde Kauffel gekostet hat, das hat außer den Beiden wohl Niemand erfahren, und ich fürchte, Melnik ist sich selbst nie darüber klar geworden. Nach dem Tode des Schwiegervaters hat er zwei Millionen Mark bekommen, nach dem Tode der guten Frau v. Kauffel wieder so viel, und davon scheint nur wenig noch vorhanden zu sein. Wie lange wird denn da das Vermögen vorhalten, das ihm durch das Unglück des lieben Kindes in den Schoß geschleudert worden ist? Arme Melitta, ich fürchte, Dir stehen noch recht trübe Erfahrungen bevor! Warum Kauffel nur für sie und die Kinder nicht etwas festgesetzt hat, was der Herr Schwiegersohn nicht angreifen kann? War ein so kluger, vorsichtiger Mann und konnte doch eine solche Dummheit machen!"

Er stützte den Kopf in der Hand und blickte sinnend vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

# Arme Manuela!

## Aus der Wandermappe eines Arztes.

Von

**Robert Habs-Randau.**

Mit Illustrationen von Albert Richter.

(Nachdruck verboten.)

Daß ich's gleich von vornherein sage: Doña Manuela Martinez war ein Engel an Schönheit und Herzensgüte.

Schon in Orizava, im Hause und am Sterbebette des greisen Obersten Martinez, dessen zweite Frau sie war, hatte ich sie kennen und schätzen gelernt. Aber erst zwei Jahre später, als ich nach der unglücklichen Schlacht bei Puebla (9. Oktober 1847) arm, zerlumpt und flüchtig nach ihrer Geburtsstadt Oajaca kam, erst da offenbarte sich mir die ganze Schönheit dieser Frauenseele. Jeder andere Bekannte würde mich dort und damals mit einigen Goldstücken abgespeist haben, denn da der mexikanische Staat Oajaca sich unmittelbar nach der Schlacht gegen den Diktator Santa Anna und für den neuen Präsidenten Herrera erklärt hatte, so war ich als ehemaliger Stabsarzt im Heere des Diktators in jenen Tagen nicht nur ein Bettler, sondern sogar ein Feind und ein Verfehmter.

Doña Manuela aber dachte anders: sie öffnete mir ihr Haus, führte mich bei der guten Gesellschaft ein und unterstützte mich durch ihre Empfehlungen so nachdrücklich, daß

Niemand von meiner Vergangenheit Notiz nahm, und daß ich schon nach wenigen Monaten wenn nicht zu den gesuchtesten, so doch zu den bestbezahlten Aerzten der Stadt gehörte.

In dieser nicht unangenehmen, aber einigermaßen kitzlichen Lage, die mir die strengste Enthaltsamkeit von aller Politik zur Pflicht machte, warf ich mich mit größtem Eifer auf naturwissenschaftliche Studien und fand dazu in den Nopaleras*), welche die Stadt umgeben, den reichsten Stoff und die günstigste Gelegenheit. Bald hatte ich eine kleine, aber interessante Sammlung von Naturalien beisammen und konnte mich der gründlichsten Kenntniß der Cochenillezucht rühmen, die je ein europäischer Forscher besessen hat.

Ein Umstand jedoch schmälerte meine Genugthuung über diesen schönen Erfolg. Unter den zahlreichen Feinden der Cochenillelaus befand sich nämlich eine allerliebste, goldgrüne Eidechse — „Anoli" nannten sie die Cochenillebauern — die ich häufig genug blitzschnell an den Nopalstämmen in die Höhe schießen sah, ohne daß es mir jemals gelingen wollte, eines dieser Thierchen habhaft zu werden. Vergebens stellte ich Sprenkel und Schlingen, vergebens verschwendete ich eine ansehnliche Menge Vogelleim, und ebenso vergebens bot ich meinen rothhäutigen Bekannten einen blanken Duro**) für ein lebendiges, und die Hälfte für ein todtes Exemplar: alle diese Versuche blieben fruchtlos, und zwei abgebrochene Schwänze waren Alles, was ich auf diese Weise zu erlangen vermochte.

Da kam endlich gänzlich unverhofft der Zufall mir zu Hilfe. Als ich eines Tages — es war im Mai 1848 — in dem zu meiner Wohnung gehörigen Garten mit der Freilegung eines stattlichen Riesenfarns beschäftigt war,

---

*) Kaktusfelder, auf denen die Cochenille gezüchtet wird.

**) Silbermünze im Werthe von vier Mark.

um vom Zimmer aus den Neſtbau und das häusliche Leben eines Kolibripärchens beobachten zu können, verſpürte ich plötzlich beim haſtigen Ausjäten einer Jalappenwinde etwas Lebendiges unter den Fingern. Es war eine Anoli, die ſich zwiſchen dem zähen Rankenwerk der Winde wie in einem Netz verfangen hatte. Triumphirend trug ich den koſtbaren Fang in's Haus, um ihn in meinem Arbeitszimmer wieder in Freiheit zu ſetzen. Dort verſteckte ſich die kleine Schnellläuferin eiligſt unter einem Schranke, und während der nächſten Tage bekam ich ſie nur ſelten zu Geſicht, da ſie beim leiſeſten Geräuſche die Flucht ergriff. Bald aber gewöhnte ſie ſich an den Anblick meiner Bewegungen und den Klang meine Stimme, wurde nun mit jedem Tage kecker, ging nach kurzer Friſt unbekümmert um meine Gegenwart ſogar auf meinem Schreibtiſche dem Fliegenfange nach, und eines Morgens ließ ſie ſich ſogar vom Jagdeifer ſoweit fortreißen, daß ſie vom Tiſche blitzſchnell an meinem Arme empor und mir auf das Schädeldach ſtieg.

Gerade an dieſem Tage aber beging Euſtaquio, mein Diener für Alles, die Unvorſichtigkeit, die Glasthür nach dem Garten offen zu laſſen, und als ich von meinem Nachmittagsſpaziergange heimkehrte, war Graciosa — ſo hatte ich das zierlich-drollige Geſchöpf getauft — ohne Abſchied verſchwunden. Was half's, daß ich dem Schlingel deswegen gehörig den Text las? ... Aergerlich ſtülpte ich ſchließlich den Hut wieder auf und verließ das Haus, um die Tertulia*) meiner Gönnerin Doña Manuela zu beſuchen.

Ich kam etwas früh und fand daher erſt Don Geronimo de Sayuna bei ihr, einen gluthäugigen Hidalgo von einigen dreißig Jahren, der zu den bedeutendſten Grundbeſitzern des Staates gehörte, und deſſen leidenſchaftliche Verehrung für

*) Abendgeſellſchaft, Empfangsabend.

die ebenso reizende wie reiche Wittwe kaum noch ein Geheimniß war.

„Sie kommen wie gerufen, Doktor!“ rief mir Doña Manuela lebhaft entgegen. „Don Geronimo behauptet eben, man hätte Santa Anna erschießen sollen, statt ihn nach Jamaika entkommen zu lassen. Was halten Sie davon?“

„Vom Erschießen? ... Nein gar nichts, Señora.“

„Natürlich — Sie als Arzt sind mehr für den stillen Mord,“ scherzte Sayuna, indem er mir zuvorkommend seine silberne Cigarrendose präsentirte. „Außerdem aber glaube ich, daß Sie als anerkannt ergebenster Freund unserer verehrten Wirthin —“

„Der Doktor mein Freund?“ unterbrach ihn die Señora mit gut gespielter Entrüstung. „Gehen Sie doch, Señor! Zwingt mich dieser sogenannte Freund nicht, meinen Goldfuchs im Stalle lendenlahm werden zu lassen und mich im angeblichen Interesse meiner Gesundheit fortwährend meiner eigenen Beine zu bedienen?“

„Das ist allerdings nichtswürdig!“

„Aber gesund!“ warf ich kaltblütig dazwischen. „Uebrigens hat das Laufen bereits seine guten Dienste gethan, Sie mögen also bei Gelegenheit auch wieder einmal reiten.“

„Ah, vortrefflich!“ rief Sayuna. „Was meinen Sie zu einer Landparthie nach meiner Hacienda in Zachila, Señora? Es würde mich so sehr freuen, Sie einmal bei mir zu Gaste zu sehen.“

Das war sehr einfach gesprochen, aber Blick und Tonfall gaben diesen Worten eine tiefere Bedeutung, die der jungen Frau unmöglich entgehen konnte.

„Ich nehme Ihre Einladung an, Señor,“ entgegnete sie mit leicht verschleierter Stimme, „vorausgesetzt natürlich, daß der Doktor nichts dagegen hat.“

„Nun, Señor Doktor?“

„Ich werde mich hüten, Nein zu sagen, nachdem Doña Manuela bereits Ja gesagt hat," erwiederte ich lächelnd.

„Meiner Treu, Sie sind ein Mann von Geist!" rief der Hidalgo mit strahlendem Gesicht. „Und Sie nehmen Theil an der Parthie, nicht wahr?"

„Da Sie mir die Ehre der Einladung erweisen: gewiß, Señor," entgegnete ich, indem ich mich auf meinem Sitze verneigte.

Während dieses kurzen Zwiegesprächs war Teresa, die Zofe, in's Zimmer geschlüpft und hatte mit leiser Stimme der Herrin eine Mittheilung gemacht.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Señores," sagte jetzt Doña Manuela, indem sie aufstand. „Ich werde da von einem Nothleidenden in Anspruch genommen, den ich nicht abweisen möchte — namentlich in diesem Momente nicht."

Und diesmal sagte auch ihr Blick, indem er gleichsam kosend über Don Geronimo hinglitt, unendlich mehr als ihre Worte.

Bewundernd blickte ich ihr nach, wie sie rasch und doch graziös der Thüre zuschritt. Sie mochte jetzt fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre zählen — dieser leichte, schwebende und doch hoheitsvolle Gang indessen ließ sie weit jünger erscheinen und rief mir durch seine eigenthümliche Anmuth unwillkürlich die zierlichen Bewegungen Graciosa's in's Gedächtniß. Oder täuschte ich mich? War es vielleicht nur der goldige Schimmer der Arabesken auf ihrem Brokatkleide, was mich in diesem Augenblicke so lebhaft an meinen kleinen Flüchtling erinnerte?

Ich kam zu keinem Schlusse über diese Frage, denn kaum war die Señora verschwunden, als die Sala sich mit Gästen zu füllen begann, und der brave Notar Gonsalvo Duran mich in Beschlag nahm. Duran war ein Liebhaber der Naturwissenschaften und zugleich der gründlichste Kenner

der Sprache und Geschichte der alten Zapoteken, wir zogen uns daher mitsammen in eine Fensternische zurück und plauderten dort nach Herzenslust, ich weiß nicht wie lange, bis plötzlich der Corregidor*) Don Antonio Cadena, als er an unserer Nische vorüberkam, kurzweg bei uns Halt machte und mit gedämpfter Stimme fragte: „Ah, Sie wissen also schon?"

„Was denn?" lautete des Notars erstaunte Gegenfrage.

„Daß es in Ciudad Morelos ein Pronunciamiento**) gegeben hat, und daß einige der Rädelsführer sich hierher geflüchtet haben."

„Bah, lassen Sie sie greifen und erschießen," entgegnete Duran gleichgiltig.

„Dazu muß man wissen, wo sie sind," gab Cadena zu bedenken. „Die Caballeros scheinen hier Freunde und ein sicheres Versteck gefunden zu haben."

Diese Worte waren unzweifelhaft auf mich gemünzt, denn der Beamte sah mich dabei forschend an, und als der Notar in diesem Momente von einem Dritten angeredet wurde, trat er dicht zu mir heran und fragte leise, aber eindringlich: „Kennen Sie Bernardo Enciso?"

„Bernardo Enciso?" wiederholte ich betroffen.

„Ja, einen der ehemaligen Adjutanten des Diktators."

„Soll das ein Verhör sein, Señor?" entgegnete ich ausweichend.

„Bewahre, aber eine Warnung, Señor Doktor!"

Und mit einem verbindlichen Lächeln auf dem schmalen, klugen Gesichte wandte der Corregidor sich einer anderen Gruppe zu.

Mir aber wirbelte förmlich der Kopf. Bernardo

---

*) Polizeipräsident.

**) Soldatenaufruhr.

Enciso! . . . O, den kannte ich sehr gut, und Doña Manuela kannte ihn auch, den blutjungen Offizier mit dem Mädchengesicht, der sich in Orizava um ihre Stieftochter Inez bewarb, bis dem grämlichen Papa Martinez die Sache zu bunt wurde, und er die Kleine nach Jalapa in's Beaterio*) schickte. . . . Merkwürdig, Doña Manuela hatte der beiden jungen Leute mir gegenüber niemals wieder gedacht. Gleich darauf war der Krieg ausgebrochen, und Don Bernardo zu den Fahnen geeilt. Dann war der Oberst gestorben, und die Señora hatte Orizava verlassen, während ich mich um dieselbe Zeit dem Heere des Diktators anschloß. Dort hatte ich Bernardo als Flügeladjutanten Santa Anna's wiedergefunden. Hinter den Schanzen von Churubusco hatte ich ihm einen nichtssagenden Streifschuß verbunden, und am Morgen der Schlacht bei Puebla hatten wir die letzte Cigarre zusammen geraucht. Und dieser brave Junge sollte jetzt von Polizei wegen abgethan werden wie der erste beste Straßenräuber, nur weil er ein lumpiges Pronunciamiento angezettelt hatte? — „Caramba, wackerer Cadena!" dachte ich bei mir, „bange machen gilt nicht! Wenn ich's verhindern kann, so sollt ihr den guten Jungen nicht erwischen."

Mit diesem Entschlusse verließ ich die Nische und steuerte dem Ausgang des Saales zu. Ich wollte mich auf Französisch empfehlen, als ich mich aber unwillkürlich nach Doña Manuela umsah, kreuzten sich plötzlich unsere Blicke, und sogleich strich die Señora dreimal mit dem Zeigefinger zwischen Mund und Nase hin.

Das hieß, aus der Zeichensprache in's Gemeinverständliche übersetzt: „Gib Acht, ich habe Dir etwas mitzutheilen." Doña Manuela aber wußte, daß ich diese Geste verstand, denn sie selber hatte mich einst im Scherze in die kleinen

*) Damenstift, klösterliches Pensionat.

Geheimnisse der Fingersprache eingeweiht, in der die Kreolinnen so unübertreffliche Meisterinnen sind.

Ich blieb also stehen und kratzte mich scheinbar nachdenklich mit dem kleinen Finger hinter dem Ohr. Das hieß: „Sprich, ich höre."

Die Señora wandte nun die Augen von mir ab und sprach lebhaft auf ihre Nachbarin ein. Dabei aber schlug sie ein einziges Mal mit dem Fächer kräftig in die flache Hand und stützte ihn dann so auf das Knie, daß ich elf einzelne Stäbe zu zählen vermochte.

„Heute Abend um elf Uhr," murmelte ich. „Das trifft sich ausgezeichnet. Sie wird mir helfen, wenn's nöthig ist."

Damit verließ ich den Saal. Während ich aber draußen Hut und Mantel nahm, erschien auch Don Geronimo im Vorzimmer.

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie, Señor Doktor," sagte er, indem er gleichfalls den Mantel umwarf.

Ich hatte natürlich nichts dagegen, denn ich konnte ja nicht ahnen, daß der eifersüchtige Spanier etwas von der zwischen mir und Doña Manuela gepflogenen Zwiesprache gemerkt hatte, und so stiegen wir zusammen die Treppe hinunter und gingen schweigend eine Strecke auf der menschenleeren Straße nebeneinander her.

„Señor Doktor," begann der Hidalgo plötzlich, indem er stehen blieb und mich beim Arme packte, „wollen Sie mir eine Frage beantworten?"

„Warum nicht, Señor?"

„Sie lieben Doña Manuela?"

Ein Faustschlag in's Gesicht hätte mich nicht ärger verblüffen können, als diese Zumuthung. Ganz verdutzt blieb ich einen Augenblick die Antwort schuldig.

„Antworten Sie!" rief Don Geronimo, indem er mich rüttelte.

„Sie sind ein Narr, Señor de Sayuna!" entgegnete

ich ärgerlich, indem ich mich losriß und weiterging. Sayuna aber wich mir nicht von der Seite.

„Ah, Sie wollen mir entschlüpfen," murmelte er.

Wir befanden uns jetzt im Lichtkreis einer kleinen Lampe, die vor einem Muttergottesbilde brannte und mich

das wuthentstellte Gesicht des Kreolen erkennen ließ. Ich sah, hier war wirklich nicht zu scherzen.

„Gut denn!“ sagte ich, indem ich einen Schritt seitwärts trat und stehen blieb, so daß ich das Licht hinter mir hatte und meinen Mann beobachten konnte. „Sie suchen Streit und sollen ihn haben. Mir kann's nur recht sein, wenn die Stadt morgen erfährt, daß Don Geronimo de Sayuna mich, den heimathlosen Abenteurer, mit seiner Eifersucht beehrt.“

„Ho, keine Ausflüchte! Sie sind kein Abenteurer!“ stieß der Hidalgo zwischen den Zähnen hervor.

„Mag sein — der Vortheil aber bleibt trotzdem auf meiner Seite,“ fuhr ich unbeirrt fort. „Alle Welt weiß, daß ich weder einen Namen, noch ein Vermögen, noch besondere Vorzüge in die Wagschale zu werfen habe. Und ein Mann wie Sie, ein Hidalgo von Ihrem Range und Ihrem Reichthum, fürchtet in mir einen Nebenbuhler? Das ist lächerlich, Señor — mehr als das: es ist Ihrer unwürdig!“

Jetzt hatte ich's getroffen. Don Geronimo klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne und schwieg.

„Und in welchem Lichte zeigt sich dabei Ihre Liebe?“ fuhr ich mit Nachdruck fort. „Por Dios! Sie müssen herzlich gering von der Señora denken, daß Sie sie einer solchen Geschmacksverirrung für fähig halten. Die reiche und gefeierte Frau, die unter den besten Männern wählen kann, sollte einem halbverbrauchten Söldner den Vorzug geben? Das glauben Sie am Ende selber nicht. Der bloße Gedanke ist eine Sünde wider die gesunde Vernunft.“

„Genug! genug!“ rief jetzt Sayuna hastig, indem er mir die Hand auf die Schulter legte. „Ich sehe wohl, ich hatte Recht, als ich Sie heute einen Mann von Geist nannte.“

„Da Sie mich so schnell verstanden haben, darf ich Ihnen das Kompliment mit gutem Grunde zurückgeben," erwiederte ich verbindlich, und in ernsterem Tone fügte ich hinzu: „Glauben Sie mir, Señor, die Eifersucht ist Ihrer unwürdig, denn Sie ist die Krankheit der Schwächlinge, die an ihrem Manneswerthe zweifeln."

„O weh! Sie geben mir schöne Dinge zu hören," entgegnete der Kreole mit erzwungenem Lächeln. „Doch Sie haben Recht, Señor Doktor, und ich danke Ihnen für die Lehre."

Damit reichte er mir die Hand, und so schieden wir schließlich als gute Freunde. Ich sah dem rasch Davonschreitenden einen Augenblick kopfschüttelnd nach. Hatte ich ihn wirklich von seiner Narrheit geheilt? Quien sabe — wer weiß!

Wenige Minuten später pochte ich an meine Hausthür. Auf das Oeffnen wartend, warf ich noch einen Blick die Straße entlang. Sie war vollkommen öde. Nur unter dem Balkon eines Nachbarhauses zeichnete sich ein menschenähnlicher Schatten in der Dunkelheit ab, und als ich schärfer hinsah, erkannte ich deutlich die grellrothen Aufschläge einer Polizeiuniform. Kein Zweifel, der Corregidor ließ meine Wohnung überwachen!

Eustaquio hatte inzwischen geöffnet und leuchtete mir in mein Arbeitszimmer, in welchem bereits die Lampe brannte.

„Hat Jemand nach mir gefragt, Eustaquio?"

„Nur der abgerissene Kerl, der Sie mit aller Gewalt zu sprechen verlangte."

„Was für ein Kerl?" fragte ich, während ich gleichzeitig meinen Herzschlag ein schnelleres Tempo annehmen fühlte.

„Nun, der Sie bei Señora Martinez aufgesucht hat."

„Mich hat Niemand aufgesucht."

„Aber ich habe ihn doch selber hinten durch die Gärten bis an das Haus geführt!“ rief der Mozo*) verblüfft.

„Durch die Gärten?“ wiederholte ich verwundert. „Seit wann gibt es denn durch die Gärten einen Weg da hinüber?“

Eustaquio biß sich auf die Lippen; offenbar hatte er wider Willen ein kleines Dienstbotengeheimniß verrathen.

„Nun, wirst Du antworten, Bursche?“

„Er that so wehleidig, Herr . . . und da man durch die Gärten in wenigen Augenblicken drüben ist . . . ich habe mir nichts Böses dabei gedacht.“

„Das wirst Du mit dem Richter auszumachen haben,“ entgegnete ich barsch. „Der Kerl ist zweifelsohne ein Spitzbube, wenn nicht etwas Schlimmeres, und an Dir hat er sich den größten Esel in ganz Oajaca ausgesucht, um sich in Sicherheit bringen zu lassen. Der Spaß dürfte Dir aber theuer zu stehen kommen, Amigo.“

„Ave Maria purissima! Was soll ich thun, Herr?“

„Das ist Deine Sache. Am gescheidtesten wär's, Du bestreitest rundweg, den Menschen überhaupt gesehen zu haben. Ich aber will wenigstens die Señora vor dem Gaste warnen, den Du ihr zugewiesen hast. Warte inzwischen auf mich.“

Mit unendlich leichterem Herzen als beim Kommen verließ ich jetzt das Haus wieder. Der „Kerl“ meines Eustaquio und der „Nothleidende“ Doña Manuela's waren offenbar eine und dieselbe Person, und diese Person nannte sich Bernardo Eucifo — das litt für mich nicht den kleinsten Zweifel mehr. Der Mozo hatte da in seiner Dummheit wirklich einen Meisterstreich zu Stande gebracht. Die Spur des Flüchtlings war verwischt, und es sollte dem würdigen Cadena schwer werden, sie wieder zu finden.

*) Diener.

275400A

Eine Viertelstunde später führte mich Teresa in das Ankleidezimmer ihrer Herrin, die mir hastig entgegenkam.

„Doktor," flüsterte sie erregt —

„Still!" unterbrach ich sie. „Ich weiß Alles. Wo ist er?"

„Er schläft."

„Verletzt? Krank?"

„Ich glaubte es anfangs — aber er war nur übermüdet. Denken Sie doch, er hat seit sechsunddreißig Stunden keine Minute gerastet und nichts gegessen."

„Das wird ihn lehren, in Zukunft vernünftiger zu sein. Aber wohin nun mit ihm? Sie müssen nämlich wissen, daß Señor Cadena so aufmerksam gewesen ist, mir eine Wache vor die Thür zu stellen."

„Wohin mit ihm? Er bleibt hier, bis die Gefahr vorüber ist, oder wir ihn weiterschaffen können."

„Sie sind ein Engel, Señora."

Und voll aufrichtiger Dankbarkeit drückte ich ihr innig die Hand.

„Schmeichler!" sagte Doña Manuela lächelnd. „Sie vergöttern mich und wissen nicht, daß ich mich nur rächen will."

„Sie sich rächen?"

„Allerdings. Don Bernardo legte es mir zur Last, daß Inez damals in's Beaterio geschickt wurde, und hat leider auch der Kleinen diese Meinung eingeflößt. Sie haßt mich seitdem als ihre ärgste Feindin. Das thut weh, Doktor. Ich will sie vom Gegentheil überzeugen."

Ich sah eine Thräne in ihrem Auge glänzen, und dann — der Himmel mag wissen, wie es kam! — bedeckte ich plötzlich ihre Hände mit glühenden Küssen.

„Sie Schwärmer" ... flüsterste das schöne Weib mit halb wehmüthigem, halb kokettem Lächeln. „Hören Sie auf und seien Sie vernünftig."

„Verzeihen Sie, Señora," murmelte ich. „Ich konnte nicht anders — aber es soll nicht wieder vorkommen."

„Gehen Sie jetzt, lieber Freund. Das Uebrige besprechen wir morgen."

Gehorsam entfernte ich mich — aber ich muß gestehen, ich fühlte mich an jenem Abend sonderbar glücklich wie ein Berauschter.

— — — — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen erwachte ich über dem ungewohnten Lärm, mit dem mein Kolibripärchen den Farnbaumwipfel umkreiste. Was mochte da oben geschehen sein? Eilfertig meine Toilette beendend, ließ ich die Bockleiter bringen, und nun löste sich das Räthsel. Das Zirpen und Jagen galt dem ersten, kaum erbsengroßen Ei, das jetzt auf dem Grunde des fertiggestellten Nestes ruhte. Papa Kolibri machte mir indessen bald begreiflich, daß ich da oben gänzlich überflüssig sei, indem er mir zudringlich wie eine Wespe immerfort mit seinem nadelspitzen Schnabel nach den Augen stieß. Ich kletterte also wieder herunter und begnügte mich, am Arbeitstische meine Morgenchokolade schlürfend, das Gebahren des entzückten Elternpaares gemächlich zu beobachten.

Plötzlich aber riß ich in maßloser Ueberraschung Mund und Augen auf: von draußen her tauchte das Köpfchen meiner Anoli über der Fensterbrüstung empor und lugte seelenvergnügt in das Zimmer hinein! Ganz verdutzt starrte ich sie einen Augenblick regungslos an, dann aber streckte ich langsam den Arm aus und legte die Hand auf das Fensterbrett. Und Graciosa verstand diese stumme Einladung. Wie ein Pfeil schoß sie auf der lebendigen Brücke zu meiner Schulter empor und sprang von dort auf den Tisch herab, um nach verstreuten Gebäckkrumen zu suchen.

Der Ertrag der Lese war indessen nur gering, und bald kauerte sie sich auf einem Buche nieder, um auf lebendige

Beute zu lauern. Diesen Augenblick benutzte ich, um sie leise mit dem Barte einer Papageienfeder an der Kehle zu

kitzeln. Das behagte ihr offenbar, denn sie reckte den Hals und verhielt sich vollständig ruhig, so daß ich sie zum ersten Male mit Muße betrachten konnte. Das prächtige blaugrün-goldene Farbenspiel ihres Schuppenkleides kam jetzt

zwar nicht zur Geltung, um so deutlicher aber ließen auf dem dunkeln Grunde sich die gelben Arabesken unterscheiden, an die Doña Manuela's gesticktes Kleid mich Tags zuvor erinnert hatte. Und was für ausdrucksvolle Augen das kleine Thier besaß! Wie sie jetzt den zierlichen Kopf zur Seite neigte und mit schelmisch-träumerischem Blinzeln zu mir aufschaute, da glaubte ich wahrlich die herrlichen Augen der Señora vor mir zu sehen. Die Aehnlichkeit war wirklich überraschend. Graciosa und Doña Manuela —

Unwillig über mich selber warf ich plötzlich die Feder weg und erhob mich mit solchem Ungestüm, daß mein kleiner Gast erschreckt vom Tisch herunterglitt und sich eiligst in Sicherheit brachte. Bei der Betrachtung eines Eidechsenauges an die Augen einer schönen Frau zu denken — das war denn doch etwas stark. Sollte der eifersüchtige Don Geronimo gründlicher in meiner Seele gelesen haben, als ich selber, sollte ich wirklich verliebt sein? Unsinn! Mit der Liebe können sich nur solche Leute befassen, die sonst nichts zu thun haben — ich aber hatte noch sehr dringend und sehr viel zu thun. Also weg mit dem Gespenst und frisch an die Arbeit!

Hastig griff ich nach meinem Krankenjournal. Aber ich hätte mir die Mühe sparen können, denn gleichzeitig that sich die Thür auf, und ein recht wohlwollend aussehender Herr schob sich in's Zimmer, der mich mit erlesener Höflichkeit um die Erlaubniß ersuchte, ein kleines Verhör mit mir anstellen und eine kleine Haussuchung bei mir vornehmen zu dürfen. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich von dieser Bitte sonderlich erbaut war, oder daß die Unterbrechung mir gelegen kam. Aber da galt kein Widerstreben, und so hatte ich während der nächsten anderthalb Stunden mehr Ablenkung, als mir recht und lieb war.

Ein Gutes jedoch hatte dieser peinliche Zwischenfall: er erbitterte mich förmlich gegen die heilige Hermandad.

Ich brannte von dieſe Stunde ab vor Begierde, ihr eine möglichſt verwegene Naſe zu drehen, und es bedurfte einer ernſtlichen Zurechtweiſung Seitens Doña Manuela's, um mich von dem tollen Gedanken abzubringen, der Polizei zum Hohne am lichten Tage mit Enciſo zum Thor hinaus zu jagen.

In dem Kriegsrathe, den wir Drei noch am ſelben Abend im Schlafzimmer der Señora abhielten, wurde vielmehr ausgemacht, daß Don Bernardo ſeinen Zufluchtsort erſt verlaſſen ſollte, wenn ich ihm die Möglichkeit geſichert haben würde, ohne Aufenthalt oſtwärts über die Grenze zu gelangen. Hatte er dieſe hinter ſich, ſo konnte er ohne Gefahr Jalapa erreichen, ſich mit Inez verſtändigen und den gewichtigen Einfluß der Familie Martinez aufbieten, um ſeinen Frieden mit Herrera zu machen. Hatte er aber die Amneſtie in der Taſche, ſo ſollte er ungeſäumt mit Inez nach Oajaca zurückkehren, und hier die Hochzeit gefeiert werden.

„Schön," ſagte ich, nachdem Doña Manuela mir die Sache auseinandergeſetzt hatte. „An mir ſoll's nicht fehlen. Wenn uns nur nicht Don Geronimo mit ſeiner Landparthie in die Quere kommt."

„Das hat keine Gefahr. Die Parthie findet erſt Ende dieſes Monats ſtatt, und bis dahin können wir bereits Nachricht von Don Bernardo haben."

„Das wäre prächtig, Señora! Dem Señor Cadena an Ihrem Verlobungstage mittheilen zu können —"

„Abſcheulicher Schwätzer!" unterbrach mich Doña Manuela mit reizendem Unwillen.

Bernardo aber rief begeiſtert: „Habe ich recht verſtanden, theure Señora? Eine Doppelhochzeit? Das iſt herrlich!" Und ihre Hand ergreifend, fügte er warm hinzu: „Mögen Sie ſo glücklich werden, wie Sie glücklich zu machen wiſſen."

„Ich danke Ihnen, lieber Señor Enciso, obschon Ihr Glückwunsch verfrüht ist," entgegnete die junge Frau herzlich. „Jetzt aber lassen Sie uns bei der Sache bleiben. Ich möchte hören, wie dieser saubere Doktor mit der Elsterzunge Ihnen eigentlich fortzuhelfen gedenkt."

„Auf botanischem Wege, Señora," versetzte ich.

„Doktor!" rief Doña Manuela unwillig.

„Lassen Sie mich nur ausreden," fuhr ich gemächlich fort. „Alle Welt weiß, daß ich den Pflanzen nachgehe wie ein Trinker der Flasche. In einem besonders heftigen Anfalle dieser Leidenschaft breche ich morgen früh auf, stürze mich bei Tagesgrauen in die Nopaleras und bin nach einer halben Stunde drüben in Xalatlaco. Dort finde ich für Geld und gute Worte ein Pferd, treffe sechs Stunden später in Teutitla ein und erhandle da einen dauerhaften Gaul, der übermorgen abgefordert und bezahlt werden soll. Mit sinkender Sonne bin ich zurück und ziehe mit einer gehörigen Ladung aller möglichen Gewächse in meine Wohnung ein. Uebermorgen früh aber verläßt Don Bernardo vor Sonnenaufgang Haus und Stadt, indem er sich durch die Gärten in die Nopaleras schleicht und in diesen entlang auf die weithin sichtbare Königspalme beim Zollhause zuschreitet. Dort findet er mich mit einem tüchtigen Renner — und dann glückliche Reise! Da er in Teutitla unverzüglich ein frisches Pferd erhält und überdies das Standrecht hinter sich und eine liebende Braut vor sich hat, so müßte die Polizei sich Siebenmeilenstiefel oder eine Eisenbahn anschaffen, um ihn noch diesseits der Grenze einzuholen."

Dieser einfache Plan, zu dessen Verwirklichung Geld und körperliche Ausdauer genügten, fand den Beifall meiner beiden Mitverschworenen und wurde in der That Punkt für Punkt durchgeführt. Als die Sonne sich dreißig Stunden später über die Cordillera emporschwang, saß

Enciso bereits im Sattel. Noch ein gegenseitiger Händedruck, ein „Vaya con Dios!“ von meiner, ein „Muchas mercedes!“*) von seiner Seite, und im nächsten Augen-

blicke flog er auf der Straße nach Teutitla der Grenze entgegen, während ich mich seitwärts in die Büsche schlug, um nach der Stadt zurückzukehren.

*) Reiten Sie mit Gott! — Tausend Dank!

Dabei stieß ich unterwegs bereits auf einige Cochenillebauern, die mit Sonnenaufgang ihr Tagewerk beginnen, näher der Stadt auch auf einige Spaziergänger und endlich, als ich über die Plaza schritt, auf meinen Freund Duran, den Notar, der dort lustwandelnd seine Morgencigarre rauchte.

„Holla, auch Sie?“ rief dieser mir entgegen. „Was hat es denn heute früh da draußen gegeben?“

„Was soll es gegeben haben?“ fragte ich aufrichtig erstaunt.

„Bah, spielen Sie nur nicht den Ueberraschten. Vor kaum fünf Minuten kam Don Geronimo desselben Wegs, und der sah keineswegs darnach aus, als ob er von einem zärtlichen Stelldichein käme.“

Der Nachdruck, den Duran auf das Wörtchen „zärtlich“ legte, belehrte mich endlich über den Sinn seiner Reden.

„Ich habe Don Geronimo seit vorgestern nicht gesehen,“ erklärte ich. „Wenn es also da draußen ein Stelldichein gegeben hat, so bin ich für meine Person nicht dabei gewesen.“

Duran gab sich mit dieser Antwort zufrieden. Mir jedoch kam sein Argwohn lebhaft in's Gedächtniß, als ich am Abend bei Doña Manuela erfuhr, daß Sayuna plötzlich nach Zachila aufgebrochen sei, um dort Zurüstungen für den Dia de campo*) zu treffen, zu dem die Einladungen bereits ergangen waren. Auch verbreitete sich in den nächsten Tagen, vielleicht durch Duran's Aeußerungen hervorgerufen, ein unbestimmtes Gerücht von einem Zweikampfe, der in den Nopaleras stattgefunden habe. Vergebens aber zerbrach ich mir den Kopf, wer dabei Sayuna's Gegner gewesen sein möchte. Denn daß der Reiter, der an jenem Morgen auf der Straße nach Teu-

*) Ländliches Fest.

titla gesehen worden war, und den nun das Gerücht in diese Angelegenheit verflocht, in Wahrheit nicht das Geringste damit zu thun hatte, das wußte ich besser und genauer als jeder Andere.

Uebrigens schlug ich mir die Sache bald aus dem Sinn, denn nachdem uns Enciso schon am vierten Tage seine glückliche Ankunft in Chiapa hatte melden lassen, nahmen nunmehr neben Graciosa, die jetzt in völliger Ungebundenheit bei mir ein und aus ging, vornehmlich die Kolibris meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. In Orizava war mir ein Zuchtversuch durch die Mordsucht einer Vogelspinne vereitelt worden — um so sorgsamer überwachte ich daher jetzt das Pärchen im Garten und hatte denn auch das Vergnügen, das Weibchen das Brutgeschäft beginnen zu sehen. Natürlich verdoppelte ich nun meine Wachsamkeit, und das Männchen unterstützte mich dabei nach Kräften, indem es tapfer Allem zu Leibe ging, was sich dem Nest zu nähern wagte. Eines Tages fiel der kleine Kerl sogar tollkühn meinen nichts weniger als sanftmüthigen Macaopapagei an, der sich jedoch zum Glück durch die Frechheit so verblüffen ließ, daß er schreiend in die Stube flüchtete, ohne von seinem furchtbaren Schnabel Gebrauch zu machen.

Unter diesen Sorgen und Beobachtungen war der Tag des Ausflugs nach Zachila herangekommen. Die Eingeladenen sollten um sechs Uhr Morgens beim Liebfrauenkloster zusammentreffen, und ich wartete in meinem Arbeitszimmer schon seit einigen Minuten gestiefelt und gespornt auf das Vorführen des Pferdes, als ein gelles Zirpen meine Blicke nochmals nach dem Farnbaum lenkte. Beide Kolibris schwenkten sich da oben wie toll und thöricht durch die Luft. Plötzlich aber schoß der eine aus der Kreislinie heraus und geradenwegs auf Graciosa zu, die, mit dem Schwanze schwingend, breitspurig auf der Fensterbrüstung stand. Die Anoli fuhr zurück, und nun erst gewahrte ich,

daß sie ein erbsengroßes, weißes Ei zwischen den Kiefern hielt! Bei diesem Anblick übermannte mich ein grenzenloser Zorn. Kein Zweifel, die tückische Kletterkünstlerin hatte das Nest beraubt, und so war ich abermals um die Frucht meiner Mühe betrogen. Aber sie sollte den Lohn ihrer Unthat genießen! Die Reitgerte zischte durch die Luft, und von der schwanken Spitze in's Genick getroffen, fiel die Räuberin platt nieder, streckte sich und war todt.

Das Ei war ihr dabei aus dem Maule gerollt und ruhte unversehrt auf dem Fensterbrett. Ich hob es auf und legte es auf mein Schreibzeug. Dann nahm ich die Getödtete in die Hand. Aber mit dem Leben der Anoli war auch ihre Schönheit entflohen. Der Körper hatte eine häßliche schwarzgraue Farbe angenommen, und die langen Kletterzehen machten jetzt einen geradezu abschreckenden Eindruck. Wie hatte ich dies tückische Geschöpf überhaupt schön finden können? Freilich — —

„Herr, das Pferd steht bereit," meldete in diesem Augenblick Eustaquio.

Gleichgiltig schleuderte ich die Todte in den Garten hinaus, schloß das Fenster und verließ das Haus.

Als ich bei der Gesellschaft eintraf, fehlte nur noch Señor Cadena, der aber ließ im letzten Augenblick vermelden, daß er durch den Eingang wichtiger Depeschen aufgehalten würde und erst später nachkommen werde. Die Kavalkade setzte sich also ohne ihn in Bewegung und traf nach einem scharfen, aber fröhlichen Ritte wohlbehalten in Zachila ein.

Don Geronimo empfing seine Gäste mit vollendeter Höflichkeit — mir wollte sogar scheinen: zu höflich, weil ich diesmal jene offene Herzlichkeit vermißte, die sonst sein Benehmen auszeichnete. Bei aller Zuvorkommenheit schien er mir heute an etwas ganz Anderes zu denken, als an uns, und ich glaubte sogar zu wissen, woran! Daß er

aber zu dem Schritte, den er vor hatte, ein so verteufelt seltsames Gesicht schnitt, bei dem wenigstens meiner Wenigkeit nicht recht wohl und warm werden wollte — je nun, das war wohl eine jener Eigenheiten, die zu begreifen man selber verliebt sein, und die man den Verliebten daher ohne Weiteres nachsehen muß.

Nach einem trefflichen Frühstück stieg die ganze Gesellschaft, mit Einschluß der zehn Damen an fünfundzwanzig Personen, wieder zu Pferde und jagte unter der Führung eines von Wind und Sonne verkupferten Vaquero*) den Weidegründen der Hacienda zu, um sich dort echt mexikanisch mitten unter die weidenden Thiere zu stürzen und bald hier bald da einen der gewaltigen Stiere zum Angriff herauszufordern, im entscheidenden Momente aber jedesmal durch eine geschickte Schwenkung dem Stoße auszuweichen und triumphirend das Weite zu suchen. Ich für meine Person jedoch fühlte mich mit meinem braven Rosinante solchem gefährlichen Spiele nicht gewachsen und beschränkte mich daher auf die Rolle des bewundernden Zuschauers.

Und diese Rolle war dankbar genug. Die grüne Ebene, mit Tausenden von Rindern bedeckt, dazwischen die wettergebräunten Vaqueros mit dem Lasso in der Faust, die Herren in ihrer prächtigen althergebrachten Reitertracht und die Damen mit dem breiten, goldbordirten Charro auf dem Kopfe, dem blendend weißen Staubtuch unter dem Kinn und der grellfarbigen Schärpe um die Hüfte — das Alles gewährte einen ungemein malerischen und glänzenden Anblick, der auch verwöhntere Augen als die meinen gefesselt haben würde.

Die anziehendste und hervorragendste Erscheinung in diesem farbenprächtigen Bilde aber war entschieden Doña Manuela, die heute an Schönheit, Witz und Verwegenheit

*) Berittener Rinderhirt.

alle ihre Gefährtinnen in den Schatten stellte. Sie war unbestritten die Königin dieses ländlichen Festes. Ich fühlte mich daher förmlich geschmeichelt, als sie plötzlich aus dem Getümmel geradenwegs zu mir herangesprengt kam und, mir die Hand bietend, mit strahlendem Lächeln ausrief: „Guten Morgen, Doktor! Schneiden Sie mir schleunigst ein vergnügtes Gesicht, denn ich fühle mich wirklich ungemein heiter heute und habe Ihnen eine gute Nachricht mitzutheilen."

„Nur heraus damit, Señora, eine gute Nachricht kann ich gerade brauchen."

„Inez hat mir geschrieben. Sie gedenkt in vier oder fünf Tagen mit ihrem Verlobten hier zu sein."

„Wirklich? Wie schade, daß jetzt Señor Cadena nicht zur Stelle ist!"

„Was? Noch immer rachsüchtig, Doktor?"

„Rache ist süß, Señora —"

„Für Götter und Menschen!" fiel mit schneidender Schärfe Don Geronimo ein, der heransprengend meine letzten Worte vernommen hatte.

„Por Dios! Welch' himmelschreiender Grundsatz!" rief Doña Manuela schmollend. „Ich mag nichts mehr davon hören. Kommen Sie, Señor — á las paréjas!"

Der Hidalgo schien einen Augenblick zu zögern. Dann aber ergriff er hastig die dargebotene Linke, und Hand in Hand jagte das Paar mitten in die weidende Heerde hinein.

Gespannt blickte ich ihnen nach. Ich wußte, was für eine vorzügliche Reiterin die Señora war — aber der Ritt á las paréjas bleibt immer eine Kunstprobe, an der nicht selten die größte Geschicklichkeit scheitert. Das Kunststück besteht nämlich darin, Hand in Hand den Stier herauszufordern und dann in gemeinschaftlicher Schwenkung dem Ansturz des wüthenden Thieres auszuweichen: wer sich dabei gezwungen sieht, die Hand des Partners fahren zu

laſſen, hat verloren. Ich verfolgte daher die Manöver des Paares mit begreiflicher Spannung. Jetzt ſprengten ſie auf einen kleinen, grauen Stier los, der bereits argwöhniſch den Kopf hob und unwillig mit dem Vorderfuß den Boden ſtampfte.*)

„Guten Tag, Señor Doktor," ſagte in dieſem Augenblicke eine Stimme hinter mir, und mich umwendend, ſah ich in das lächelnde Geſicht des Corregidors.

„Willkommen, Señor Cadena! Sie erſcheinen heute ausnahmsweiſe wie gerufen."

„Dies ‚ausnahmsweiſe' iſt ja recht freundlich von Ihnen," entgegnete Cadena mit herzlichem Lachen. „Sie wiſſen alſo ſchon, was ich Ihnen brühwarm mittheilen wollte? Ihr würdiger Freund Enciſo iſt völlig amneſtirt und mir ſogar von oben herab ganz beſonders empfohlen worden — unbeſchadet der gewaltigen Naſe, die ich gleichzeitig dafür erhalten habe, daß es mir mißlang, ihn zu rechter Zeit fangen und erſchießen zu laſſen."

„O, theuerſter Señor, ſchenken Sie mir dieſe Naſe!" rief ich entzückt. „Ich werde ſie zum Andenken einrahmen laſſen und dabei ſtets —"

Ein gellender Schrei aus mehr als zwanzig Kehlen ſchnitt mir das Wort ab. Da unten ſuchten in dieſem Moment die Reiterinnen in wilder Haſt aus dem Thiergewimmel zu entkommen, während die Vaqueros von allen Seiten in raſendem Galop einem kleinen, bewegten Knäuel inmitten der Heerde zujagten. Gleich darauf ſtampfte in tollen Sätzen angſtwiehernd ein reiterloſes Pferd daher ... ich erkannte es ...

„Doña Manuela" ... murmelte ich, indem ich krampfhaft nach dem Arme Cadena's griff. „Sie iſt todt!"

In der That, Doña Manuela war todt — war aus

*) Siehe das Titelbild.

dem Sattel geſchleudert, von den Hörnern des Stieres durchbohrt, von ſeinen Füßen zerſtampft worden.

Eine ſtrahlende Braut hatten wir zu geleiten gehofft, eine entſtellte und verſtümmelte Leiche brachten wir nach Oajaca heim.

— — — — — — — — — — — —

Am Tage nach dem Begräbniß ſaß ich gedankenbrütend im Lehnſtuhl meines Arbeitszimmers. Ich hatte ſchon Viele ſterben ſehen, Geſunde und Kranke, Glückliche und Unglückliche, Freunde und Feinde, noch aber war mir kein Todesfall ſo nahe gegangen wie dieſer. Und dabei drückte mich nicht blos der Schmerz um die Todte, ſondern ebenſo ſehr das Räthſelhafte des ganzen Vorgangs. Doña Manuela hatte vor zwanzig Paar Augen den Tod gefunden, und doch wußte Niemand zu ſagen, welcher Umſtand das Unglück eigentlich herbeigeführt hatte!

Doch was konnte das müßige Grübeln nutzen? Um meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, ſtand ich auf und trat an's Fenſter. Was mochte inzwiſchen aus meinen Kolibris geworden ſein? ... Ah, da waren ſie ja emſig um die Blüthen der Indianerkreſſe beſchäftigt. Die ſchienen alſo ihren Elternſchmerz raſch verwunden zu haben. ... Aber während ich noch mit dieſem Gedanken beſchäftigt war, ſchwirrten die Vögelchen plötzlich auf, aus dem Farnbaumwipfel klang ein ungeduldiges Zirpen — und dann ſah ich, wie zwei aufgeriſſene Schnäbelchen ſich über den Rand des Neſtes erhoben, raſch mit Atzung verſehen wurden und wieder verſchwanden.

Geradezu betroffen trat ich vom Fenſter zurück. Das Gelege des Kolibris geht nie über die Zweizahl hinaus und jetzt befanden ſich zwei Junge im Neſte: wo kam alſo das dritte Ei dort auf meinem Schreibzeug her? Ich nahm es auf und betrachtete es mit peinlichſter Genauigkeit. An Größe, Farbe und Geſtalt war es dem Kolibriei bis in's

Kleinſte gleich, aber — ſtatt der zerbrechlichen Kalkſchale zeigte es ſich mit einer lederartigen Haut umgeben. Es war alſo überhaupt kein Vogelei, ſondern das Ei eines Kriechthieres, einer Eidechſe, der Anoli ſelber! Ich hatte Gracioſa umgebracht, während und weil ſie der heiligſten ihrer Pflichten nachkam, der Sorge für ihre Familie.

Ganz beſtürzt über dieſe traurige Entdeckung ſtarrte ich noch immer das Ei an, als an die Thür gepocht wurde und Don Geronimo hereintrat.

„Was haben Sie da, Señor Doktor?“ fragte er nach kurzem Gruße, indem er den angebotenen Stuhl zurückſchob und im Zimmer auf und ab zu ſchreiten begann.

Mit leiſer Stimme, als ob ich ein Verbrechen zu beichten hätte, erzählte ich ihm Gracioſa's ganze Geſchichte.

„Je nun, ſie iſt todt, man muß ſich alſo tröſten,“ entgegnete der Hidalgo in auffallend hartem Tone. „Manchem Getäuſchten würde ſogar eine derartige Enttäuſchung über Alles lieb ſein. Meinen Sie nicht auch?“

„Ich weiß nicht,“ verſetzte ich kopfſchüttelnd. „Das Vertrauen zur Menſchheit möchte ihm wohl wiederkommen, aber die Reue würde ihn tödten.“

„Bah, Sie ſind heute ſentimental,“ erwiederte Sayuna mit erzwungenem Lachen. „Doch ich wollte Sie vor Allem fragen: was ſind das für Verwandte der Señora Martinez, deren Beſuch man in dieſen Tagen erwartet?“

„Hat Doña Manuela Ihnen nie von ihrer Stieftochter erzählt?“

„Allerdings, aber ich erinnere mich deſſen nur ſehr dunkel.“

„So werde ich weit ausholen müſſen, da Ihnen ja auch die Ereigniſſe der letzten Wochen fremd ſind,“ bemerkte ich und begann dann umſtändlich zu erzählen.

Don Geronimo unterbrach mich mit keiner Silbe. Aber auch als ich geendet hatte, ſchwieg er, und nun erſt gewahrte ich mit Beſtürzung, wie er ſich mit beiden Händen

auf die Tischplatte stützte, um nicht zusammenzubrechen. Sein Gesicht war aschgrau geworden, die fieberhaft glänzenden Augen schienen mit einem breiten dunkeln Ringe umgeben, und seine Unterlippe hing kraftlos herab wie bei einem Sterbenden oder einem Verrückten.

Hastig sprang ich auf und reichte ihm ein Glas Wein.

Er stürzte den Trank mechanisch hinunter, meine weiteren Dienste aber wies er entschieden zurück.

„Ich bin nicht krank, nur bis in's Mark erschüttert," sagte er mit seltsam klangloser Stimme. „Leben Sie wohl für jetzt. Aber Sie werden noch von mir hören, Señor Doktor."

Damit drückte er mir krampfhaft die Hand und verließ mich.

Ich habe ihn nie wieder gesehen, denn wenige Tage später verschwand er aus Oajaca. Aber doch erhielt ich noch ein Lebenszeichen von ihm. Es war an dem Tage, an welchem Bernardo und Inez in aller Stille ihre Vermählung feierten. Als ich nach der Trauung aus der Kathedrale zurückkam, fand ich einen Brief aus der Hauptstadt vor. Verwundert erbrach ich ihn. Er enthielt nur wenige Worte und keine Unterschrift.

„Señor," lautete das Schreiben, „Jemand, der Ihnen die Wahrheit schuldig zu sein glaubt, läßt Ihnen Folgendes eröffnen. Als ein Offizier zu früher Stunde den Garten einer Dame verließ, wurde er von einem Manne gesehen und für den Geliebten jener Dame gehalten. Der Mann tödtete die Señora, indem er sie bei einem gemeinschaftlichen Ritte an der Hand aus dem Sattel riß. Der Schuldige hat für immer der Welt entsagt, sein Vermögen gehört den Armen, sein Leben ist der Reue und Buße geweiht. Beten Sie zu Zeiten ein Ave und ein Paternoster für seine Seele."

„Sie todt und er lebendig begraben," murmelte ich ergriffen. „Armer Geronimo! ... Arme Manuela!"

# Ein Opfer.

Novelle von E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

1.

Auf der Terrasse des einsam gelegenen Gasthofes saßen drei Damen; eine schwarzgekleidete, mit einem ängstlichen Altjungferngesicht; neben ihr zwei Mädchen.

Eine der Letzteren war sehr bleich, und ihre Züge erschienen scharf und groß in dem mageren Gesicht; aber der Ausdruck derselben wurde anziehend und liebenswürdig, wenn sie die ungewöhnlich glänzenden Augen mit ihrem schwärmerischen Blick erhob. Ihre schmalen Schultern, ihre schmächtige Gestalt verhüllte ein anmuthiges Spitzen- und Schleifengewirr, ihr weiches röthlich-braunes Haar war auf's Kunstvollste gebrannt und frisirt.

Die Erscheinung machte den Eindruck modernster Eleganz, trotz eines unleugbar krankhaften Anhauchs, der um so mehr auffiel neben den blühenden Farben und dem kräftigen Wuchs des neben ihr sitzenden Mädchens. Dieses trug nur ein sehr bescheidenes, verwaschenes, helles Kattunkleid; aber unter dem dünnen Stoff ließen sich die schönen Linien der Arme, die wohlgebildeten Formen eines jugendfrischen Körpers errathen. Massiges, dunkelblondes Haar hing lose geschlungen im Nacken; um die Stirn krausten sich in dem leisen Luftzug kunstlose Löckchen auf. Sie

hatte eine rosige Hautfarbe und ein reizendes, auffallend weißes, feingebogenes Näschen. In die Wangen stieg ihr bei jeder flüchtigen Erregung das rasche Blut, und die braunen Augen hatten einen leuchtenden Glanz.

Vor den Beiden lag im Sonnengeflimmer ein welliges Hügelland; dahinter erhoben sich im vollen Nachmittagsglanz die hohen mächtigen Felsmassen des Karwändelgebirges.

Das blasse Mädchen hatte die zarten Hände, an welchen das blaue Geäder sich deutlich abzeichnete, im Schoß gefaltet und sah in die Ferne. Man konnte auf den weiten Wiesen, die kein Haus, kaum ein Baum unterbrach, auf denen nur da und dort eine niedere Heuhütte lag, deutlich die schmalen Wege verfolgen, die zu dem Gasthofe führten, und auf große Strecken die Menschen beobachten, welche heraukamen.

Die Augen des Mädchens schienen sich auf eine Gestalt zu richten, die wie ein winziger Punkt in dem Nachmittagsduft auftauchte.

„Ich bin neugierig, Tante," sagte sie, „ob uns von den vielen Menschen, die uns ihren Besuch versprochen haben, nicht ein Einziger Wort hält!"

„Ich bin froh, wenn Niemand kommt — Deinetwegen, Helenchen! Du weißt ja, daß Du vor Allem Ruhe haben sollst, um Dich im Sommer zu erholen," erwiederte die Tante, in einem winselnden Ton, über ihren englischen Roman hinweg.

Dann schwiegen wieder alle Drei; lesend, zeichnend, träumend. Die Tante aber war nach einer Weile mit ihrem Kapitel zu Ende und schloß mit einem leichten Gähnen den Band, um nun auch in die stille Landschaft hinauszustarren.

„Ja, Du lieber Gott!" rief sie plötzlich bestürzt und sperrte die runden, unter faltigen Lidern verborgenen Augen

weit auf. „Ja, bist Du denn Hellseherin, Helenchen? Da kommt ja wirklich ein Bekannter, wenn mich nicht Alles täuscht! Sieh' nur, ist das nicht unser Hausgenosse, Lieutenant Hammer? Freilich! Im Civil! Ganz ländlich ausgerüstet! Und gerade in diesem Augenblick!"

Auf den Wangen Helenens glühten ein paar rothe Flecke. Sie hätte sich geschämt, zu gestehen, auf welche Entfernung sie schon den Gang des jungen Mannes erkannt hatte. Freilich, wie oft hatte sie in den drei Wochen, seit sie hier weilten, gemeint, ihn heranwandern zu sehen, wie oft war es ein Irrthum ihrer ihn erwartenden Augen gewesen.

Nun kam er also wirklich! Sie war so leicht erregbar, hier noch mehr als in der Stadt. Das fühlte sie in diesem Augenblick. Wie oft war sie ihm auf der Treppe ihres Hauses begegnet, in welchem er in einem oberen Stocke seine kleine Junggesellenwohnung inne hatte; wie oft war er im letzten Winter zu einer ihrer kleinen Gesellschaften, gekommen; und immer war es ihr leicht gefallen, die unbefangene, aber herzliche Begrüßung zu finden, um die sie nun mit heftig hämmerndem Herzen rang, während der Wanderer sich mehr und mehr näherte.

Aber nur einige mit nervösen Fingern zerzupfte Blätter des wilden Weins an der Terrasse verriethen ihre Aufregung.

Als der Lieutenant in seinem grauen Lodenanzug, mit dem Rucksack auf dem Rücken, die paar Stufen zu der Veranda emporsprang und ihr die Hand entgegenstreckte, hatte sie ihre liebenswürdige Ruhe wiedergefunden.

„Grüß Gott, meine Damen!" rief er. „Sie sehen, ich halte Wort; bringe ganz direkte Nachricht aus der Stadt. Ihr Haus steht noch am alten Fleck; dem reizenden Mietzerl geht es vortrefflich; sie hat mich am Morgen im Hof vergnügt angeschnurrt. Auch nach dem allerhöchsten Befinden der Vögel habe ich mich vor der Abreise bei der

Haushälterin erkundigt. Sie läßt das gnädige Fräulein bestens grüßen und es sei Alles in Ordnung."

Die drei Damen, die in der Nachmittagsstille bisher etwas müde und gelangweilt ausgesehen hatten, lächelten bei dem Klang der frischen Stimme unwillkürlich. Es war nicht so sehr das, was er sagte, als wie er's sagte; es war das helle, lustige Blitzen seiner blauen Augen, die drollige Miene seines hübschen Mundes mit dem kleinen blonden Schnurrbart und den blanken Zähnen, was eine so erheiternde Wirkung hervorrief. Aus seinem ganzen Wesen, aus jeder Bewegung seiner elastischen, schlanken Gestalt, leuchtete jener Götterfunke Humor hervor, dem wie einem Allsieger die Augen und die Herzen entgegenlachen.

Er hatte Helene und der Tante die Hände geschüttelt und blickte nun auf die junge Dame, die ihr wärmer gefärbtes Gesicht noch immer auf das Skizzenbuch herabneigte, mit jenem neugierigen Interesse, welches eine hübsche weibliche Erscheinung einem jungen Manne zu erwecken pflegt.

„O, ich habe Sie noch gar nicht bekannt gemacht," entschuldigte sich Helene. „Herr Lieutenant Oskar Hammer — meine Base, Lisa Krieghoff."

Der Offizier verbeugte sich und warf einen neugierigfragenden Blick in das Skizzenbuch.

„Werden Sie längere Zeit hier bleiben?" fragte ihn die Tante mit sichtlichem Wohlwollen.

„Wenn meine Gesellschaft Ihnen nicht unangenehm ist, gnädiges Fräulein: Ja! Ich glaube, daß es mir hier sehr gut gefallen wird. Und ich habe volle drei Wochen Urlaub. Sie haben wohl keine Ahnung, meine Damen, was das für ein Wohlgefühl für Unsereinen ist! Drei Wochen lang keine Uniform, keinen Ritt in der Gluthhitze, keine Verpflichtung zur Pünktlichkeit und so weiter. Ich weiß eigentlich gar nicht, was ich vor Uebermuth nur Alles anfangen soll!"

Lisa nickte zustimmend. „Mir war ähnlich zu Muthe, als ich hierherkam," sagte sie mit lebhafter Stimme. „Einen ganzen Sommer lang keine Regeln mehr überhören, keine dummen Schülerinnen und keine hypergescheidten Lehrerinnen mehr sehen! O, das ist ein Genuß!"

„Du weißt sehr wohl, Lisa, daß ich Dich überhaupt nicht mehr in Deine Sklaverei im Institut zurücklasse," bemerkte Helene. „Warum solltest Du nicht lieber mir Gesellschaft leisten?"

Durch diese Wendung war der Neuangekommene sofort in das Verhältniß der beiden Mädchen zu einander eingeweiht. Er wußte, daß Helene v. Kray, die eine Waise war, als einzige Erbin einer sehr begüterten Familie über ein ganz beträchtliches Vermögen verfügte; er kannte auch ihre Gutherzigkeit, und es überraschte ihn nicht, daß sie eine unbemittelte Verwandte zu sich in's Haus nehmen wollte, weniger, weil sie eine Gesellschafterin brauchte, als um dem Mädchen ein behagliches Dasein zu schaffen.

„Ein reizendes Wesen!" dachte er, während er, nachdem er sich empfohlen, die Treppe des Gasthofs emporstieg, um sich nach seinem Zimmer umzusehen und seine Sachen auszupacken. —

Helene war ungewöhnlich heiter und gesprächig, als man später eine kleine Wanderung durch die nächste Umgebung antrat, die durch ihre weltverlorene Verlassenheit, durch den unbeschränkten Blick auf die gewaltigen, ringsum emporragenden Berge einen ganz eigenartigen Reiz besaß. Zwei braune uralte Bauernhäuser bildeten die einzigen Ansiedelungen in dem weiten Thal, aus dem wie ein Herrensitz das Gasthaus aufragte. Auf dem rings von Tannen umsäumten See lag nun, wenn die Abendschatten auf die Fläche sanken, eine düstere Schwermuth. Aber Oskar Hammer scherzte und lachte sie fort. Er ruderte die Damen an die Stelle, wo sich nach Aussage des Reisehandbuchs

Pfahlbautenüberreste befinden sollten; mit lustigen Gesichtern schauten sie alle Drei, über den Rand des Bootes gebeugt, auf die moosüberzogenen, von grüner Fluth überspülten Trümmer einer versunkenen Welt, und der Lieutenant ersann mit muthwilliger Phantasie das Gespräch eines Pfahlbauern mit seiner mit ihm im Röhricht sitzenden Gesponsin. Dann schmetterte er mit seiner kräftigen jugendlichen Tenorstimme den Anfang eines Volksliedes in das Schweigen von See und Wald hinein, und als hätte der helle Klang aus froher Menschenbrust eine Zaubergewalt, so tönte es wie ein Geisterchor zurück, als singen die Berge mit an zu singen und zu jubeln.

„Hier ist's reizend! Hier ist's famos!" rief der junge Offizier mit lebhafter Begeisterung, als nun plötzlich über dem Tannengrün die Karwändelspitze aufglühte in leuchtendem Roth; aber seine Augen sahen nicht nach den Bergen, sondern nach dem rosigen Gesicht Lisa's, die am Steuer saß und ihm lachende Vorwürfe zurief über sein untaktmäßiges Rudern. —

„Wie schön es heute war!" jubelte Helene, als ihr Lisa des Abends noch beim Auskleiden Gesellschaft leistete, und schlang der Base die weißen Arme mit leidenschaftlichem Ungestüm um den Nacken.

Lisa blickte erschreckt in die großen, fieberhaft glänzenden Augen der Freundin; sie fühlte, daß der ganze schmächtige Körper, der sich an sie schmiegte, in zitterndem Aufruhr war.

„Helene, liebes Herz!" sagte sie zärtlich, „soll ich nun noch an Dein blos freundschaftliches Interesse für den Lieutenant Hammer glauben? Du bist ja wie elektrisirt, seit er da ist. Du glühst bis in die Fingerspitzen! Das nennt man anders, glaube ich —"

„Bitte, bitte, schweig!" flehte Helene, dem Mädchen die heiße Hand auf den Mund drückend. „Du sollst das Wort

nicht ſagen! Es iſt ja ſo unſinnig, ſo thöricht von mir. Ich ſchwöre Dir, er hat keine Ahnung, wie gut ich ihn leiden kann. — Vielleicht freute es ihn nicht einmal, wenn er's wüßte!" fügte ſie traurig hinzu. Dann aber jubelte ſie wieder in ihrer nervöſen Erregung. „Vorläufig iſt er da, und morgen ſehe ich ihn wieder. Und ich denke nur an morgen. Sag', iſt er nicht ein lieber Menſch? Hat er nicht einen köſtlichen Humor?" —

Liſa ſtand noch lange am Fenſter ihres eigenen kleinen Zimmers und ſchaute auf die funkelnden Sterne. Das Geſtändniß der Freundin hatte ihr den Schlaf verſcheucht. Es lag ihr ein Unbehagen, eine Beklemmung auf der Bruſt, ohne daß ſie recht wußte, warum. Dann fiel ihr ein, daß Helenens Heirath ſie ja wieder heimathlos machte, daß auch in der Nähe der Verwandten nicht lange ihres Bleibens wäre, denn daß Helenens Liebe in Bälde mit einer Verlobung enden würde, daran zweifelte ſie nicht.

Für Liſa, die ſchon in früheſter Jugend die Kümmerniſſe und Entbehrungen einer unbemittelten Beamtenfamilie kennen gelernt, die dann ſpäter, als ihre Mutter ſtarb und der Vater ſich auf's Neue verheirathete, ſich ihr Brod ſelbſt hatte verdienen müſſen, war die reiche Baſe immer wie ein Sonnenkind geweſen, wie eine Märchenprinzeſſin, die eine nie verſagende Wünſchelruthe beſaß. Helene würde auch ihrem Herzen keinen Wunſch verweigern müſſen. Sie beſaß genug liebenswürdige Eigenſchaften, um ein Herz zu erobern! Und dann — welcher Mann könnte gegen die Liebe eines Mädchens gleichgiltig bleiben, das ihm eine ſo glänzende Zukunft zu bieten hatte?

Liſa ſchämte ſich, daß ſie an ſich ſelbſt dachte, ſtatt an die Freundin, der ſie doch jedes Glück von Herzen gönnen wollte. Gewiß! Aber ſie ſeufzte doch tief auf mit einem plötzlichen Groll gegen ihr eigenes, ſo viel weniger günſtiges Geſchick. — — — — — — — — — —

Helene pflegte lange in den Morgen hinein zu ſchlafen; Liſa aber, die an die frühe Weckglocke des Inſtituts gewöhnt war, ſchlüpfte ſchon leiſe aus ihrem Zimmer, während noch tiefe Ruhe über dem Gaſthauſe lag. Dieſe Stunden voller Freiheit und Einſamkeit waren ihr immer ein Hochgenuß.

In roſiger Schönheit brach der neue Tag an; lichte, zartrothe Wölkchen flatterten über den weißen Wänden des Wetterſteins, während über dem Karwändelgebirge noch kalter, blauer Schatten lag.

Am Waldesſaum duftete es im warmen Sonnenſchein nach Erdbeeren. Man hätte nur immer lauſchen mögen auf die wunderſame Stille; nur immer athmen mit voller Bruſt, um den wie aus reinen Quellen hervorſtrömenden Berg- und Waldhauch zu genießen.

Liſa hatte einen Strauß gepflückt und leiſe vor ſich hingeſungen in wunſchloſer, froher Lebensluſt. Ihr Herz war ſo ſelig ſtill noch an dieſem Morgen.

Es fing aber an, etwas raſcher zu ſchlagen, als ſie nun plötzlich einen Schritt hinter ſich hörte und der heitere Morgengruß des Lieutenants an ihr Ohr ſchlug.

Sie war im erſten Moment verwirrt über dieſe Begegnung; aber er hatte nicht die geringſte geſuchte Galanterie in ſeinen Manieren, machte keine Komplimente und ſchien ihr völliges Alleinſein in der ſchönen Morgenſtille gar nicht wie ein Abenteuer zu betrachten. Dabei wußte er ſo herzlich und natürlich zu plaudern und zu fragen, daß, als ſie auf dem ſchmalen Wieſenweg zum Gaſthofe zurückgekehrt waren, er Alles wußte, was über ihr beſcheidenes Leben zu erzählen war.

Liſa hatte heiße Wangen und war in angeregter Stimmung, als man ſich zum Frühſtück ſetzte. Sie verſchwieg Helene, wie gut ſie ſich unterhalten hatte, während dieſe ſchlief, aber die kleine Heuchelei machte ſie befangen.

Als sich jedoch am nächsten Morgen, nachdem sie kaum das Haus verlassen, wieder der Begleiter zu ihr gesellte und sie durch sein muthwilliges Geplauder unwiderstehlich zum Lachen zwang, hatte sie ein beschämendes Gefühl des Unrechts gegen Helene. Sie konnte sich ja nicht verhehlen, daß ihr dieses muntere Lachen eine noch nie gekannte Freude machte; daß es ihr, die schon so viel Trauriges in der Welt erlebt, unsagbar wohl that, einmal mit einem Menschen zusammen zu sein, der mit so ungetrübtem Sinn, mit so hellen, frohen Augen in's Leben schaute.

Und dennoch fand sie den Muth, fortan auf diesen Genuß zu verzichten. Sie blieb von nun an in den Morgenstunden auf ihrem Zimmer und sah nur vom geöffneten Fenster aus sehnsüchtig auf die erwachende Schönheit. Sie vermied jede Gelegenheit, mit Oskar allein zu sein; vermied es, an ihn das Wort zu richten, vermied selbst seinen lachenden, leuchtenden Blick, der an der Mittagstafel so oft zu ihr herüberschoß.

Sie war noch sehr unerfahren in der Liebe; sie hatte keine Ahnung, daß ihre mühsam erkämpfte Zurückhaltung wie eine ganz fein berechnete Koketterie auf ihn wirkte. Nicht blos ihre Erscheinung, ihr ganzes Wesen hatte ihm in den ersten Tagen gleich so wohl gefallen, daß ihn ihre jetzige Unnahbarkeit nicht abkühlte, sondern nur mit einer Ungeduld erfüllte, die wie ein anfachender Luftzug seine glimmende Neigung schürte.

Bisher war er ein treuer Begleiter der Damen gewesen; nun schien ihn eine innere Unrast plötzlich auf weitere kühnere Wege fortzulocken, und er verließ oftmals schon bei Sonnenaufgang das Haus und kehrte erst spät Abends zurück.

Stundenlang konnte Helene dann am Fernrohr sitzen und mit dem Glas die Wege verfolgen, die er nahm, als möchten ihre Augen ihm auch nahe sein in der Einsamkeit,

in der er sich herumtrieb. Sie war in einem Stadium der Herzenswärme, in welchem die Kraft des Verstellens verloren geht. Ihre Liebe konnte wohl für Niemand mehr ein Geheimniß bleiben; nur er allein, dem sie galt, verlor seine Unbefangenheit nicht. Er verkehrte mit Helene wie ein Bruder mit einer lieben Schwester verkehren könnte, wenn man sich dieses Verhältniß etwas höflicher und förmlicher denkt, als es sich in Wirklichkeit meist zu gestalten pflegt.

So hatten sie fast zwei Wochen nebeneinander hingelebt, immer in strahlendem Sonnenschein, bei leise kühlendem Ostwind, in einer wolkenlosen Bläue, in einer Schönheit der Landschaft, die etwas Berauschendes hatte, die ihre jungen Herzen toll machte vor Lebensfreude.

Die Damen hatten bisher kaum mit den übrigen Gästen verkehrt. Durch die ungezwungene Art des jungen Offiziers war aber auch allmälig zwischen ihnen und den Hausgenossen eine Annäherung angebahnt worden, und sie saßen nun zuweilen des Abends mit einer sehr heiteren Familie aus Wien zusammen, welche aus einem lebensfrischen Ehepaare, zwei halberwachsenen Söhnen und einem drolligen kleinen Mädchen von zehn Jahren bestand.

Eines Abends, als man auf der Terrasse den Mond über die Gipfel emporsteigen sah, rief Doktor Claudius, der Vater, in seinem behaglichen österreichischen Dialekt: „Morgen um fünf Uhr ist wieder Aufbruch! Das Wetter wird prachtvoll! Wir wollen auf jene Spitze! — Sehen Sie, Fräulein!" Und da er in Lisa's Augen, die der angedeuteten Richtung folgten, eine stumme Sehnsucht zu lesen meinte, fügte er hinzu: „Aber kommen Sie doch mit, Fräulein. Sie sind doch jedenfalls gut zu Fuß!"

„Ich war nie auf einem Berge und weiß nicht" — entgegnete Lisa mit einem verlegenen Blick auf ihre Base.

„Ja, ja, o bitte, das Fräulein soll mitgehen!" jubelte

die Kleine, die dicke Gustel, welche für Lisa große Anhänglichkeit gewonnen hatte und wendete sich mit dem Scharfsinn aufgeweckter Kinder sofort an Helene, die sie so dringlich um ihre Erlaubniß anflehte, daß diese sie nicht wohl verweigern konnte, ohne hart und lieblos zu erscheinen. Vielleicht hoffte sie, als sie lächelnd ihre Zustimmung gab, daß Oskar als ihr Gesellschafter zurückbleiben, daß sie einige Stunden süßer Einsamkeit mit ihm gewinnen würde.

So sahen denn Alle mit freudigem Herzklopfen diesem Tage entgegen.

Als Helene die Augen öffnete, war ihr geliebter Freund schon hoch oben im Bergwald und stieg an Lisa's Seite unter der erwachenden Sonne weiter und weiter, in jener unbeschreiblich frohen Stimmung, welche ein Wandern in lichter Morgenfrühe hervorruft.

Die jungen Wiener eilten mit Ungeduld voraus, als gelte es ein Wettrennen, das Ehepaar keuchte desto langsamer hinterdrein; so gab es denn für die beiden jungen Leuten manch' einsamen Augenblick, in welchem sie nur den Hochwald um sich rauschen hörten.

„Wie froh bin ich, daß Sie mir heute nicht entfliehen können, daß Sie mir heute Rede stehen müssen, Fräulein Lisa!" rief Oskar mit blitzenden Augen bei dem ersten Alleinsein. „Warum gehen Sie mir so geflissentlich aus dem Wege? Habe ich Ihnen irgend etwas zu Leide gethun? Fanden Sie mich dreist, zudringlich? Oder fürchten Sie, daß ich es werden könnte?"

Sie hatte erst versucht, den jungen Wienern nachzueilen, um dieser Gewissensfrage zu entgehen, aber er versperrte ihr den Weg und schaute ihr mit solchem Ernst, mit solcher Ungeduld in das Gesicht, daß sie verwirrt, tief erröthend vor ihm stehen blieb, und umsonst versuchte, mit einem Scherz sich von dem erregten Frageſteller zu befreien.

Der Anblick ihres rosigen Gesichtes, ihrer jugendlichen

Gestalt, der ein solcher Hauch von Frische und gesunder Kraft entströmte, machte ihn nur ungestümer, leidenschaftlicher.

„Ist unsere Zeit denn so verschroben," rief er, „daß es einem Mädchen wie ein Verbrechen gelten muß, wenn sie einem Mann gefällt? Ich meine, so lange die Welt steht, hat man Jugend und Schönheit bewundern dürfen! Ich habe Sie bewundert, Fräulein; aber können Sie behaupten, daß ich eine unpassende Form, einen unpassenden Ausdruck gewählt hätte? Ich habe ja bisher kaum ein Wort zu Ihnen sagen dürfen! Darum will und muß ich nun wissen, was Sie gegen mich haben."

Sein Gesicht hatte einen so entschlossenen Ausdruck, daß sie fühlte, sie müsse reden; er würde ihr eine Erklärung abzwingen.

„Ich habe gar nichts gegen Sie, Herr Lieutenant, aber Sie vergessen, daß ich in einer abhängigen Stellung bin, meiner Base verpflichtet, mehr als eine bezahlte Gesellschafterin es wäre, weil sie mir Liebe und Güte zu Theil werden läßt —"

„Und Sie finden es ganz unvereinbar mit Ihren Pflichten gegen Ihre Verwandte, für mich nur die allergeringste Freundlichkeit zu haben?" unterbrach er sie heftig.

Sie sah ihn an mit überraschten, forschenden Augen. Sein Ton hatte ganz harmlos geklungen; er ahnte also wirklich nichts!

Auch in dem reinsten, treuesten Frauenherzen gibt es ein Winkelchen, in dem die Selbstsucht lauert, so bald es sich um einen Mann handelt.

Warum sollte der glücklichen Helene jede Lebensfreude in den Schoß fallen? fragte sich Lisa. Warum sollte sie allein nie das Wort „Verzicht" kennen lernen? Und wenn sich ihr, dem armen Mädchen, die Bewunderung dieses Mannes zuwendete, mußte sie diese fortweisen, der Freundin zu lieb, die so viel besaß?

Flüchtig und rasch huschten diese Gedanken an ihr vorüber wie eine böse Versuchung. Dann schlug sie die Augen zu ihm auf mit einem freien, offenen Blick.

„Sind Sie denn wirklich so blind? Ganz blind für Ihr Glück? Muß ich es Ihnen erst sagen, daß Sie geliebt werden von dem schönsten, edelsten Frauenherzen? Begreifen Sie denn nicht, daß Ihre Aufmerksamkeit für mich Helene weh thun müßte, und daß ich Alles vermeiden möchte, was —"

„Helene?" rief er und trat mit dem Ausdruck heftigster Ueberraschung einen Schritt zurück. „Sie glauben, glauben wirklich, daß Helene —"

„Ich verstehe gar nicht, wie das Ihren Augen so lang entgehen konnte. Helene ist ein so vorzügliches, zartfühlendes, liebes Mädchen!" erwiederte Lisa, hinter der warmen Begeisterung für die Freundin einen dumpfen, brennenden Schmerz verbergend, der ihr mit einem Male das Herz einengte.

Er wiederholte nur immer kopfschüttelnd den Namen „Helene" und ging eine Weile stumm neben ihr her. Er war sehr nachdenklich geworden.

Man war inzwischen schon hoch gestiegen, und wunderbare Höhenluft wehte schon um die Wangen, als sich Lisa einmal an eine Tanne lehnte und zu einem schroffen Felsengezack, das hoch droben über den Wäldern sichtbar wurde, bewundernd aufblickte.

„Wie hübsch das doch ist, wenn Ihre Augen groß und glänzend werden vor Entzücken, wenn Ihr ganzes liebes Gesicht in heller Begeisterung erglüht!" flüsterte Oskar.

„Bitte, sprechen Sie nicht in diesem Ton zu mir, wenn Sie mir nicht den Tag verderben wollen!" erwiederte sie, ihn fast flehend anblickend.

„Warum nicht?"

„Können Sie fragen, nach dem, was ich Ihnen eben verrathen habe?"

„Aber, liebes Fräulein, ich habe Ihrer Base nie Liebe gelobt, nie Liebe für sie empfunden. Wie sollte ich ihr Treue schulden?"

„Warum kamen Sie dann zu ihr in diese Einsamkeit? Warum bleiben Sie wochenlang in ihrer Nähe?" rief Lisa vorwurfsvoll.

„Darf man denn das nur als Freier? Sie wissen vielleicht, daß ich Fräulein v. Kray's Bekanntschaft machte, weil ich in ihrem Hause wohne. Sie war freundlich gegen mich, sie lud mich ein, wie manchen Anderen. Sie forderte mich auf, sie hier zu besuchen. Ich hatte gerade Urlaub, und so kam ich denn. Ich habe an ihre Freundschaft geglaubt, wohl weil ich selbst nichts Anderes für sie empfand und niemals empfinden werde."

„Wer weiß!" warf Lisa ein.

„Sie glauben mir nicht?"

„Ich meine, Helene hat ihrem künftigen Gatten so viel zu bieten —"

„Sie nehmen also an, daß ich eines Tages aus Berechnung, aus ganz gemeiner Klugheit um Ihre Base werben könnte?"

„Ich dürfte Ihnen das nicht verübeln," gab sie zurück, mit dem harten Zug um ihre Lippen, der nur zuweilen hervortrat, wenn sie an ihre frühen bitteren Lebenserfahrungen dachte, die sie gelehrt hatten, welche Rolle das Geld in der Welt spielt. „Sie sind Offizier —"

„Sie sind Offizier!" wiederholte er, zornig aufbrausend. „Damit wollen Sie wohl sagen: als solcher müssen Sie eine Geldheirath machen um jeden Preis! O, wenn Sie das für eine Regel halten, so dürfen Sie nicht vergessen, daß jede Regel Ausnahmen zuläßt; in diesem Falle sehr viele Ausnahmen! Nicht jeder Offizier ist ein Glücksjäger,

nicht Jeder verkauft seine Herzensfreiheit für ein mehr oder minder glänzendes Leben. Ich bin zum Glück nicht darauf angewiesen, eine Mitgift zu erheirathen; ich mache keinen Anspruch, auf großem Fuß zu leben. Aber wenn ich auch, wie so mancher Andere, gar nicht an die Gründung einer eigenen Familie denke könnte, ohne auf die Mitgift meiner Frau zu sehen, so wollte ich lieber einsam bleiben, als Geldrücksichten entscheiden lassen in einer Angelegenheit, in der nur das Gefühl den Ausschlag geben darf!"

Die kleine Gustel kam nun herangesprungen und hing sich an Lisa's Arm, ehe diese ein Wort zu erwiedern vermochte. Das Mädchen fühlte, daß sie ihren Begleiter beleidigt habe. Nie hatte er ihr noch so gut gefallen, wie jetzt mit seinen heißen blauen Augen, seinen erhitzten Wangen, seiner ungestümen Abwehr.

Wie Versöhnung suchend schauten ihre Augen zuweilen schüchtern zu ihm auf, als man dann in der Almhütte sich am offenen Herdfeuer, das rothglühende Reflexe auf die rauchgeschwärzten Wände und auf die heißen Gesichter warf, zu einem Frühstück niederließ.

Nie ist ein Frauenherz weicher, widerstandsloser, als nachdem den Lippen eine bereute Kränkung entschlüpfte.

Man stieg weiter durch die Wildniß, die nun begann; lauter rauschten die Bergwasser; rascher pochten die Pulse mit jenem Frohmuth, durch den solches Empormühen sich lohnt. Die Sorgen und Bedenken, mit welchen das Leben belastet, sie scheinen fortzugleiten, hinauszuschwimmen in die Nebel des Flachlandes; so weit, so winzig liegt es da unten, tief unten, das gewohnte Dasein. Man weiß nur noch Eines in der großen, wilden Einsamkeit: es ist wonnig zu leben! Es ist ein Glück zu athmen!

An einem wunderbaren Aussichtspunkte setzte man sich nieder und speiste von den mitgebrachten Vorräthen; dann schloß das Ehepaar in behaglicher Siestaruhe die Augen;

die Söhne liefen in den Wald. Oskar aber und Lisa kletterten mit der kleinen Gustel über Geröll und Felstrümmer und am Boden modernde Baumstämme einen Abhang hinab zu dem See, der wie ein großes schimmerndes Auge aus seiner Umrahmung heraufglänzte.

Sie fühlten den Zauber der Bergluft, sie fühlten den seligsten Höhenrausch, als sie nebeneinander im Schatten einer Tanne auf dem warmen, nach Alpenkräutern duftenden Boden ruhten. In großen Linien bauten sich die Felsgipfel auf, weite, weglose Wände, ohne Baum, ohne Grün, im schimmernden Weißgrau der Mittagssonne, und vor ihnen, im lieblichen Kontrast dazu, plätscherten lustige Wellen, spiegelte sich der blaue Himmel, das Gezack der leuchtenden Gipfel in einer klaren, von Lichtfunken durchsprühten Fläche.

Um sie her war es still: in ihnen aber pochende, heiße Jugend.

Gustel war fortgesprungen und pflückte ganze Hände voll Blumen.

Oskar schaute längst nicht mehr auf den See, sondern auf das rosige Gesicht an seiner Seite, auf die naturtrunkenen Augen des Mädchens, die in der Bergluft so viel klarer und glänzender erschienen, als drunten im Thal. Seine Hand tastete nach ihrer Hand; und dann brach er plötzlich das schwüle Schweigen zwischen ihnen und sagte leise, an ihrem Ohr: „Ihre Base kann ich nicht lieb haben, Lisa! Ich habe ja nur Sie lieb — namenlos lieb!“

Ehe sie noch recht wußte, wie ihr geschah, lag sein Mund auf dem ihren, seine Lippen erstickten jedes widerstrebende „Nein“, und in der süßen Verwirrung, dem mitfortreißenden Taumel des Augenblicks, sagte auch sie ihm, daß sie ihm gut sei.

Gustel kam herangehüpft und warf lachend einen ganzen Strauß von Alpenblumen in des Mädchens Schoß. Während Lisa die duftigen Büschel ordnete, und Oskar

ihr half, suchte seine Hand ihren Fingern zu begegnen, ihr Kleid, ihren Aermel zu streifen, und sie fühlte die leiseste Berührung mit einem Glücksschauder durch alle Nerven.

O, der süße Anfang der Liebe! Wie die Hände sich der holden Umstrickung hingeben, als kämen kosende, schmeichelnde Wellen an sie heran, als müßten sie sich ausstrecken, um nur ganz umspült zu werden von der seligen Wärme — bis eines Tages die Wellen zu Fesseln geworden, die sich schmerzend um die Hände legen und um das Herz, die in das Fleisch schneiden und sich nicht mehr lösen lassen, ohne daß ein Stück bester Lebenskraft, des Lebensmuthes unwiderbringlich mit fortgerissen wird.

Keine Wolke flog an den Bergen, kein Schatten an den lachenden, verliebten Augen vorüber als leise Ahnung all' der Trübsal, welche diese Stunde zur Folge haben sollte! Einsamkeit, Schönheit, Höhenzauber und Begeisterung webten gleichsam ein poetisches Netz, um sie zu einander zu drängen, ihnen in der einen Stunde so viel Glück zu schenken, daß ihre Seele auf immer darnach dürsten mußte und sie die Sehnsucht nach jenem ersten scheuen Finden nicht wieder los werden konnten.

Der Gedanke an Helene verließ das Mädchen freilich nicht; doch wie die Brust leichter athmet auf der Höhe, so kann auch auf der Seele keine schwere Beunruhigung lasten, und hoch droben über dem Thal scheint sich jeder Zwiespalt leicht und spielend lösen zu lassen.

Erst als man des Abends wieder herabstieg, als man schon den Rauch aus den Dorfhütten am Bergesfuß emporwirbeln sah, erwachte Lisa aus der Traumbegeisterung, in der sie bisher dahingeschwebt war; sie fühlte wieder den ernüchternden Hauch der Wirklichkeit.

Als Oskar ihr in einem unbelauschten Moment den Arm um die Schultern schlingen wollte, wich sie vor ihm zurück, mit einem wehmüthigen Blick.

„Mir iſt es, als träten wir dort, wo die letzte Tanne ſteht, aus einem verzauberten Berg wieder heraus in das alte Leben. Der Tag iſt zu Ende. Der Bergrauſch muß verfliegen. Er ſoll keinen Morgen haben. Verſprechen auch Sie mir —"

„Ich verſpreche gar nichts, als Dich lieb zu haben, Liſa, morgen wie heute!"

Ihre Worte hätten ihn kränken müſſen, wenn ihm nicht das Zittern ihrer Stimme verrathen, daß ſie nicht ſo gefaßt war, als ſie ſich den Anſchein gab.

Sie ſchaute traurig in den flammend grellen Lichtſtreifen im Weſten, den letzten Schimmer des Sonnenglanzes, in dem ſie an dieſem Tage geſchwelgt hatten.

„Ich begreife nicht, was daraus werden ſoll," ſeufzte ſie den Kopf ſchüttelnd. „Ich bin ein armes Mädchen, ich könnte Ihnen nur eine Laſt werden."

„Aber ich ſagte Dir ja, Schatz, ich beſitze genug, um nach freier Wahl zu heirathen. Ein glänzendes Loos kann ich Dir freilich nicht bieten. Aber ſieh, das iſt das Hübſche an meinem Beruf: man ſteht in einer beſtimmten Bahn, in der man, wenn nicht ein beſonderes Mißgeſchick eintritt, vorwärts kommt, langſam vielleicht, aber ſicher! Glaub' mir doch, Lieb! Vertrau' mir! Ich bin Keiner von den Männern, die heute da, morgen dort ein flüchtiges Glück erhaſchen. Ich habe noch keinem Mädchen geſagt, daß ich ſie lieb habe; Dir aber ſagte ich's, weil ich es ſo empfand, und ein Weib, daß ich lieb habe, muß mir auch gehören, ganz und gar. Ich ſetze immer durch, was ich will!"

Er ſah ſie ſo treuherzig an; er ſprach mit ſo überzeugender Wärme, daß ſie ihm die Hand wieder überließ und die Lippen; ſich an ihn lehnte und lächelnd ſeinem zärtlichen Geflüſter lauſchte.

Während ſie ihre Verlobungsküſſe tauſchten, verglomm draußen der letzte gelbe Sonnenſtreifen; das Thal lag

in Dämmerung, als sie aus dem Wald heraustraten, Hand in Hand.

Sie hatten beschlossen, über ihre Liebe noch zu schweigen, Helenens wegen. Aber Lisa schlug verwirrt die Augen nieder, als sie die Base begrüßte, als müßten ihre Blicke verrathen, daß sie zurückkam mit schlechtem Gewissen und doch jubelnd und triumphirend.

Oskar begegnete seiner bleichen Freundin mit der besonderen Sanftmuth und Güte, welche ein Ausdruck seines Mitleids waren. Lisa wußte nun, wie viel ungestümer, rascher, wilder sein Ton klang, wenn sein Herz betheiligt war. — — — — — — — — — —

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß die Wiener Familie ein paar Tage vor Oskar's Abreise zu den Herbstmanövern zu einer Kaffeegesellschaft mit offenem Feuer am Waldessaum eingeladen hatte; daß die jungen Leute, des Sitzens müde, auf den Einfall kamen, den mit kurzem Gras bewachsenen Hügel hinabzulaufen. Gustel zerrte Lisa an der Hand mit fort, und da Oskar das helle Kleid seines Schatzes flattern sah, rannte er, ohne sich weiter zu besinnen, auch mit. Helene, die eine seltene Ausgelassenheit gezeigt hatte, mit welcher sie ihren Schmerz über den bevorstehenden Abschied zu verbergen suchte, schaute ihm nach, warf ihr Tuch von den Schultern, sprang auf und eilte, ohne auf den erschrockenen Warnruf der Tante zu achten, leichtfüßig den Anderen nach.

Händeringend saß die Tante an dem verglimmenden Feuer und schaute ängstlich auf die kindische Hetzjagd.

Man war fast unten, am Rande des Baches angelangt, als ein Schrei an Oskar's Ohr drang. Er sah, sich umwendend, Helene schwanken und die Hand auf's Herz pressen. In raschen Sätzen zu ihr emporspringend, kam er gerade noch recht, um sie vor dem Umsinken zu bewahren. Sie lag ohnmächtig in seinem Arm.

Die übrige Gesellschaft war voraus; die Tante konnte über den Hügelvorsprung nicht mehr bis zu ihnen herabblicken; so sah er sich denn ziemlich rath- und hilflos mit dem Mädchen allein. Er hakte das Riechfläschchen los, das sie am Gürtel trug, und rieb ihr behutsam mit dem kölnischen Wasser die Schläfen. Nach einer Weile schlug sie die Augen auf, die glänzenden, schwärmerischen Augen, die mit einem großen Blick sein nahes Gesicht anstaunten. Dann schloß sie die Lider auf's Neue.

Sie schien es nun zu fühlen, daß sie an seiner Brust lag; halb träumend noch, schwach, wie ein krankes Kind flüsterte sie: „Ach, noch einen Moment, lassen Sie mich so! O, das ist gut! Das ist das Glück!"

Befangen, mit schwerer Beklemmung im Herzen, hielt Oskar sie in den Armen, wagte nicht sich zu regen, wagte kein Wort zu sagen, in einem Gefühl des Mitleids und der Beschämung.

Aber sie schien auch in ihrer krankhaften Verwirrung zu fühlen, daß sein Arm keine Bewegung machte, sie fester an sich zu ziehen; sie hatte in ihrer müden Schwäche wohl geharrt auf ein warmes, zärtliches Wort.

Nun hob sie das todtenblasse Gesicht empor und riß sich los von ihm, zitternd an allen Gliedern.

Es gibt Lagen, in welchen auch der Muthigste eine feige Flucht ergreifen möchte, und in welchen auch den Gewandtesten eine haltlose Verlegenheit überkommt.

Oskar's Augen hatten sehnsüchtig nach dem Waldessaume emporgeschaut, ob denn die Tante nicht herbeigeeilt käme; er wußte, daß seine Miene scheu und bedrückt war, als er Helene nun bat, sich doch ein wenig zu setzen, sie frug, ob er ihr nicht irgend etwas herbeiholen könne, ob ihr besser sei?

Sie saß eine Weile im Gras, die schneeweißen Hände im Schoße gefaltet, mit starren Augen, rang nach Athem

und kämpfte mit den Thränen, die ihr den Hals zuſammenſchnürten.

„Ich will nur Eines von Ihnen," ſtammelte ſie endlich mühſam. „Vergeſſen Sie dieſen unſeligen Moment. Ich weiß ja, Sie haben mich nicht lieb; aber ſo viel Freundſchaft haben Sie gewiß, daß ich das tiefſte Schweigen von Ihnen hoffen darf."

Sie war ſo rührend in ihrer Bläſſe, in ihrem Leid. Das reiche Mädchen erſchien ſo arm in ihrer Herzensnoth. Er hatte ein ſo dringendes Verlangen, ihr ein gutes Wort zu ſagen. O, ſie ſollte nicht ahnen, wie tief er gerade jetzt die phyſiſche Abneigung empfunden hatte, die ihm ihr kranker Körper, ihr blutleeres Geſicht erweckten. Er mußte für ſeine Kälte einen Grund angeben, der ſie wohl ſchmerzen, aber nicht ſo tief verletzen würde.

„Fräulein Helene," ſagte er ſanft, „ſeien Sie verſichert, daß ich an dieſen Augenblick Ihrer Schwäche nur mit einer tiefen Rührung denken werde, die jedes Wort darüber verbietet. Sie ſagen, ich hätte Sie nicht lieb. Glauben Sie mir, ich weiß, wie viel Liebe Sie verdienen, wie glücklich ſich der Mann ſchätzen darf, dem Sie ſich zuneigen — wenn ſein Herz frei iſt. Ich aber bin gebunden."

Er ſah ihr Erſchrecken. Das Herz krampfte ſich ihm zuſammen vor dem Todesſchmerz in ihren Augen.

„Davon haben Sie mir nie ein Wort geſagt! Habe ich nicht mehr Vertrauen verdient von Ihnen?" ſtieß ſie zitternd hervor.

Er fühlte, daß er nicht bei dem halben Geſtändniß ſtehen bleiben durfte, daß er ihr die Wahrheit ſagen mußte.

„Das Band iſt noch ſehr neu," ſagte er zögernd, leiſe. „Wir wollten es noch eine Weile geheim halten. Ich liebe Ihre Baſe, Fräulein Helene! Liſa iſt meine Braut!"

„Lisa!" Zum ersten Male grub sich in Helenens Gesicht ein böser Zug, der es alt und herb erscheinen ließ. Die Empörung gegen die Verwandte, die Freundin, die Vertraute, gab ihr Kraft, mit ganz verändertem Tone zu sagen: „O, dann muß ich mich ja von Herzen freuen und Ihnen Glück wünschen!"

Ahnungslos kam Lisa mit ihrem hübschen glühenden Gesicht nach einer Weile den Hügel emporgesprungen, kniete vor Helene nieder und sagte theilnehmend: „Armes Helenchen, Du hast Dich überangestrengt! Du solltest nicht laufen! Wie geht's Dir denn?"

Da traf sie ein Blick, der ihr sagte, daß hier ein Herz einen Todesstoß bekommen; er sagte ihr auch, daß nicht mehr die gütige Beschützerin, sondern eine Feindin ihr gegenüberstand, die eine Kränkung von ihr erfahren, welche kein Weib dem anderen verzeiht, nicht nach Jahren, nicht nach Jahrzehnten.

Helene hing sich an den Arm der Tante und kam am Abend nicht mehr zum Vorschein; auch am nächsten Tage nicht. Die Tante ging an Lisa mit kalter, vorwurfsvoller Miene vorüber, wie an einer Verbrecherin.

Das Mädchen aber hatte die volle Bitterkeit ihrer Abhängigkeit zu kosten. Sie genoß eine Gastfreundschaft, die man ihr nur widerwillig gewährte; sie aß fremdes Brod, fühlte, daß man sie für eine Undankbare hielt, daß ihre Gegenwart ein nagendes Aergerniß für Helene war, und jeder Bissen brannte ihr auf den Lippen.

Oskar konnte sich nicht verhehlen, daß er tief in ihr Geschick eingegriffen, ihr Herz und Haus der Verwandten auf immer verschlossen, sie wieder heimathlos gemacht habe.

Schon lastete der erste Lebensernst über ihnen, als sie als Verlobte, Arm in Arm, auf den stillen Wiesenwegen umherwanderten, berathend und überlegend, wohin Lisa ihre Schritte lenken sollte.

Tiefer und unaustilgbarer senkte sich ihr, dem mutterlosen, hin und her gestoßenen Mädchen, die Neigung zu ihm in's Herz in diesen Stunden, da sie zum ersten Male einen theilnehmenden Freund, einen lieben Halt an der Seite hatte, da er ihr alle Bedenken und Sorgen fortzuplaudern wußte.

„In's Institut sollst Du nicht zurück, Schatz. Nein, nicht zu Deinen alten Mumien, bei denen ich Dich kaum besuchen könnte. Warum nicht zu Deinen Eltern?"

„Zu meiner Stiefmutter?" fragte sie bestürzt.

„Mir zu Liebe, Lisa," bat er. „Siehst Du, es macht sich besser, wenn ich als Offizier eine Beamtentochter heirathe, als eine alleinstehende, familienlose Lehrerin. Ich muß ja gewisse Rücksichten im Auge behalten! Es dauert ja auch gar nicht lange. Nächstens werde ich Premier und dann, Schatz, dann kann mich nichts mehr daran hindern, so rasch als nur irgend möglich zum Standesbeamten zu laufen und unsere Trauung anzumelden. O Schatz! Süßer Schatz!"

Was hätte sie ihm nicht zu Liebe gethan, wenn sie diese tolle Seligkeit aus seinen Augen leuchten sah!

Ohne Abschied von Helene, die sich noch immer in ihrem Zimmer einschloß, ging Oskar am anderen Morgen fort. Lisa gab ihm ein Stück weit das Geleite. Die ersten Herbstnebel hingen über den Bergen. Sie stand lange und sah ihm nach, wie er, förmlich aufgesogen von dem grauen Dunst, ihr entschwand.

Ein paar Tage später packte auch sie ihren Koffer, um zu ihren Eltern zu reisen. Sie hatte sich ein letztes Lebewohl von Helene ertrotzt. Als sie die Leidensmiene des Mädchens sah, da kam eine tiefe Ergriffenheit über sie: es war ihr, als müsse dieses bleiche Gesicht sie verfolgen in jeder Stunde ihres Glückes wie ein nie zu bannender Vorwurf. Aufschluchzend drückte sie die Augen auf

die Schultern Helenens und bat: „Vergib mir, vergib mir! Es kam — ich weiß nicht wie — ich wollte nicht.“

Aber Helene drängte sie fort mit starren, unbeweglichen Zügen. „Laß uns keine weiteren Worte verlieren. Wozu?“

Der Gedanke war nicht mehr aus ihrem schmerzenden Kopf gewichen: „Es hätte Alles anders kommen können, wenn ich Lisa nicht aus dem Institut geholt, wenn ich nicht mitleidig und menschenfreundlich gewesen wäre!“

In ihrem Herzensjammer, in dem ersten Zwang der Entsagung, welches das Geschick diesem im Reichthum verwöhnten Mädchen auferlegte, war sie irre geworden an der Menschenliebe. Sie wollte hart und kalt werden fortan; sie wollte nie wieder gut und edel und rücksichtsvoll sein, und wenn sie sich auch die Liebe zu ihm nicht aus dem Herzen reißen konnte, Lisa sollte sie starr wie von Stein finden, ohne Mitleid und Erbarmen, und wenn sie eines Tages im tiefsten Elend vor ihr stände.

## 2.

Es war zwei Wochen später. Ein heißer Manövertag ging zu Ende. Müde und bestaubt ritt Oskar neben seiner Batterie dem kleinen Städtchen zu, in welchem sie morgen Rasttag halten sollten. Unendlich weit dehnte sich der herbstliche Abendhimmel, unendlich flach die dürftige, reizlose Landschaft; aber der grellgelbe Lichtstreifen im Westen erinnerte ihn an die selige Stunde, in der er sein Herz fortgegeben hatte.

Wie Sieger zogen die Soldaten in das kleine Städtchen ein, in dessen schläfriger Stille sie lustiges Leben weckten; die Musik spielte; die Einwohnerschaft schien in frohester Erwartung.

„Heute Abend ist Tanz! Auf Wiedersehen, Hammer, eilen Sie sich nur!“ riefen die Kameraden.

Oskar aber machte sich rasch von ihnen los; er fühlte

eine Beklemmung auf der Bruſt; er wußte nicht zu ſagen, warum. Er übergab das Pferd ſeinem Burſchen und lief mit der Ungeduld eines Verliebten nach der Poſt, wohin er ſich Nachricht von ſeiner Braut erbeten.

Zwei Briefe harrten ſeiner; nicht blos der erwartete von Liſa, auch einer ſeines Vaters, der ihm ſchon von außen keinen erfreulichen Eindruck machte.

Auf dem Sopha ſeines Zimmers ausgeſtreckt, zündete er ſich, mit dem Behagen langerſehnter Ruhe, eine Cigarre an und erwog, welchen Brief er zuerſt erbrechen ſollte. „Erſt das Vergnügen, dann die Pflicht!“ entſchied er, Liſa's Zeilend verſchlingend. Seine Augen wurden warm, ſein Mund lächelte in tiefem Glück, wie er die Worte las, die ſo erfüllt waren von Sehnſucht, die ſo jubelten in dem Bewußtſein, geliebt zu werden.

„Ach, zuweilen wage ich gar nicht, an die volle Seligkeit zu glauben,“ ſchrieb Liſa am Schluß. „Zuweilen fürchte ich, das Schickſal hat wieder ſein ‚Nein‘ bereit, um mein Luftſchloß, das ich in die Zukunft hinein baue, zu zertrümmern. Ich bin ja bis jetzt ein ſolcher Pechvogel geweſen.“

„Mein Herzensſchatz, mein goldiger,“ murmelte Oskar und holte das Bild Liſa's aus der Bruſttaſche hervor, um es zu küſſen, da ihm die warmen Lippen, nach denen er ſich ſehnte, nicht erreichbar waren.

Mit einem Seufzer öffnete er endlich den Brief ſeines Vaters. Er wußte, was ihm nun bevorſtand als Antwort auf ſeine Verlobungsanzeige: die Vorwürfe und Einwendungen der nüchternen Vernunft. Bei den erſten Sätzen lächelte er auch mit jenem ſpöttiſchen Mitleid, welches die Jugend für die trockene Weisheit des Alters bereit hat; dann aber ſchleuderte er mit einem Fluch die Cigarre weg, ſtarrte noch einmal auf das Blatt, und ſeine Fauſt ſank auf den Tiſch, daß die Lampe klirrte. Wie ein

Wahnsinniger lief er in dem kleinen Zimmer hin und her, um dann den zu Boden geworfenen Brief auf's Neue aufzunehmen und darüber zu brüten mit finsteren Augen, mit kurzen Ausrufen der Wuth, der Verzweiflung.

„Lieber Oskar," schrieb ihm sein Vater, „ich würde mich über Deine letzte Nachricht wahrscheinlich schwer geärgert haben, wenn ich nicht ohnedies in so schlechter Laune gewesen wäre, daß eine Steigerung nicht denkbar war. Außerdem ärgere ich mich grundsätzlich nicht über Dinge, die sich von selbst verbieten. Dies ist hier der Fall, und ich muß sagen, es ist ein Glück für Dich, daß aus Deiner thörichten Heirath mit einem unbemittelten Mädchen nichts werden kann. Du bist jung genug, um zu warten, und darfst als Offizier ganz andere Ansprüche erheben. Glaube mir, in der Ehe sind hauptsächlich die materiellen Verhältnisse ausschlaggebend, nicht die Liebe. Jede Frau wird Dir nach wenigen Monaten, höchstens Jahren, lästig, wenn Du ihretwegen Entbehrungen auf Dich nehmen mußt; jede gleichgiltige Frau aber kann Dir lieb und werth werden, wenn Du durch sie zu einem behaglichen Lebensgenuß gelangst. Es wäre daher ein Unglück geworden, wenn Du die Dummheit begangen hättest, mit dem Vermögen Deiner Mutter, das gerade knapp genügt hätte, Dich zu verheirathen. Darum kann ich es um Deinetwillen fast für einen günstigen Umstand ansehen, daß das Geld verloren ist, obwohl ich mich im Uebrigen schwer darüber geärgert habe. Bankier Friesheim, der unser Vermögen verwaltete, hat bankerott gemacht. Wir werden nur einen geringen Theil unseres Geldes retten können. Ich hoffe, Du wirst dem Fräulein Lisa Krieghoff ihr Wort zurückgeben und ihr die Unmöglichkeit eurer Verbindung klar machen. Ihr habt jetzt Beide nichts, und eine Verlobung eingehen auf fünfzehn bis zwanzig Jahre, einem Mädchen solch' unsinniges Warten zuzumuthen, bis sie alt

und verblüht ist, das heißt nicht Liebe, sondern Rücksichtslosigkeit."

Oskar hatte sich gegen diese Nachricht aufgebäumt mit der wilden Empörung seines heißen, jungen Herzens. In den ersten Minuten fühlte er nur Zorn und Groll und fassungslose Erbitterung. Als aber sein Blick auf Lisa's Brief fiel, ward es ihm weicher zu Muthe.

„Das arme Kind!" murmelte er mit zuckenden Lippen. „Als ob sie es geahnt hätte!"

Er riß ein Blatt Papier zu sich heran und tauchte die Feder ein; aber er ließ sie wieder aus der Hand sinken.

„Ich kann es ihr nicht schreiben! Besser hört sie es doch aus meinem eigenen Munde!"

O, wie er sich sehnte nach Gefahr, nach einem Vergessen seiner bitteren Gedanken! Er hätte etwas darum gegeben, wenn es kein Kampfspiel, wenn es ein Krieg gewesen wäre, zu dem sie nun allmorgendlich auszogen.

Seine Verstimmung machte ihn zerstreut und reizbar, und er mußte sich wiederholt eine Rüge seines Hauptmanns gefallen lassen, deren sarkastischer Ton ihn gänzlich aus der Fassung brachte.

— — — — — — — — — — — —

Die Manöver waren zu Ende; die Truppen kehrten in die Stadt zurück.

Lisa hatte sich bei Bekannten einen Platz am Fenster erbeten, um den Anblick des heimkommenden Artillerieregimentes nicht zu versäumen. Ein rauher Ostwind strich durch die Straßen, jagte Staubwolken umher und wirbelte feine Sandkörner in die Augen, so daß es zuweilen fast unmöglich wurde, die Lider offen zu halten. Aber Lisa steckte immer wieder auf's Neue den Kopf zum Fenster hinaus und harrte auf eine liebe Gestalt, mitten in dem Gewirr von Uniformen.

Endlich erkannte sie ihn. Er sah prüfend empor, machte

Digitized by Google

eine überraschte Bewegung und grüßte mit dem Säbel hinauf. Sie aber überlief ein eiskalter Schrecken. Er schien ihr fremd in der Uniform, in der sie ihn nie vorher gesehen hatte. Es war ihr, als gehöre er nicht mehr zu ihr, als zöge ihn diese militärische Macht, die da vorüberrauschte, unaufhaltsam mit sich fort. —

Mit finsterem Gesicht betrat Oskar seine Wohnung. Im ersten Stockwerke waren die Vorhänge zugezogen. Fräulein v. Kray, hieß es, werde auch im Winter nicht zurückkehren.

Sein Bursche folgte ihm in das Zimmer und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich möcht' dem Herrn Lieutenant Lebewohl sagen."

Oskar erinnerte sich nun erst, daß der Mann seine Militärzeit abgedient hatte und in die Heimath zurückkehren durfte.

„Ich sag' dem Herrn Lieutenant auch noch Dank für Alles." Er drehte verlegen die Mütze, die er in der Hand hielt, herum. „Und wenn der Herr Lieutenant einmal nach Miesbach kommt, thät ich mich sehr freuen, wenn er mich und meine Kathi besuchen möcht'."

„Sie heirathen also?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Wissen Sie, die Köchin von der Herrschaft im ersten Stock. O, die Kathi hat sich fünfhundert Mark erspart. Ich hab' freilich kein Geld, aber das Häusel von meiner Mutter selig. Da richt' ich mir eine Werkstatt ein, und dann finden wir schon unser Auskommen."

Oskar sah dem Burschen fast mit einer Regung des Neides in die Augen, die mit solcher Zuversicht der Zukunft entgegenlachten.

„Wie viel glücklicher doch diese einfachen Menschen mit ihren bescheidenen Lebensansprüchen sind," dachte er. „Sie brauchen sich doch ihr bestes Menschenrecht nicht verkümmern zu lassen!" — — —

Ein paar Stunden später machte er einen Besuch bei seiner Braut. Er wurde in einen nüchternen Salon geführt, mit gelbgrün überzogenen Möbeln und einer blaugrünen Tapete, an der man die Spuren früherer Miether sah. Der Vater, Sekretär Krieghoff, sprach nicht viel; er schien ein müder, von Sorgen geplagter Mann; seine Frau aber fand Gelegenheit, dem jungen Offizier in einer Viertelstunde eine Reihe von Taktlosigkeiten in das Gesicht zu schleudern, welche Lisa die Schamröthe in die Stirne trieben.

Erst hatte das Mädchen gelächelt vor Freude über Oskar's Nähe, vor Stolz über seine stattliche Erscheinung, die ihr noch größer, noch hübscher erschien als in Civil. Aber der veränderte Ausdruck seiner Augen, der bittere Ton in seiner Stimme entgingen ihr nicht lange. Sie bemerkte, daß er den direkten Fragen ihrer Stiefmutter nach der Heirath, nach seinen Vermögensverhältnissen auszuweichen suchte.

Der herbe Zug grub sich wieder um ihre Lippen. Alle ihre häßlichen Erfahrungen im Leben traten ihr plötzlich in's Gedächtniß zurück und zerrissen den rosigen Schleier, den die Liebe ihr über die Augen gewoben.

Endlich ließ man sie allein.

„Sag mir's offen," stieß sie hastig hervor, „sprich ohne Umschweife: Du bereust, daß Du mir Dein Wort gegeben hast! O, noch ist es nicht zu spät! Nur, bitte, habe auch den Muth zur Wahrheit. Ich wußte es ja —"

Aber er sah sie so traurig an, daß ihre Vorwürfe verstummten; eine Weile konnte er nur ihre Hände fassen und drücken und fand nicht das erste Wort zu dem Geständniß, das er ihr doch nicht ersparen konnte.

Dann endlich sagte er ihr, was ihn betroffen hatte.

In dem Zimmer war's allmälig dämmerig geworden; an dem gegenüberliegenden Hause wurde die Gaslaterne angesteckt und warf einen Lichtstreifen zum Fenster herein.

Es war frostig in dem selten bewohnten, nach Norden gehenden Raum.

Lisa sagte kein Wort; sie holte nur ein Tuch aus einem Schrank und hüllte sich die Schultern ein. Sie schauderte, und ihre Hände waren eiskalt.

Sie schwiegen Beide, weil sie sich fürchteten vor ihrer eigenen Erschütterung, weil sie nur mühsam einen Rest von Fassung fanden.

Vom Flur herein tönte die Stimme der Stiefmutter, die mit der Magd schalt.

„Es scheint wieder einen bösen Auftritt zu geben," stammelte Lisa, um nur etwas zu sagen. „Ich will lieber nicht hinaus, eine Lampe zu holen, sonst bekomme auch ich ein hartes Wort zu hören — und jetzt, gerade jetzt — ertrüge ich's nicht."

Die Stimme versagte ihr.

„Sie ist nicht gut gegen Dich, Lisa?" fragte er mit einem verschleierten Tone.

„Wie sollte sie? Sie ist sparsam bis zum Geiz; es ist ihr ein Dorn im Auge, daß ich mit am Tische sitze. Doch — das ist ja nun vorbei. Ich kann wieder fort in mein Institut oder sonst irgend wohin! Recht weit weg ist am besten."

Ihre Ruhe, ihre Gefaßtheit that ihm weher als ein wilder Schmerzensausbruch. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen!" stöhnte er finster.

„Denke nicht an mich, mach' Dir keine Sorgen um meinetwillen," unterbrach sie ihn, die Augen voll Muth und entsagungsvoller Liebe auf ihn richtend. „Ich finde mich wohl wieder in das alte Leben. Du hast es so gut mit mir gemeint. Daß ich kein Glück habe, dagegen hilft nun nichts. Es schien mir ja immer, als wäre es nur ein Traum, und ich hatte Dir heute kaum in's Gesicht gesehen, so wußte ich auch: es ist zu Ende! — Verzeih' mir,

daß ich bitter war gegen Dich! Es iſt nicht Deine Schuld, daß das Leben ſo grauſam gegen uns iſt. Dein Bild und den Ring, den Du mir geſchenkt haſt, darf ich ja wohl behalten zum Andenken, nicht wahr, Oskar? Aber Deine Freiheit, Dein Wort mußt Du zurücknehmen."

„Ich kann nicht, Liſa! Ich kann nicht!" ſtieß er hervor, ſie wild an ſich preſſend. „Ich laß Dich nicht!"

„Schau, Liebſter, was nützt aller Trotz, wenn die Verhältniſſe ſo deutlich Nein ſagen? Glaubſt Du, ich wäre ſelbſtſüchtig genug, mich an Dein Verſprechen zu klammern und Dich zu einer Verlobung auf unabſehbare Zeit zu verdammen! Damit ich zuſehen müßte, wie von Jahr zu Jahr Deine Liebe kälter und kälter wird, und Du endlich nur noch aus Pflichtgefühl an der Verblühten feſthältſt! Nein — nein! Viel beſſer, wir gehen jetzt auseinander, mit ungetrübter Erinnerung an die kurze, ſelige Zeit —"

Es riß, es zerrte an ſeinem Herzen, während ſie ſprach. Sein jugendlicher Stolz bäumte ſich auf gegen den unentrinnbaren Zwang. Mit naſſen Augen, mit einem erſtickten Lebewohl ſchmiegte ſie ſich an ihn.

Wie weit war der Sonnenzauber, in dem ſie ſich gefunden hatten, von dem froſtigen, halbdunklen Raum, in dem ſie ſich nun, vergehend vor Schmerz, aneinander drückten, und doch, wie unvergeßlich blieb ihnen jene heiße Glücksſtunde!

Seine Pulſe klopften, als er Liſa feſt, immer feſter umſchloß; er hörte nicht mehr auf das Warnen der Vernunft. Nur ſein Herz, ſeine Leidenſchaft hämmerte in ihm und forderte ihr Recht.

„Ich kann, ich will Dich nicht laſſen, Liſa!" wiederholte er. „Jeder Arbeiter hat das Recht, das Weib, das er liebt, zu heirathen. Ich will es auch nicht ſchlechter haben, nicht ſchlechter als mein Burſche, der ſeinen Schatz heimführen kann, ſobald er will. Ich laſſe mir meine

Digitized by Google

Freiheit nicht verkümmern! Du mußt mein werden! Alles Andere ist mir gleichgiltig! Und wenn ich als Offizier nicht die Erlaubniß habe, nach meinem Herzen zu wählen, so werfe ich eben diesen Rock fort, der mich an meinem Glück hindert!"

Sie hörte erschrocken den wilden Entschluß. „Nein, solches Opfer darfst Du nicht bringen," flüsterte sie in angstvoller Abwehr.

Aber es war dennoch ein freudiges Erschrecken gewesen; und in ihren Augen lag nur heißes Glück, namenloses Entzücken, daß er sie so glühend begehrte. Sie hörte nicht auf das leise Bangen, das sie warnte, sie glaubte voll Begeisterung an die Kraft der allsiegenden Liebe.

„Ich will arbeiten für Dich, mein Lieb, wie jeder Andere! Es wäre doch eine Schande, wenn ich's nicht fertig brächte, meine Frau zu ernähren. Wir brauchen ja so wenig, wenn wir nur beisammen sein dürfen, und es ist nicht Alles leicht und schön in unserem Beruf, so glänzend er auch aussieht!"

Die höchsten und die kleinlichsten Empfindungen sind oft so wunderlich durcheinander gemischt in einem Menschenherzen. Mitten in seiner Liebesbegeisterung erinnerte sich Oskar doch an das sarkastische Gesicht seines Hauptmanns, und es dünkte ihm eine solche Befreiung, dessen näselnde Stimme nicht mehr hören zu müssen, daß er sich momentan kaum des Opfers bewußt wurde, das er bringen wollte. —

Er fühlte noch Lisa's Küsse auf seinem Munde, als er in seine Wohnung eilte. Auf der Treppe kam Helenen's Katze an ihm vorübergesprungen, und das Thier, das in der Abwesenheit der Herrin verwilderte, fauchte ihn an mit funkelnden Augen.

„Schwarze Katze, Schicksalskratze!" murmelte er unwillkürlich. Aber er war weit davon entfernt, einer abergläubischen Regung Gehör zu geben.

Digitized by Google

Haſtig, in wilder Erregung ſchrieb er ſein Abſchiedsgeſuch aus dem aktiven Militärdienſt. Er wollte ſich nicht mehr beſinnen, nicht mehr überlegen! Vorwärts! Vorwärts!

Am nächſten Morgen war er ſchon zu früher Stunde bei einem Freunde ſeines Vaters, der eine Direktorſtelle an einer Privatbahn einnahm, und bat ihn, ihm eine Stellung im Verkehrsdienſte zu beſchaffen.

„Weiß Ihr Vater von dieſer ſeltſamen Idee?“ frug ihn der leutſelige Herr mit einem mißbilligenden Kopfſchütteln.

„Noch nicht.“

„O dann, bitte, ſetzen Sie ihn vor Allem in Kenntniß. Es ſoll nicht heißen, daß ich Ihnen zu einem Schritte, den Ihr Vater mißbilligen wird, eine helfende Hand geboten hätte. Wenn Sie dann, trotz ſeines Abrathens, auf Ihrem Wunſch beharren, bin ich bereit, Ihnen eine Stelle zu verſchaffen. Sie können ſofort eintreten, anfänglich gegen Taggelder.“

Der junge Offizier verzog unwillkürlich das Geſicht, und ein Unbehagen überflog ihn, wie ein leiſes Erwachen aus einer Betäubung.

Jedoch der Brief, den er auf ſeine Mittheilung hin von ſeinem Vater erhielt, jagte ihm glühende Blutwellen in die Stirne und beſtärkte ihn nur in ſeinem trotzigen Entſchluß. Höhnend, mit harten, verletzenden Worten ſchickte ihm ſein Vater einen entſchiedenen Befehl: „Das thuſt Du nicht! Ich will es nicht!“

Aber ein liebloſes, tyranniſches Verbot erweckt in einem erwachſenen Menſchen nur zähen Widerſtand, nur feſteres Pochen auf das Selbſtbeſtimmungsrecht.

In einem zwiefachen Taumel verlebte Oskar dieſe Tage; es war nicht blos die Begeiſterung der Liebe, es war auch der Wunſch des Eigenſinns, der ihn vorwärts trieb.

Da ließ ihn sein Oberst zu einer persönlichen Unterredung zu sich rufen.

Oberst Seufhartsberg war einer jener seltenen Menschen, die mit gebieterischer Vornehmheit des Auftretens eine bestrickende Liebenswürdigkeit zu verbinden wissen. Alle jungen Offiziere schwärmten für den Mann. Mit seiner hohen Gestalt, seinem blonden Vollbart und seiner klaren Stirn glich er der unvergeßlichen Heldenerscheinung des deutschen Kronprinzen in den siebziger Jahren.

Oskar war in die Privatwohnung des Obersten befohlen worden und mit schwerem Herzklopfen stieg er die Treppe zu dem eleganten Heim empor. Er wußte, daß ihm nun eine entscheidende Stunde bevorstand.

„Ich habe Sie absichtlich hierher gebeten, lieber Hammer," sagte ihm der Oberst mit einem gütigen Blick, der nicht frei von Mitleid war, „damit unsere Unterredung einen ganz vertraulichen Charakter gewinne. Ihre Kameraden wissen wohl noch nichts von dem Schritt, den Sie thun wollen?"

„Nein, Herr Oberst."

„Dann ist es also noch nicht zu spät zu einem ernsten Worte der Warnung."

Oskar machte unwillkürlich eine Bewegung, als wolle er sprechen, aber der Oberst streckte die Hand aus.

„O, ich weiß, was Sie sagen werden. Ich kenne die Umrisse Ihres Romans; ich kenne auch das schöne Mädchen, mit dem Sie sich verlobt haben. Ich kann in gewissem Sinne begreifen, was Sie zu Ihrem Entschluß geführt hat. Aber haben Sie ihn wohl erwogen? Haben Sie auch bedacht, daß es wohl leicht ist, den Rock auszuziehen, daß aber ein Mensch, der so mit Leib und Seele Soldat gewesen ist, wie Sie, sich innerlich nicht frei machen kann? Sehen Sie, lieber Hammer, ich hatte eine Vorliebe für Sie. Ich mag so heitere, frische Augen wie die Ihren. Als ich Sie in den ersten Manövertagen einmal so flott

und vergnügt vorüberſprengen ſah, dachte ich mir: das iſt einer der jungen Leute, wie wir ſie brauchen! Ja, ich geſtehe Ihnen, ich wollte Sie ſogar in meine Nähe ziehen und Sie zum Regimentsadjutanten vorſchlagen."

Wie ein feuriger Strom ergoſſen ſich die Worte des verehrten Mannes in Oskar's Seele. Es war wieder ein Hämmern und Zerren in ſeinem Herzen; aber diesmal zog es ihn fort von Liſa, weit fort. Mit einem krampfhaften Entſchluß ſtammelte er: „Ich weiß, was ich aufgebe, weiß es mehr als je in dieſer Stunde, Herr Oberſt, in der ich Ihnen ſo viel Dank ſchuldig geworden bin für Ihr Intereſſe an meinem Schickſal. Und dennoch — ich ſehe keinen anderen Ausweg —"

Der Oberſt legte ihm die Hand auf die Schulter und ſah ihm mit einem langen Blick in die Augen.

„Glauben Sie denn, daß Sie der Einzige ſeien, der mit ſeinem jungen glückfordernden Herzen zu ringen hat?" fragte er. „Es hat wohl ſo Mancher in ähnlichem Konflickt die Hand feſt auf die Bruſt drücken müſſen, weil es ihm bitterlich weh that da drinnen; es hat wohl für Manchen eine Stunde gegeben, in der er den Zwang ſeiner Uniform am liebſten fortgeworfen hätte auf immer. Das ſind die ſtillen, heimlichen Opfer, die unſer Beruf von uns fordert. Aber, glauben Sie mir, lieber Hammer, auch das iſt eine Tapferkeit, die dem Offizier ziemt. Und ich verſichere Ihnen: ſie lohnt ſich. Das Geſchick hat immer noch Glück im Vorrath für die Menſchen, die ihm nicht trotzen und ihren Willen blindlings durchſetzen wollen. Dann, nach Jahren, wie dankt man ſich's ſelber, daß man ſtark geblieben! Kopfſchüttelnd erinnert man ſich der vergangenen Tage mit ihrem blinden Dahinſtürmen und ſagt ſich: was für ein Thor wäre ich faſt geweſen! Darum beſchwöre ich Sie: überlegen Sie noch einmal, was Sie thun wollen! Noch iſt es nicht zu ſpät. Noch können Sie zurück!"

Der Ton hatte so warm, so überzeugend geklungen; Oskar fühlte, daß ihm der Oberst eine eigene Herzenserfahrung anvertraut hatte, und der finstere Trotz, in den ihn der harte Brief seines Vaters hineingetrieben, war vollständig gewichen vor diesen gütigen Worten. Mit vollen Schlägen pochte sein Herz dem Manne entgegen, ihm und dem Beruf, den er vertrat.

Es war ganz still in dem Gemach; nur die Uhr tickte die letzten Sekunden, die ihm noch für seine Entscheidung blieben. Der Oberst sah ihm eine Weile erwartungsvoll auf die Lippen; dann wendete er sich dem Fenster zu, als wolle er zeigen, daß er Geduld habe, zu warten, ihm Zeit zu vergönnen zu dem Kampf, der sich in seiner jungen Seele abspielte.

Auf Oskar's Lippen schwebte das Wort, das der Oberst erwartete: Ich nehme mein Abschiedsgesuch zurück! — Da klang wie eine Mahnung, ein Erinnern, aus dem Nebenzimmer eine Melodie an sein Ohr, sein Herz.

Das Töchterchen des Obersten spielte auf dem Klavier das eben viel gesungene Lied aus dem „Trompeter von Säckingen:"

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet:
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n.
Und was das arme Herz auch sinnt und dichtet,
Am Ende kommt das Voneinandergeh'n."

Lisa hatte ihm am letzten Tage dasselbe Lied vorgesungen und ihn dabei mit einem glückseligen Vertrauen angelächelt. Nun rief ihm der Klang wieder ganz die Stimmung wach, in der er sich zu ihr herabgeneigt und sie auf den weißen Hals geküßt hatte. Wie in einer Vision sah er ihr Lächeln schwinden, ihre Augen starr werden und sich ganz verschleiern unter Thränen.

Sie war bereit gewesen, zu verzichten. Er hatte sie auf's Neue in Hoffnungen eingewiegt, ihr betheuert, daß

er nichts auf der Welt begehre, als sie. Und nun wollte er ihr treulos den Rücken drehen?

„Ich habe mein Wort gegeben, Herr Oberst!“ rief er mit einer mächtigen Erschütterung. „Ich darf mein Wort nicht brechen!“

Der Oberst wendete sich ihm wieder zu, noch immer gütig, aber in tiefem Ernst, und reichte ihm beide Hände.

„So muß ich Ihnen denn wirklich Lebewohl sagen, mein lieber junger Freund! Ich thue es mit aufrichtigem Bedauern. Doch wer weiß, ob sich unsere Wege auf immer trennen. Wenn einmal der Ernst kommt, wenn es gilt, dem Feinde entgegen zu ziehen, dann — dessen bin ich sicher — wird nichts Sie zurückhalten, Ihrer Fahne zu folgen!“

Halb betäubt vor innerer Erregung verließ Oskar seinen Vorgesetzten. Eine Schwadron schwerer Reiter zog vorüber mit klingendem Spiel, als er aus dem Hause trat. Die Kameraden, die keine Ahnung hatten, daß er von nun an nicht mehr zu ihnen zählte, grüßten.

Oskar begriff es kaum, daß er bereits losgetrennt war von Allem, was bisher seine Welt gewesen. In diesem Moment fühlte er erst, daß er ein Anderer werden müsse, daß er ein Stück seines Lebens fortgegeben habe.

Mit einer krampfhaften Hast betrieb er nun seine Heirath. Er konnte am 1. Januar in seine neue Stellung an der kleinen, ziemlich einsamen Lokalbahnstation eintreten. Er bekam eine Dienstwohnung im Bahngebäude, die er so gut als möglich einrichten ließ. Es blieb ihm noch ein kleiner Vermögensrest, so daß er wenigstens die laufenden Ausgaben bestreiten und ohne Sorge den nächsten Jahren entgegensehen konnte.

So kam der Tag heran, an dem er zum letzten Male mit den Kameraden im Kasino saß; der Tag, an dem er die Uniform für immer in den Schrank hing. Es waren

bittere Momente, die er ganz allein durchkämpfen mußte, und deren Erinnerung ihn fortan schmerzen sollte wie unvernarbte Wunden.

— — — — — — — — — — — —

Es war eine winterliche Hochzeitsreise, die er mit seiner jungen Frau antrat; nur für wenige Tage. Sie mußten ja sparsam sein; aber diese kurzen, seligen Tage wollte er sich auch durch keine Bedenken verkümmern lassen.

Sie fanden im Gebirge einsame Gaststuben, frostige Zimmer, in welchen der Ofen rauchte, spärliches Essen. Aber der Himmel leuchtete in winterlicher Klarheit, und was frugen sie nach den kleinen Aeußerlichkeiten des Lebens? Sie schlürften mit dürstenden Lippen den ersten Champagnerschaum der Liebe und gingen wie im Taumel dahin; sie lachten über das verlegene Staunen der Wirthe, das sie in den einsamen Dörfchen empfing. Wie ein junges Herrscherpaar erschienen sie sich in der stillen Winterpracht, sie fühlten keinen Frost, wenn sie durch die Schneewelt dahinfuhren. Sie drückten die Lippen aufeinander in nimmersatten Küssen, und es waren Sommergluthen in ihnen, wie kalt auch draußen der Nordwind pfiff.

In einem malerischen alten Städtchen feierten sie Weihnachten mit gegenseitigen kleinen Ueberraschungen, mit einem winzigen Baum, den sie in ihrem Schlafzimmer mit vielen Lichtern besteckten; ausgelassen und glücklich wie Kinder.

Am Sylvesterabend kamen sie heim; Lisa in einem wahren Freudentaumel. Sie war entzückt von ihren drei kleinen Zimmern, deren Fenster über dem Eisendach des Bahnsteiges lagen und nur den Ausblick auf die schnurgerade Bahnlinie gewährten. Oskar aber hatte eine Empfindung, als habe er ein Gefängniß betreten. Er drückte seinen Kopf an Lisa's Schulter und flüsterte fast angstvoll: „Bist Du glücklich? Sag' mir, daß Du glücklich bist? Sag' mir's immer, immer wieder!"

„Unſagbar glücklich, Schatz! Aber Du! Gefällt es Dir nicht hier bei uns? Am erſten Abend bei uns!“ —

Am nächſten Tag verſah Oskar zum erſten Male ſeinen neuen Dienſt. Sein Vorgeſetzter, der Bahnvorſtand Müller, unterwies ihn. Er war einer jener vierſchrötigen Männer, die bei einem angeborenen Mangel an Takt ſich auch noch in einer gewiſſen Naturburſchenderbheit gefallen. Er ſprach den breiteſten bayriſchen Dialekt und hatte ſich offenbar vorgenommen, ſeinem Untergebenen gleich am erſten Tage recht deutlich zu zeigen, wie wenig er ſich von dem „Herrn Offizier a. D.“ imponiren laſſe.

Aber Oskar entwaffnete ihn durch ſeine heitere Liebenswürdigkeit. Er hatte noch ſo viel Muth und ſo viel Humor. Er war noch in der weltentrückten Stimmung der Flitterwochen. Sie dauerten lange, lange; bis in den Frühling hinein.

Aber auch für das verliebteſte Paar kommt früher oder ſpäter eine Zeit der Ernüchterung. Sie haben ſich lieb, wie immer; aber die Lippen ſind des Küſſens etwas müde geworden.

Im Sommer ſprang Oskar nicht mehr mit ungeſtümer Eile die Treppe zu ſeiner Wohnung empor; er ſchlich zuweilen ſehr müde und ernſt die wenigen Stufen hinauf. Auf der letzten blieb er wohl ſtehen, um ſich auf einen Scherz zu beſinnen; aber oftmals dauerte es lange, bis ihm nur ein heiteres Wort einfallen wollte, als wäre alles Lachen in ihm verſtummt, erdrückt von dem beſtändigen Aerger über ſeinen Vorgeſetzten.

Von Tag zu Tag ward ihm der Mann unerträglicher. Er war nicht blos grob und ungebildet in ſeinem Benehmen; er war herzensroh und behandelte ſeine Untergebenen mit empörender Rohheit. Oskar wußte ſich ja zu wehren; aber die niederen Angeſtellten hatten ſchwer zu leiden, vor Allem der Stationsdiener, den Oskar beſonders bevorzugte, weil

er in seinem Regiment gedient hatte. Zuweilen konnte ihn nur sein langgeübtes Subordinationsbewußtsein an einem zornigen Ausfall gegen Müller hindern. Dazu die gleichmäßige eintönige Arbeit, die träge Stille draußen, das Abhaspeln des Dienstes zu den bestimmten Stunden, das Klappern des Telegraphenapparates, die immer wiederkehrenden Fragen der Bauern am Schalter — es war ihm manchmal, als wäre er in einen Sack eingenäht und könne die Glieder nicht mehr regen. Aber Lisa sollte nicht ahnen, wie elend es ihm oft zu Muthe war.

Sie sah es auch nicht. Sie war so glücklich!

Ihr kleines Heim schien ihr ein Paradies und sie liebte ihren Mann leidenschaftlicher mit jedem Tag, auch wenn sie stiller, ernster geworden war und nicht mehr so übermüthig lachte, wie in den ersten Monaten ihrer Ehe. —

Im Herbst kam das erste Kind zur Welt, ein Sohn, und sie mußte nun ihre Zeit ganz dem kleinen Wesen widmen, das Tag und Nacht ihre Pflege, ihre Fürsorge erheischte. Es war schlimm für Oskar, daß die Mutterpflichten seine junge Frau in diesem ersten Jahr so vollständig in Anspruch nahmen. Lisa fand nicht mehr Zeit, ihr Heim, wie vorher, mit dem kleinen Luxus von Blumen und sonstigem zierlichen Tand auszuschmücken. Nun, da in dem geheizten Wohnzimmer der Kinderwagen stand, sehr häufig Wäsche getrocknet wurde, sah es bei ihnen aus, wie bei allen Leuten in beschränkten Verhältnissen. Der junge Offizier, dessen Sinne durch den großstädtischen Luxus verwöhnt worden waren, fühlte ein Unbehagen, gegen das er sich umsonst zu wehren suchte.

Lisa erschrak, wenn sie ihn im Traume Kommandoworte rufen hörte, und er sich dann erwachend herumwälzte oder, sich unbelauscht wähnend, aufseufzte aus schwerem Herzen. Aber die Angst, die sie dann ergriff, glitt vorüber an ihrem Vollglück wie eine flüchtige Wolke. —

Digitized by Google

Ein voller Einblick in seine Seele ward ihr erst ein Jahr nach der Geburt ihres Kindes.

Die Herbstmanöver fanden in der Gegend statt, in welcher sie wohnten. Dem verabschiedeten Offizier sollte noch einmal das ganze Bild des einstigen Lebens vor die Sinne geführt werden.

Eines Morgens rasselten und rollten Geschütze vorüber an dem Bahnhofsgebäude; das Schmettern eines Marsches klang in die klare Herbstluft hinaus; man hörte Waffenlärm, Pferdegetrampel, dazwischen Kommandorufe. Adjutanten flogen im Galop über die Felder; Signale ertönten. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs sollte der Zusammenstoß der Artillerie mit dem durch weiße Helmüberzüge gekennzeichneten „Feinde" stattfinden.

Lisa war von dem ungewohnten Lärm früh erwacht. Ihr Gatte hatte das Zimmer schon verlassen. Draußen am Flurfenster, von dem aus man das Kampfspiel überblicken konnte, stand er mit einem Feldstecher in der Hand.

Unverwandt schaute er hinaus, regungslos, mit einem brennenden Interesse, als wäre jeder Muskel in ihm gespannt, jeder Nerv erregt. Dann plötzlich ließ er den Arm sinken, legte das Glas weg, fuhr sich mit beiden Händen in das Haar und schlug aufstöhnend den Kopf gegen das Fensterkreuz, in dumpfer, qualvoller Verzweiflung.

„Oskar, Oskar!" rief Lisa, die nach ihm gesucht hatte, und schlang ihm die Arme um den Hals. „So unglücklich fühlst Du Dich, Oskar! Du hast mich also nicht mehr lieb?"

„Laß mich, laß mich!" stieß er hervor, sich von ihr losmachend. „Nicht jetzt — bitte, geh! Nur jetzt laß mich allein! Ich habe Dich lieb wie immer. Glaube mir, Lisa."

Er gab sich Mühe, sie zu beruhigen; aber seine Augen blieben düster, und sein Ton klang müde. Und sie glaubte ihm auch nicht. Sie hatte kein Verständniß für seine Sehn-

sucht nach dem Soldatenleben. Sie hatte Offizierskreisen immer ferngestanden und niemals, wie andere Mädchen, für zweierlei Tuch geschwärmt. Ihr bedeutete seine Unzufriedenheit nur das Eine, das Bitterste: er bereute seine Wahl; er war schon jetzt ihrer Liebe satt geworden.

Wieder senkte sich Einsamkeit auf ihre Behausung, nur in der Ferne hörte man das Donnern der Geschütze, das Knattern des Kleingewehrfeuers, bis auch das verklang. Aber Oskar fand die Ruhe drückender als vorher, und Lisa's Augen hingen nun beständig forschend, angstvoll an seinen Zügen, die ihr sonniges Lächeln so völlig verloren hatten.

— — — — — — — — — — — —

Im Winter war's, an einem eisigkalten Tag, an dem die Scheiben kaum aufthauen wollten, als Lisa laute, erregte Stimmen aus dem Bureau heraufhörte in ihr stilles Zimmer.

Sie lauschte in erwachender Angst. So gedämpft der Laut auch zu ihr drang, sie wußte, es war ihr Gatte, der da unten sprach, und so hart und schneidend scharf wurde sein Ton nur in der höchsten Erbitterung.

Wie lange hatte sie einen solchen Streit gefürchtet, wie lange geahnt, daß er dem Stationsvorstand gegenüber, der ihn fortwährend durch kleine Sticheleien und Bosheiten reizte, seine Ruhe verlieren würde.

Müller hatte in Oskar's Gegenwart dem Stationsdiener, der an dem Tage sein Kind begraben hatte und der von dem Kummer und langem Nachtwachen — der Mann war Wittwer und hatte nur eine halbblöde Magd zur Aushilfe — so elend war, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, einen Botengang in ein zwei Stunden entferntes Dorf anbefohlen. Die Angelegenheit war durchaus nicht wichtig, und der Mann sagte bescheiden: „Hat's nicht bis morgen Zeit, Herr Müller? Ich bin seit acht Tagen kaum

in's Bett gekommen, und mein Kopf thut mir ſo weh, daß ich bei jedem Schritt ſchreien möchte."

„Was?" ſchrie der Stationsvorſtand. „Heut noch muß ich die Antwort haben! Kranke Leut' kann ich im Dienſt nicht brauchen! Da wär' jeden Tag eine andre Ausred'! Entweder thun Sie Ihre Arbeit, oder ich laß' Ihre Stell' durch einen Anderen beſetzen. Es gibt Leute genug."

„Das iſt doch eine unglaubliche Rohheit!" brauste Oskar auf, nachdem der Stationsdiener, ohne eine Widerrede zu wagen, davongeſchlichen war.

Das breite Geſicht Müller's färbte ſich blutroth vor Zorn. Er trat, heftig athmend, auf Oskar zu, der in ſeiner Entrüſtung vom Pult aufgeſprungen war.

So ſtanden ſich die Beiden gegenüber, Jeder mit einer tiefeingewurzelten Abneigung gegen den Anderen im Herzen, die nun plötzlich hell aufflammte, wie Brennſtoff, in welchen ein Funke gefallen.

„Ich hab' Sie nicht um Ihre Meinung gefragt!" ſtieß Müller bebend hervor. „Ihre Meinung geht mich nichts an! Rohheit! Das iſt mir grad' zum Lachen! Man ſollt' meinen, Sie wären an etwas Anderes gewöhnt. Bei Ihrem Militär, auf das Sie ſich ſo viel einbilden, da iſt die Leutſchinderei zu Haus — nicht bei uns."

„Sie haben ja nie gedient. Sie wiſſen gar nicht, wie es beim Militär zugeht. Aber Sie hätten Manches lernen können beim Militär!"

Gerade Oskar's äußere Faſſung, ſein eiſigkalter Ton, in den ſich ein verächtlicher Klang miſchte, machte den Erregten raſend.

Seine Augen irrten hin und her; er öffnete ein paarmal die Lippen, ohne zu reden. Er ſchien zu ſuchen nach einem Hieb, der den Gegner treffen, verwunden mußte.

„So, meinen Sie? Subordination haben Sie wenigſtens nicht gelernt. Aber warum ſind Sie denn nicht beim

Militär geblieben, wenn Sie's so herausstreichen! Wir hätten uns wahrhaftig ohne Sie behelfen können. Sie werden wohl Ihren guten Grund gehabt haben zum Quittiren, und froh gewesen sein, daß Sie bei uns haben unterschlupfen können. Man kennt ja diese Herren Offiziere. Da ist Einer ein größerer Lump als der Andere —"

Das Wort war kaum über seine Lippen gekommen, da brannte ihm schon ein Schlag auf dem breiten Gesicht, der Schlag einer vor Entrüstung fiebernden Hand.

Müller stürzte wie toll auf Oskar los; aber diese blauen, glänzenden Augen flammten ihm entgegen mit einer so drohenden, wilden Entschlossenheit, daß ihn plötzlich ein Gefühl der Furcht ernüchterte.

„Ich will mich nicht vergessen! Ich darf mich nicht vergessen!" lallte er mit heftig arbeitender Brust, aber zurückweichend; „ich weiß, warum ich mich jetzt beherrsche! Ich krieg' schon meine Genugthuung!"

„Genugthuung! Gewiß! Die soll Ihnen werden!"

Mit diesen Worten verließ Oskar das Büreau. Er empfand nicht die leiseste Reue; es war ihm frei und leicht zu Muthe, wie lange nicht mehr. Im Hofe besann er sich, wie der lang obschwebende Streit begonnen habe, und erinnerte sich des armen Stationsdieners, der sein Mitleid wachgerufen hatte. Er sah sich nach dem Mann um, ihn zurückzuhalten. Er wollte wenigstens den Zweck seiner Einmischung erreicht haben. Aber er hörte, der Stationsdiener habe sich sofort auf den Weg gemacht, in der Hoffnung, dem Postwagen zu begegnen und eine Strecke weit fahren zu können.

Oskar betrat mit ruhiger Miene seine Wohnung.

„Was hat es gegeben? Du hast Dich mit Müller gestritten?" frug Lisa sehr besorgt.

„Ein scharfer Wortwechsel," erwiederte er ausweichend und vermied es, ihr in die Augen zu sehen.

„Oskar!“ bat sie angstvoll, „sage mir Alles, war es nur ein Wortwechsel, sonst nichts?“

Er vermochte nicht länger zu heucheln.

„Ich war genöthigt, dem rohen Patron eine Züchtigung zu Theil werden zu lassen.“

„Du hast ihn geschlagen, Oskar! Deinen Vorgesetzten!“ rief Lisa starr vor Schreck. „Man wird Dich strafen!“

Er lief in einer furchtbaren Erregung im Zimmer hin und her.

„Was kümmert's mich? Ich weiß nur Eines: daß ich in der Nähe dieses Menschen nicht mehr leben, daß ich nicht mehr dieselbe Luft mit ihm athmen kann!“

Lisa sah ihn entsetzt, rathlos an.

„Aber wohin — wohin sollen wir?“ stammelte sie.

Er murmelte einen wilden Fluch zwischen den Zähnen.

— — — — — — — — — — — —

Schlaflos, mit dumpfem Grauen sahen sie Beide dem kommenden Tag entgegen.

Mit einem Seufzer, der Lisa in's Herz schnitt, verließ Oskar das Zimmer, um seiner Pflicht nachzugehen. Sie horchte, sie erzitterte bei jedem Laut, der von unten heraufdrang. Aber der Morgen verging ruhig.

Müller ging Oskar aus dem Wege. Er hatte ein schlechtes Gewissen; der Stationsdiener war nicht zurückgekehrt; Niemand hatte ihn gesehen. In der Mittagsstunde fand man den armen Menschen neben einem Wegstein erfroren. Er mußte in seiner Ermüdung eingeschlafen sein, und die bittere Winterkälte hatte ihm die Augen zugedrückt auf immer.

Mit blaurothem Gesicht und scheuen, finsteren Augen ging der Stationsvorstand umher. Er wagte Oskar nicht mehr in's Gesicht zu sehen. Seine Rache an dem jungen Mann war ihm durch diesen Vorfall aus den Händen gewunden: er mußte sich hüten vor einer Klage vor Gericht,

und hatte allen Grund, über den Streit mit seinem Untergebenen zu schweigen, wenn er sich nicht einer Untersuchung wegen Mißbrauchs der Dienstgewalt aussetzen wollte.

Oskar hätte aber tausendmal lieber eine gerichtliche Auseinandersetzung ertragen, bei der jeder Billigdenkende auf seiner Seite hätte stehen müssen, lieber eine Strafe erduldet, als dieses feige Vertuschen und Schweigen. Lisa, die ihren Gatten kannte, fühlte, daß es ihn aufreiben, ihn zu einem verzweifelten Entschlusse treiben müsse, wenn er sich auf die Dauer einem Manne unterzuordnen hatte, den er verachtete; und sie zerbrach sich den Kopf, wie sich Abhilfe finden, Oskar diesen quälenden Verhältnissen entrissen werden könnte.

Sie war so schreckhaft geworden, daß sie an allen Gliedern zitterte, als zu ungewohnter Stunde an ihrer Wohnung die Klingel gezogen wurde. In ihre Einsamkeit kam ja so selten ein Besuch. Sie öffnete selbst und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, denn an ihrer Schwelle stand eine elegante Dame im langen pelzgefütterten Sammetmantel, mit einem Bibermützchen auf dem von der Kälte leicht gerötheten Gesicht — Helene.

Die Basen hatten sich nicht mehr gesehen, seit sie in so bitterer Entfremdung von einander geschieden waren. Lisa hatte oftmals in der Zeit ihres Glückes das Verlangen gehabt nach einer Aussöhnung, aber nicht gewagt, den ersten Schritt zu thun. Nun, seit so trübe Stunden über ihre Ehe hereingebrochen waren, war ihr zuweilen der Gedanke durch den Kopf geglitten: wenn Helene das wüßte! Ob sie triumphiren würde?

Mit einem wunderlichen Gemisch von Empfindungen stand sie nun dem Mädchen gegenüber. Sie freute sich über diesen Besuch, der ihr ein Beweis schien, daß Helene aufgehört habe, ihr zu grollen, und doch war es ihr peinlich, daß die Verwandte gerade jetzt, gerade heute kommen mußte,

da ſie ſo wenig Glücksſtimmung bei ihnen fand, da ſich ihr Elend kaum vor ihr verbergen ließ.

Helene reichte ihr mit einem Lächeln die Hand. „Deinen Mann habe ich ſchon begrüßt, Liſa, ganz flüchtig, beim Ausſteigen," ſagte ſie mit einer heiteren Unbefangenheit, als ſeien ſie erſt vor Kurzem als die beſten Freundinnen geſchieden. „Nun freue ich mich, mit Dir allein zu plaudern und vor Allem euer Kind kennen zu lernen."

Etwas verlegen öffnete Liſa die Thüre zu ihrem Wohnzimmer. Zum erſten Male ſchämte ſie ſich ihrer beſcheidenen Räume, da Helene ſie betrat, und ärgerte ſich, daß ſie gerade heute den Kleinen nicht beſſer herausgeputzt, ſo Manches in ihrem Heim vernachläſſigt hatte. Sie war den Morgen in ſo unglückſeliger Stimmung geweſen; es war ihr Alles das ſo unwichtig erſchienen.

Helenens mitleidiger Blick entging ihr auch nicht, ſo ſehr ſich die elegante junge Dame bemühte, den Kleinen zu bewundern und es „allerliebſt gemüthlich" bei ihr zu finden.

„Du mußt mir recht offen und wahr erzählen, wie es euch geht," ſagte ſie dann, ſich neben Liſa's Nähtiſchchen an's Fenſter ſetzend. „Vergiß die Verſtimmung, die einmal zwiſchen uns obwaltete! Das iſt vorüber! Ich bin ſo allein in der Welt, daß ich meinen einzigen Verwandten — die ſeid ihr ja nun, ſeitdem meine gute Tante todt iſt — nicht auf die Dauer grollen kann und will. Erſt wollte ich Dir ſchreiben, dann aber dachte ich: es iſt beſſer, gleich ſelbſt zu kommen und mich von eurem Glück zu überzeugen."

Es lag ein verſteckter Hohn in dieſen letzten Worten, der Liſa entging. Sie war eine ſo argloſe Natur, daß ſie an Helenens wiedergewonnene Zuneigung glaubte und froh war, einer theilnehmenden Seele ihr ſchmerzbeladenes Herz ausſchütten zu können.

„Von unserem Glück?“ sagte sie mit bebenden Lippen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Und dann strömte ihr das Herz über.

Helene war formengewandt genug, um mit theilnehmender Miene zuzuhören und ein aufrichtiges Interesse zur Schau zu tragen. Aber ihr Herz hatte keine Regung des Mitleids und Erbarmens für Lisa. Nein; sie gönnte ihr jede bittere Stunde. Helene hatte die Base aufgesucht nur um Oskar's willen, weil sie ahnte, daß er sich nicht wohl fühlen könne in den Verhältnissen, die ihm durch seine Ehe auferzwungen worden waren; weil sie hoffte, daß nun für sie der Augenblick gekommen sei, um in seinem Leben dennoch eine Rolle zu spielen, wenn sie ihn die ganze Größe und die ganze Macht ihrer Freundschaft fühlen ließ. —

Als sie dann später, zu Dreien, am Theetisch saßen, verrieth sie allmälig mit feinem Takt den wahren Grund ihres Besuches. Sie erzählte, daß sie mit dem Verwalter ihres Gutes, um das sie sich bisher leider viel zu wenig gekümmert, schlechte Erfahrungen gemacht habe und auf die schamloseste Weise hintergangen und bestohlen worden sei. Sie suche nach einem Vertrauensmann, dem sie die Oberaufsicht über die verschiedenen auf dem Gute angestellten Leute überlassen könne, der ihre Rechte vertreten würde und es verstehe, sich Respekt zu verschaffen.

„Wissen Sie, Herr Lieutenant, daß mich, seit ich hier bin, der Gedanke nicht losläßt, daß Sie der Vertrauensmann wären, wenn Sie sich entschließen könnten, eine solche Stellung anzunehmen? Sie dürfen mir die Frage nicht verübeln. Lisa sagte mir, daß Sie von hier fort wollen.“

„Allerdings, Fräulein v. Kray,“ erwiederte Oskar, ohne seine Erregung über diesen Vorschlag verbergen zu können. „Aber ich verstehe nicht viel von der Bewirthschaftung eines Gutes.“

„Das wäre in diesem Fall auch, für den Anfang wenigstens, gar nicht nöthig. Dafür ist der Inspektor da. Es handelt sich nur um eine genaue Rechnungsführung, um eine scharfe Oberaufsicht, um die Anwesenheit eines Mannes mit klaren Augen, der den Herrn ersetzt, der meine Interessen wahrt. Das würden Sie, ich weiß es. Und dann wäre noch ein weites Feld für Ihre besondere Thätigkeit: die Pferdezucht, die ein Haupterträgniß des Gutes bildet."

Lisa sah unverwandt auf ihren Gatten. Sie sah, wie seine Augen aufleuchteten, wie er an Helenens Lippen hing, als hätten sie ihm eben die Erlösung aus einem Kerker verkündet. Eine jähe Angst schnürte der jungen Frau das Herz zusammen. Sie wußte ja, dieses Mädchen hatte ihn geliebt und kam nun zu ihm als Retterin und sammelte feurige Kohlen auf sein Haupt. Sie mußte ihm in dieser Stunde, nach diesem letzten, verzweiflungsvollen Tag, wie in einer Verklärung erscheinen, als habe ein Wunder sie herbeigeführt, ihn zu befreien von dem Unerträglichen.

Aber Lisa kämpfte tapfer gegen die erwachende Eifersucht. Sie wollte nur an ihn denken; sich freuen um seinetwillen; und mit einer Aufwallung heißer Dankbarkeit faßte sie Helenens Hand.

„O Du Gute, Liebe!" rief sie bewegt. „Du gibst uns das Leben wieder, das Glück!"

Helene zog hastig ihre Hand zurück. „Ich habe dankbar zu sein, wenn Dein Mann mein Anerbieten annimmt," sagte sie, ihre Augen auf ihn richtend mit jenem rückhaltlosen Vertrauen, das so einschmeichelnd wirkt auf ein Männerherz.

Man vereinbarte dann noch in eifrigem Gespräch die Bedingungen der neuen Stellung. Oskar ging auf Alles ein, weigerte sich nur auf das Entschiedenste, das hohe Gehalt anzunehmen, das Helene ihm bieten wollte.

„Erst muß ich selbst die Ueberzeugung haben, daß ich etwas leiste und Ihnen wirklich nützen kann. Eher nehme ich keine höhere Bezahlung, als ich sie hier hatte, mein gnädiges Fräulein!“

Seine Augen funkelten; eine rasche Röthe war ihm in die Stirn gestiegen. Helene fühlte, daß sie nicht weiter in ihn dringen dürfe, sondern sehen müsse, auf andere Weise seine Existenz so behaglich als möglich zu gestalten.

O dieser Ausdruck männlichen Stolzes auf seinen Zügen, wie er ihr gefiel! Wie sie ihn bewunderte um seiner vornehmen Bescheidenheit willen! Wie sie ihn liebte! Immer noch! Trotz Allem!

Sie wußte sich bis zum Schluß den Anschein zu geben, als sei sie nicht als Gebende, sondern als Bittende gekommen, als sei ihr selbst Alles daran gelegen, den Verwalter möglichst bald an Ort und Stelle zu wissen, weil sie wohl errieth, daß Oskar lieber heute als morgen dem Bahngebäude den Rücken kehrte.

Mit dem Abendzug fuhr sie fort. Sie war nur wenige Stunden in dem kleinen Heim gewesen und hatte doch eine so große Umwälzung hervorgerufen. Die Beiden, die sich gestern in so tiefer Niedergeschlagenheit zu Ruhe gelegt, konnten nun kaum Schlaf finden vor freudigen Vorbereitungen für ihre Abreise.

Wo die Verzweiflung wie ein Gespenst gelauert hatte, blühten nun neue Hoffnungen, erwachte volle jugendliche Zuversicht. Nur als Oskar sich einmal mit so freudestrahlendem Gesicht die Hände rieb bei der Vorstellung, wieder auf einem Pferde zu sitzen und frei dahinzusprengen, da mußte Lisa heimlich aufseufzen mit einem dumpfen Bangen vor der Zukunft.

3.

Das weitausgebreitete Kray'sche Gut, zu dem eine Reihe von Maierhöfen und Almen gehörte, lag in einer

waldreichen Gegend in den Vorbergen mit prächtigem Wiesengrund und einer herrlichen Luft. Noch lastete tiefer Schnee auf dem weiten fruchtbaren Land, und die Alpen erhoben sich über dem Saum der tiefdunklen Tannenwaldungen winterstarr und silberweiß.

Oskar schwelgte am Anfang ordentlich in dem Bewußtsein, keinen Vorgesetzten über sich zu haben. Die Tage schienen ihm zu kurz, um zu lernen, sich einzuleben, überall nach dem Rechten zu sehen. Er machte sich ja kein Hehl daraus, daß seine Untergebenen diesen „Herrn", der in so vielen Fragen ein vollständiger Neuling war, mit mißtrauischen, unzufriedenen Augen betrachteten. Er fühlte, daß er nicht allzu schroff auftreten dürfe, sich erst beliebt machen müsse, da er den Leuten so wenig durch seine Kenntnisse imponiren konnte.

Als dann der Frühling kam, und das Thal in Schönheit aufblühte, da lachten auch Lisa's Augen so froh wie die ihres kleinen Jungen, der in Blumen wühlte und sich im Grase kugelte. Im Mai kamen Arbeiter an, welche die in geringer Entfernung von Oskar's Wohnung gelegene Villa in Stand setzen mußten. Es hieß, das gnädige Fräulein würde für den Sommer herausziehen.

Bald darauf traf auch ein elegantes Stubenmädchen ein und ein Diener, gefolgt von einem Reisewagen mit Gepäck, was in der That auf eine längere Niederlassung schließen ließ.

Seitdem die Nachricht von Helenens Ankunft an ihr Ohr gedrungen war, hatte sich Lisa's Stimmung mit einem Schlage verändert. Sie grübelte nun beständig: „Warum kommt sie? Gerade jetzt, in diesem Sommer? Sie, die den Aufenthalt auf dem Gute haßte; die sonst kaum zwei Tage hier zubringen mochte?"

„Du wirst Helene einige Aufmerksamkeiten erweisen müssen bei der Begrüßung," sagte Oskar mit einer ge-

wissen Erregung. „Jedenfalls lasse ich Tannen kommen, und wir zieren Thüren und Treppe."

„Gib Deiner Freude nur Ausdruck, wie Du willst," erwiederte Lisa bitter. „Um meine Bewillkommnung wird es Helene ja auch viel weniger zu thun sein, als um die Deine."

Oskar machte eine ärgerliche Bewegung und sah sie vorwurfsvoll an. „Ich meine, wir hätten Beide alle Ursache, Helene unsere Dankbarkeit zu bezeigen. Erinnere Dich nur, Lisa, an jenen Abend, ehe sie zu uns kam."

Lisa warf sich ihm an die Brust, mit dunkel erglühenden Wangen. Sie hatte ihre eifersüchtigen Worte sofort bereut; sie fühlte, wie unklug es von ihr sei, Oskar zu verrathen, was ihre Frauenaugen durchschauten: daß Helene nur um seinetwillen plötzlich Interesse für ihr Gut gewonnen habe. —

Sie suchte also einzulenken, sie bemühte sich zu schweigen und zeigte der Base ein heiteres und freundliches Gesicht, als diese an einem wunderbar blauen Maientag in das stille Thal einfuhr, in dem sie Herrin war.

Aber es lag nicht in Lisa's Natur, sich zu verstellen und mit lächelnder Miene eine Kränkung ihrer Rechte zu ertragen, und die Eifersucht schärfte ihr die Sinne. Sie hörte aus jedem Wort des Mädchens, sie fühlte aus jedem Blick heraus, daß Helene für sie keine Neigung besitze, auch wenn sie auf ihren verwandtschaftlichen Beziehungen fußte, um sie mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen. Nur Oskar galt ihre Güte, ihre Zuvorkommenheit, nur ihm ihre häufigen Besuche, ihm ihre Einladungen.

Der jungen Frau war es drückend, empörend, daß sie die täglichen Liebenswürdigkeiten Helenens nicht zurückweisen durfte und konnte; die Dankesschuld gegen die Base ward ihr zu einer schweren Last. Mit gebundenen Händen, mit stummen Lippen mußte sie zusehen, wie das Mädchen

ihr langsam die Seele ihres Gatten entriß: seine Zeit, seine Gedanken, vielleicht auch endlich seine Liebe!

Oft genug, wenn Helene bei ihnen war, saß sie, wie eine lästige Dritte, am Tische, während die Base kaum einmal das Wort an sie richtete und ihren Gatten in ein Gespräch verwickelte, an dem sie keinen Antheil nehmen konnte: über Gutsangelegenheiten, über die Inspektoren und Arbeiten, oder über landwirthschaftliche Bücher, die sie zusammen studirten. Lisa hörte, wie das junge Mädchen in jeden Satz eine Schmeichelei für Oskar mischte, wie sie ihm mit ihrer feinen, demüthigen Art beständig Honig um den Mund strich, und sie mußte oft alle ihre Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht mit flammenden Augen aufzuspringen und aus dem Zimmer zu eilen.

Weil sie fürchtete, sich einmal dennoch zu verrathen, vermied sie daher die Villa so viel wie möglich und überließ es ihrem Gatten, allein seinen Kaffee bei Helene zu trinken, allein mit ihr in der Dämmerstunde zu plaudern. Dann saß sie wohl, mit dem Kind auf dem Arm, in ihrem stillen Wohngemach und dachte in Sorgen nach, bis ihr langsam die Thränen über die Wangen herabliefen und sie in wilder Angst um den Geliebten die Hand auf das kranke Herz preßte.

Helene sollte wenigstens nicht sehen, wie sie litt, Oskar sollte sich nicht beargwöhnt fühlen. Ihr Frauenstolz verbot es ihr, ihm, wie eine beständige Mahnerin an seine Treue, nach der Villa zu folgen.

Aber in solch' einsamen Stunden, wenn sie ihn drüben wußte, dann quälte sie sich damit, sich seinen Gedankengang auszumalen.

Wenn er nun durch die Felder ritt und das schöne fruchtbare Land vor sich sah, mußte er sich nicht sagen: dies Alles könnte Dein sein, wenn Du nur gewollt hättest! Dann könnten Dich die Leute nicht fühlen lassen, daß Du

auch nur ein bezahlter Angestellter bist, dann wärst Du der Herr! Nur die Liebe zu dem armen Ding hat Dir einen thörichten Streich gespielt!"

Lisa sah es ja, wie Helene ihre zarte Gestalt schmückte, wie sie sich mit allem Raffinement des Luxus umgab, wie sie ihn anlächelte mit strahlender Liebenswürdigkeit, als wolle sie ihm beständig zeigen, daß er ja dennoch ein Thor gewesen sei, sie zu verschmähen — um der Anderen willen.

Und wenn er dann heimkehrte aus ihren üppigen Zimmern in seine einfache Wohnung, zu seiner Frau in dem einfachen Hauskleide, kam ihm dann nicht mit bitterer Reue die Frage: „Dafür hast Du nun all' diesem reichen Besitz entsagt. War's denn der Mühe werth?"

Lisa fühlte, daß es gerade jetzt an ihr gewesen wäre, die besten Seiten ihres Wesens zu zeigen, ihren Gatten an sich zu fesseln durch ihre alte Frohlaune und ihr helles Lachen, das ihm einst so wohlgefallen hatte. Aber es ist recht schwer zu lachen und heiter zu erscheinen, wenn das Herz blutet, und die Eifersucht war wie eine Krankheit in ihr und machte sie bleich und elend. Sie gab ihrer Stimme einen herben Klang und legte ihr gereizte Worte auf die Lippen, wie sehr sie auch gegen ihre Stimmung zu kämpfen suchte.

Auch Oskar schien in den Sommermonaten nicht mehr froh und vergnügt wie in der ersten Zeit auf dem Gute. Je mehr er Einblick in die Bewirthschaftung gewann, desto klarer ward es ihm, daß viel Schlendrian obwaltete, daß unzählige Mißstände sich eingeschlichen hatten, und eine gründliche Umwälzung Noth that. Helene gab ihm unumschränkte Vollmacht, zu verbessern, zu ändern, abzuschaffen und Neues einzuführen, wie es ihm gut dünkte. Aber von unten her stieß er auf einen hartnäckigen Widerstand. Sobald der neue Herr Verwalter den Leuten unbequem

werden wollte, ließen sie ihn fühlen, daß sie seine Thätigkeit nicht ernst nahmen. Es galt ihnen für ausgemacht, daß seine Stellung eigentlich nur aus Güte und Gnade der Gutsherrin geschaffen worden sei, um den Mann ihrer Verwandten unterzubringen, einen verabschiedeten Offizier, der nicht wisse, wohin sich wenden.

Eines Tages, als Oskar einen Knecht, der seinem Befehl trotzte, sofort aus dem Dienst jagte, konnte er aus den störrischen Mienen der Anderen, aus ihrem Murren ziemlich deutlich heraushören, wie wenig ihn die Leute als Herrn anerkennen wollten.

Ein Gespräch zweier Bäuerinnen, die sich in zornigen Worten über ihn ergingen und das er zufällig belauschte, empörte ihn so, daß er voller Zorn in den Wald lief, um erst das Gleichgewicht seines Innern wiederzufinden.

Helene war an dem hellen Morgen eine Strecke weit gefahren, hatte dann den Wagen warten lassen, um im Schatten spazieren zu gehen und einen Strauß zu pflücken. Sie kam dem jungen Manne entgegen, blieb stehen, und begrüßte ihn. Sie sah einen Moment lang in seine finsteren, zornigen Züge.

„Was haben Sie," rief sie bestürzt. „Was ist geschehen?"

„O nichts, mein gnädiges Fräulein! Ein vorübergehender Aerger," versicherte er.

Aber sie schüttelte den Kopf. „Warum heucheln Sie vor mir, mein Freund? Was Sie verstimmt, sitzt tiefer, viel tiefer. Sie sind nicht froh! Ich bitte Sie, verschweigen Sie mir keine Klage. Wenn irgend ein Mensch Sie ärgert, über dessen Existenz ich eine Macht habe, so schicken Sie ihn fort, heute noch, wer es auch sei! Wenn irgend eine Einrichtung Ihnen die Laune verdirbt, ändern Sie's! Ich will, daß Sie sich hier wohl fühlen!"

Es war so viel Güte in ihren Worten, so viel Wärme

in ihren Augen. Gerade in dieser Stunde, da er so zerfallen war mit sich selber und seinem Leben, so bitterlich zweifelte an seiner eigenen Kraft, mußte es ihn tief ergreifen, wie viel er ihr galt.

Er beugte sich auf ihre Hand herab und zog sie an die Lippen.

„O mein gnädiges Fräulein," versicherte er warm. „Sie haben mir eine geradezu ideale Stellung geschaffen, und ich weiß es wohl, daß ich wie der undankbarste Mensch erscheinen muß vor Ihren Augen, wenn ich nur ein einziges Mal eine Mißstimmung zeige. Wenn ich meines Lebens dennoch nicht recht froh werden kann, so ist es gewiß nicht Ihre Schuld — nein, sicherlich nicht Ihre Schuld!"

Er sprach leise, aber mit einer erregten Stimme, und ihre emporgerichteten, mit einer glühenden Begeisterung an ihm hängenden Augen begegneten den seinen.

„Eine verpfuschte Existenz läßt sich nun einmal nicht wieder einrenken; ein Schritt, der vorwärts gethan wurde, nich mehr zurückthun," fuhr er hastig fort. „Können Sie sich denken, Fräulein Helene, daß ein Mensch eine Sehnsucht nicht los werden kann, die ihm doch unerfüllbar bleiben wird, daß er immer wieder auf's Neue beklagen und betrauern muß, was ihm doch auf ewig verloren ist? Mit dem dumpf bohrenden Schmerz lebt er so weiter."

Er hatte die letzten Worte nur noch gemurmelt, als denke er laut, als dränge sich ihm in dieser bitteren, trübseligen Laune unwillkürlich auf die Lippen, was er noch keiner Menschenseele bekannt, was er sonst sich kaum selbst eingestehen mochte.

Sie meinte, das Herz müsse ihr stillstehen vor wilder Freude. Sie hörte aus seinen Worten endlich, endlich das ersehnte, erhoffte Bekenntniß: er bereut seine Wahl! Bereut, was er gethan! — Dieser Moment war ihr süße

Genugthung für all' die Schmerzen, die ſie erlitten, die köſtliche Rache an Liſa, die ihr das Liebſte geraubt.

Er bereut, er ſehnt ſich! Nach mir — nach mir!

Wie Jubelklänge brausten ihr die Gedanken durch den Kopf, während ſie leiſe, mit geſenkten Augen ſagte: „Mein armer Freund!"

Sie fühlte, daß ſie nach dieſem Einblick in ſein Herz nun eine kluge Scheu bewahren müſſe, nicht weiter in ihn dringen, nicht Alles verderben dürfe durch ein unrechtes Wort.

Schweigend wendete ſie ſich, als ſei ſie zu erſchüttert, um nur weiter zu ſprechen. Stumm gingen ſie eine Weile am Waldesſaum dahin. In geraumer Entfernung ſtand im Schatten einer großen Linde Helenens Wagen. Aber ſie winkte dem Kutſcher, fortzufahren, und blieb an Oskar's Seite. Ein ſchmaler Wieſenweg führte dem Gute zu.

„Ich bin ſo müde, mein Freund. Wollen Sie mir Ihren Arm geben."

Es war keine Heuchelei. Die Kniee wankten ihr und ein Schwindelgefühl legte ſich ihr zuweilen über die Stirne. Eine große Erregung wirkte wie Gift auf ihr krankes Herz. Aber ſie wollte dieſer Erregung nicht aus dem Wege gehen, wenn ſie gleich wußte, daß ſie Gift für ſie ſei. Nein, auch wenn ſie wüßte, daß ſie ſie tödten müſſe! Sie wollte einmal fiebern vor Glück, einmal leben mit allen Pulſen! Einmal mußte ihrer langen, ſtummen Liebe ihr Recht werden, allen Hinderniſſen, ihrem eigenen kranken Herzen zum Trotz, und wenn ſie's mit dem Leben bezahlen ſoll! —

Liſa ſtand am Fenſter und ſah die Beiden ſchon in weiter Ferne, wie ſie Arm in Arm durch die friſch gemähten Wieſen wandelten, langſam, ſo langſam wie ein Liebespaar.

Sie floh vor dieſem Anblick in die fernſte dunkelſte

Stube. Sie wäre am liebsten fortgelaufen, weit, endlos weit, wo sie das Gefühl der Abhängigkeit von Helene abschütteln durfte, wo sie nicht mehr zu Boden gedrückt wurde von dem Gefühl, daß sie ihre Existenz, ihr Heim dem Mädchen danken mußte, das so offenkundig ihre Liebe zur Schau trug, das so schamlos ihre Rechte mit Füßen trat.

Aber aus dem dunklen Zimmer lief sie doch wieder an das Fenster, um die Beiden zu betrachten, mit jener krankhaften Gier des Eifersüchtigen nach neuen Schmerzen.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage saß Lisa mit dem Kleinen in ihrem Wohnzimmer und zwang sich, mit fleißigem Nähen ihre Gedanken zu betäuben.

Da trat Helene herein. Ihre Augen erschienen noch größer als sonst. Wie Fieberröthe lag es auf ihren Wangen. In jeder ihrer Bewegungen, in ihrer Stimme bekundete sich ihre nervöse Erregung.

„Guten Morgen, Lisa, wie geht es Dir?“ frug sie, beugte sich aber, ohne eine Antwort abzuwarten und ohne die junge Frau anzusehen, zu dem Kinde herab, dem sie eine Düte mit Bonbons entgegenhielt.

„Alfred, mein kleiner Schatz! Komm, greif einmal hier herein!“

Der Kleine that es mit seinen dicken Fingerchen und schob dann den Mund voll, während er Helene sehr vergnügt anlachte. Diese hielt noch die Düte in der Hand, und das Bübchen hängte sich, begehrlich, wie Kinder sind, an sie, ließ sich liebkosen und sagte: „Komm, Du! Ich führ' Dich in den Garten! Da geb' ich Dir auch eine Blume.“

Lisa aber rief mit lodernden Augen: „Du bleibst hier, Alfred, bei der Mama!“

„Laß ihn doch,“ sagte Helene lächelnd und nahm ihn bei der Hand.

Aber die junge Frau hatte ihre Selbſtbeherrſchung verloren. Sie ſtürzte auf den Knaben zu, der nach der Düte ſchielte, nahm ihn auf den Arm und trug ihn aus dem Zimmer. Man hörte ſein lautes, eigenſinniges Weinen und die Bemühungen des Mädchens draußen in der Küche, ihn zu beruhigen.

Liſa war bleich bis in die Lippen und zitterte, als ſie wieder eintrat.

„Warum biſt Du ſo ſtreng gegen das Kind? Warum willſt Du nicht, daß ich mit ihm ſpiele?“ fragte Helene mit beleidigter Miene.

„Du ſollſt ihn nicht auch verlocken mit Deinen Süßigkeiten!“ ſtieß Liſa hervor und ihre Stimme zitterte. „Das Kind wenigſtens ſoll wiſſen, daß es mir gehört, mir allein, hörſt Du!“

Sie ſuchte faſſungslos nach Worten.

„O, Du biſt eiferſüchtig, Liſa,“ ſagte Helene mit einem triumphirenden Blick.

„Ich bin keine kleinliche Frau, die ſo leicht mit ihrem Gatten eifert,“ rief Liſa, ihre Handarbeit mit bebenden Fingern zuſammenfaltend, „aber ich bin nicht blind! Ich durchſchaue Dich, Helene! Ich weiß, warum Du Oskar dieſe Stellung gabſt, warum Du hierherkamſt! Nur um ihn von mir fortzureißen! Nur um in ſeiner Nähe zu ſein. In jedem Wort, das Du zu ihm ſprichſt, drängſt Du ihm Deine Liebe auf.“

„Deine Eiferſucht macht Dich ſehr ungerecht, Liſa,“ entgegnete Helene, jetzt ebenſo erregt als die junge Frau, aber mit Beherrſchung ihrer Worte. „Ich habe Deinem Gatten die Stellung gegeben, um ihn aus dem Elend zu retten. Ich habe ihm Freundlichkeit erwieſen, um ihn aufzurichten. Weil ich an ihm gut zu machen ſuchte, was Du an ihm verbrochen haſt! Ich hätte Dir vielleicht verzeihen können, daß Du mir ihn fortnahmſt, obwohl Du

meine Vertraute gewesen bist, obwohl Du gewußt hast, daß ich ihn liebte mit allen Fibern meiner Seele! Es gibt ja wohl keine Mädchenfreundschaft, die Bestand hätte, wenn ein Mann zwischen die Beiden tritt. Aber das Schlimmere, was Du gethan, das werde ich Dir nie und nimmer vergeben: daß Du ihn unglücklich gemacht, ihm ein Opfer zugemuthet hast, das ihn zu Grunde richten muß. Er war ein so froher, herzerfreuend sonniger Mensch! Du hast Dich an ihn geklammert und ihm Deine Liebe wie einen Hemmschuh in den Weg geworfen, ihm die Zukunft verdorben, die so klar und licht vor ihm lag! Ich hätte ihm mit meiner Neigung das Dasein erleichtert, verschönert. Lieber wäre ich gestorben, als daß ich einen Mann, dem ich gut war, so elend gemacht hätte, wie Du ihn!"

Lisa hatte mit starren Augen, mit zuckenden Lippen diese herben Vorwürfe über sich ergehen lassen, in denen so viel Wahrheit lag, daß sie sie trafen bis in's tiefste Herz, daß sie kein einziges Wort mehr zu sagen wußte zu ihrer Vertheidigung.

„Elend?" wiederholte sie tonlos; und dann blickte sie dem Mädchen mit wahrer Todesangst in den Augen in das Gesicht und faßte ihre Hände: „Elend? Hat er es Dir gesagt? Hat er Dir gesagt, daß er bereue, daß sein Opfer ihm zu groß gewesen ist?"

Ohne Mitleid sah Helene in das schmerzverstörte Gesicht. „Er ist zu stolz, zu ritterlich, um Dich anzuklagen, Lisa! Und dann: glaubst Du denn, ich wüßte nicht zu schweigen über das, was er mir aus tiefster Seele anvertraute!"

Sie wußte es wohl, daß diese Worte eine grausame Bejahung in sich schlossen, daß sie Lisa das Herz zerreißen mußten. Aber sie fühlte sich in ihrem Recht. Die Erinnerung an ihre eigenen wilden Schmerzen, als sie dieses selbe Gesicht einst vor sich sah, glühend in bräutlicher Liebe,

in sieghaftem Besitz; die Erinnerung an ihre jahrelange, nie gestillte Sehnsucht nach dem geliebten Manne erstickte jedes Erbarmen.

Es lag wie ein Lächeln auf ihren blassen Lippen, während Lisa hoffnungslos in's Leere starrte und die Hände ineinander krampfte in stummer Verzweiflung.

„Hat er Dich lieb, Helene? Glaubst Du, daß er jetzt Dich wählen würde, wenn er noch einmal frei wäre?" fragte sie mit müder, verschleierter Stimme.

Helene wendete sich ab.

„Sag' es mir!" klang es noch einmal, rauher.

„Frag' ihn doch selbst, Lisa. Es ist nicht an mir, Dir das zu sagen."

Aber eiskalte, zitternde Hände klammern sich an ihren Arm, und das verzweifelte junge Gesicht, aus dem alles Blut gewichen war, drängt sich heftig, fast drohend an das ihre.

„Sag' mir's! Sag' mir, ob Du es glaubst!" kreischte Lisa wie außer sich.

Da hob Helene das Haupt empor und erwiederte stolz: „Ja, ich glaube es."

Sie empfand keine Reue, als sie nun das Heim verließ, in das sie so bitteres Weh getragen hatte. Ein Glücksfieber rieselte ihr durch die Adern.

Endlich, endlich! Es war ihr, als sei das Ersehnte jetzt erst zur Wahrheit geworden, da sie es ausgesprochen hatte.

— — — — — — — — — — — —

Der Sturm in der Nacht ließ sie nicht schlafen. Aber bei dem Grollen des Donners, bei dem Leuchten der Blitze dachte sie unablässig: „Er wird noch mein! Er muß noch mein werden!" Eine Unruhe, eine Erregung war in ihr, als müsse der kommende Tag eine Lösung, die Wendung ihres Geschickes bringen.

Zu früher Stunde verließ sie ihr Schlafgemach und irrte von einem Zimmer in's andere. Manchmal mußte sie die Augen schließen und sich an eine Stuhllehne klammern, wie Halt suchend; so unheimlich toll pochte ihr das Herz in der Brust.

In starken Dosen nahm sie die Tropfen des vom Arzte verschriebenen Mittels, das ihr stets Linderung verschaffte. Sie wollte ja kräftig und gesund sein, frisch und tapfer, um das Glück zu ertragen, das Glück, das sie schon in der Ferne winken sah, als ahne sie, welche Entschlüsse dort drüben in der Wohnung des Verwalters in einer Frauenseele gereift waren. —

Es war Mittag geworden, als ihr ein Kind einen verschlossenen Zettel brachte, auf dem nur die wenigen Worte standen:

„Ich will ihn an seinem Glück nicht hindern, wenn Du es ihm bist! Ich will mich nicht fortwünschen lassen, wie eine Lästiggewordene. Lieber räume ich selbst den Platz. Lisa."

Helene hatte kaum Zeit, das Blatt in der Tasche zu verbergen, als ein hastiger Schritt die Treppe emporstürmte und nach einem lauten Klopfen Oskar eintrat. Seine Augen irrten durch das Zimmer; er schien so rasch gelaufen zu sein, daß er heftig athmen mußte.

„Verzeihung, mein Fräulein. Meine Frau — sie ist doch bei Ihnen mit dem Kleinen?"

Helene war selbst so erregt von der Nachricht dieser Flucht, die sie geahnt, gewünscht, gehofft, daß sie nur ein verwirrtes: „Nein! Ihre Frau war nicht bei mir," zu stammeln vermochte.

„Aber — wo ist sie denn, und was ist geschehen? Als ich eben heimkam, fand ich die Kasten sorgfältig verschlossen, Alles zusammengeräumt wie vor einer Abreise, und das Mädchen theilte mir mit, meine Frau habe ihr gesagt, daß

sie nicht zu Tisch kommen würde. Ich suchte in der Wohnung nach einem Brief, nach einem Bescheid, fand aber nichts. Und wenn auch Sie mir keinen Aufschluß geben können, so weiß ich wirklich nicht, was ich von dieser Abreise denken soll."

Helene hatte sich zu fassen gesucht. Ihr Ton war sanft und weich, als sollte jedes Wort den erregten Mann berühren wie eine Liebkosung.

„Ich bin selbst noch tief bestürzt, mein Freund, ich bin selbst noch im Unklaren über die wunderbare Nachricht, die mir Lisa eben zukommen ließ. Gerade in diesem Augenblicke brachte man mir einen Zettel von ihr."

„Und was schreibt sie Ihnen?" frug er hastig.

„Sie fühle, daß sie ihren Gatten unglücklich gemacht habe, und deshalb wolle sie ihn verlassen und ihm seine Freiheit zurückgeben."

„Aber das ist ja Wahnsinn!" fuhr er auf und eilte mit heftigen Schritten im Zimmer hin und her.

„Sie haben Lisa über Ihren Gemüthszustand nicht zu täuschen vermocht, mein Freund," sagte Helene, mit leidenschaftlich forschenden Augen jeder seiner Bewegungen folgend. „Sie mußte fühlen, daß Sie ihr ein Opfer gebracht haben, das über Ihre Kräfte ging, und ich kann begreifen, daß eine Frau, wenn sie zu dieser Ueberzeugung gekommen ist, leichter die Trennung ertragen kann, als diesen quälenden Vorwurf, den jede finstere Miene, den jeder Seufzer, den jedes unzufriedene Wort ihr täglich erneuen muß."

„Aber das ist ja Wahnsinn!" wiederholte er. „Als ob man die Freiheit so leicht zurückgeben könnte! Als ob Menschen, die einmal zusammengehören, so leicht auseinander zu reißen wären! Als ob Pflichten sich einfach abschütteln ließen!"

„Ich meine," begann Helene leise, mit einem Zittern und Zagen in der Stimme, „ich meine, der Mensch hat

nicht blos Pflichten gegen andere, auch gegen sich selbst. Sie haben zu viel sich selbst vergessen, als Sie für Lisa Ihren Beruf, Ihre ganze Existenz aufopferten. Sie haben es mir ja selbst gestanden, mein Freund, daß Sie einen dumpfen Schmerz nicht los werden! Sie kranken an den Verhältnissen, in die Sie sich begeben haben — an ihrer Ehe! Und da Lisa dies empfunden hat, da sie selbst den Schritt zu einer Lösung thut, so haben Sie auch ein Recht, der harten Wahrheit in's Gesicht zu sehen, daß Sie nur gesunden können, wenn Sie sich trennen —"

„Mein Fräulein," unterbrach er sie ernst, „Sie unterschätzen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das zwischen zwei Menschen emporwächst, die sich gut sind und einmal Jahre miteinander in engster Gemeinschaft gelebt haben. Es ist nicht blos kühle, nüchterne Pflicht, was sie beisammen hält; nein, da drinnen, tief im Herzen, liegt der Zwang, die Nothwendigkeit, der lebenswarme Halt."

Er sah es nicht, wie krampfhaft Helene die Zähne aufeinander biß, er sah nicht den wilden, fassungslosen Schrecken in ihren Augen, und mit dem rückhaltlosen Vertrauen, das er zu ihr empfand, fuhr er mit wachsender Wärme in seinem Selbstbekenntniß fort: „Ich gestehe ja, ich war unzufrieden, ich war übellaunig; ich habe auch Lisa nicht immer ein freundliches Gesicht gezeigt. Seit ich den bunten Rock ausgezogen habe, komme ich mir vor wie aus dem Geleise geworfen. Ich bin nirgends mehr so recht an meinem Platz. Man läßt mich das fühlen — nicht Sie, mein Fräulein, aber die Anderen. Und doch, als ich heute heimkam und das Haus leer fand, als ich vergebens nach Lisa suchte, da war mir, als seien das Alles nur kleine Verdrießlichkeiten, kleine Aergernisse gewesen im Vergleich zu dem Schmerz, sie zu missen. Lisa, mein Kind, mein Heim — das gehört nun einmal zu den Grundbedingungen meines Lebens, wie die Luft,

wie das Licht! Man kann Luft und Licht in Fülle haben und doch zuweilen unzufrieden sein. Aber in dem Moment, wo diese Hauptbedingungen des Daseins uns genommen werden, da schreit man verzweifelt: Laßt mich sehen! Laßt mich athmen! Was kümmert mich alles Andere! — Ja, wirklich! Was kümmert mich alles Andere, wenn ich sie nur wieder habe! Geben Sie mir den Brief, ich beschwöre Sie, damit ich sehe, wohin sie sich vor mir flüchten wollte, die Thörin! Als ob ich sie nicht rasch finden und zurückholen würde."

Helene hatte die Hand auf die Tischplatte gestützt und suchte zu lächeln. Jedes seiner Worte traf sie wie ein grausamer Dolchstich. Sie meinte, sie müsse aufschreien, ihm Einhalt gebieten, ihm händeringend gestehen, daß sie es nicht hören könne, nicht hören wolle, dieses hohe Lied seiner Gattenliebe, daß er sie tödte, wenn er weiter spreche. Aber ihr Mädchenstolz gab ihr dennoch die Kraft, zu schweigen, zu dulden, bis zuletzt, bis zu der Frage nach diesem Brief, den er doch nicht sehen durfte, den sie ihm doch nicht zeigen konnte.

„Wozu den Brief? Ich sagte Ihnen ja, was er enthält. Wohin Lisa ging, ich weiß es nicht —"

Er hätte an ihrem Ton, an ihren verfallenen Zügen, an ihrer Erschütterung erkennen müssen, daß sie eben eine furchtbare Enttäuschung erlitten hatte, daß sie sich von ihm verschmäht fühlte zum zweiten Male. Aber draußen auf der Treppe war es laut geworden; erregte Stimmen riefen nach dem Verwalter, und in der fieberhaften Unruhe, die in ihm war, stürzte er hinaus, von Schrecken erfaßt, man könnte ihm eine schlimme Nachricht bringen von Lisa.

Doch nein! Die Leute wollten nur seinen Rath, seinen Beistand. Der Bach war heftig angeschwollen durch den nächtlichen Gewitterregen; man mußte Vorkehrungen treffen

gegen eine Ueberschwemmung der Ufer. Oskar durfte nicht an seine eigenen Angelegenheiten denken in einer solchen Stunde. Er mußte fort. Er verabschiedete sich eilig von Helene.

Mit einem nervösen Auflachen, das in einem krampfhaften Schluchzen endete, hörte sie ihn die Treppe hinabspringen, im Hof seine Befehle geben. Sie hätte in den Boden sinken mögen vor Scham über sich selber; Scham über diese Neigung, die sie ihm zum zweiten Male vor die Füße geworfen hatte, ohne daß er sich darnach bücken mochte; vor Erbitterung über das furchtbare Mißverständniß, das ihr so unselige Hoffnungen erweckte. Nach seinem bunten Rocke sehnte er sich! Und sie! Sie hatte aus seinen Worten herausgehört, was ihr eigenes Herz wünschte und zu hören begehrte.

Eine Weile lag sie wie gebrochen, mit den Händen vor dem Gesicht; dann aber sprang sie plötzlich auf, schüttelte das Haupt wie in Abwehr eines unerträglichen Gedankens und schrie wie wahnsinnig auf: „Nein, nein! Nur das nicht! Nur das nicht!"

Aber das Entsetzliche stand fast unabwendbar vor ihr: Lisa würde ihrem Gatten erklären, warum sie von ihm ging; mit welcher Siegesgewißheit Helene ihr gesagt, daß er seine Wahl bereue und sich nach der reichen Nebenbuhlerin sehne.

„Er darf es nicht hören! Er soll es nicht erfahren! Nie, nie! Sie sollen nicht lachen und höhnen über mich!"

Alle Schmerzen, die sie in dieser Stunde erduldet, erschienen ihr gering neben der Schmach, die ihr bevorstand, wenn die beiden Gatten sich wiederfanden, und Lisa die Lippen öffnete zur Anklage wider sie.

Rathlos, händeringend zermarterte sie sich das Gehirn nach einem Ausweg. Und dann mit einem Male ein rascher, unabänderlicher Entschluß! Sie mußte Lisa zu

erreichen ſuchen vor ihm! Sie mußte ſie anflehen um ihr Schweigen! Es war das Einzige, was ſie retten konnte vor ſeinen Augen, wenn ſie ihm ſelber die Seinen zurückbrachte.

Sie klingelte. Irgend Jemand im Hauſe mußte geſehen haben, wann Liſa ſich entfernte.

Das Stubenmädchen wußte auch in der That Beſcheid. Sie ſelbſt hatte die Frau Hammer in den Poſtwagen ſteigen ſehen, mit dem Kleinen auf dem Arm.

„Man ſoll raſch anſpannen," befahl Helene.

Das Mädchen wollte ſich entfernen.

„Wann geht der Poſtwagen hier ab? Zu welcher Stunde?" rief ihr Helene nach.

„Nach Zehn, gnädiges Fräulein."

Das Gehirn arbeitet ſo raſch in erregten Momenten. In einer Sekunde hatte Helene überlegt, daß ſie bei dieſem weiten Vorſprung trotz ihrer raſchen Pferde den Wagen nicht mehr zu überholen vermochte, wie langſam er auch fahren mochte. Aber die Straße machte einen weiten Bogen. Wenn man den Weg zur Linken, über die Felder nahm, gelangte man in kaum der Hälfte Zeit zur Bahn. Liſa würde zweifelsohne der Bahn zuſtreben, ſich der Stadt zuwenden.

Mit fieberhaften Händen blätterte Helene im Kursbuch. Der Zug nach der Stadt fuhr erſt nach drei Uhr. Es würde möglich ſein, die Station vorher zu erreichen. Aber Eile that Noth — raſende Eile.

„Nicht den Wagen! Mein Pferd! Ich reite! Anton ſoll ſich bereit halten; aber raſch!" rief ſie dem Mädchen zu, das ſie erſchrocken anblickte.

„Aber, gnädiges Fräulein, das Reiten ſtrengt Sie immer ſo ſehr an, und der Herr Doktor hat ausdrücklich geſagt —" wagte ſie ſchüchtern zu bemerken.

Aber ſie vollendete den Satz nicht. Es lag etwas Un-

heimliches, wie eine verhaltene Wildheit in dem Antlitz ihrer Herrin, die ihr ungeduldig befahl, zu gehorchen.

In Haſt kleidete Helene ſich um und ſtand wenige Minuten ſpäter in dem langen Tuchgewand, mit einem Herrenhütchen auf dem Kopf im Hof, ſich verzehrend vor Unruhe, bis die Vorbereitungen beendet waren.

„Die Wege über die Felder ſind grundlos vom Regen," erklärte der ſie begleitende Reitknecht. Aber ſie hörte nicht auf die Einwendung.

Durch Wieſen, durch einſames Land ſprengte ſie dahin. Je raſcher ihr die feuchte Luft um Wangen und Schläfen wehte, deſto beſſer; die heftige Bewegung betäubte ihre Gedanken. Manchmal ſpritzte das Waſſer einer Pfütze hoch herauf an ihr Kleid; die Bäume am Wege ſchüttelten im Wind die ſchweren Tropfen aus ihren Zweigen, auf ihr Haupt, ihre Schultern. Sie achtete nicht darauf. Sie hatte nur ein dumpfes Gefühl des Elends in der Bruſt, nur einen Gedanken im Kopf, der alle anderen niederhielt: daß ſie ihr Ziel, die Station, vor Liſa erreichen müſſe.

Einmal, als ſie durch ein Dorf ritten, überkam ſie plötzlich eine ſolche Müdigkeit, als müſſe ſie vom Pferd ſinken. Sie ließ ſich von ihrem Diener aus einem Gaſthaus am Wege ein Glas Wein holen und trank es auf einen Zug aus. Und wilder, toller, als müſſe ſie die kleine Verſäumniß einholen, ging darauf der Ritt weiter.

Die Leute, die an ihr vorüber kamen, blieben ſtehen und ſtarrten verblüfft der dahinraſenden dunklen Geſtalt nach, mit dem farbloſen weißen Geſicht, aus dem nur die Augen herausglühten, wie ein einziger brennender Gedanke, ein einziges leidenſchaftliches Begehren.

In der Ferne über den Feldern ſah man ſchon in gerader Linie die Telegraphenſtangen, die rothen Häuſer der Bahngebäude.

Ein Zug pfiff. Eine Rauchwolke flatterte über das

grüne Wieſenland hin: Und als wäre das Grauen hinter ihr, ſo unſinnig ſtürmte Helene nun auf ihr Ziel zu, daß der Reitknecht Mühe hatte, ihr zu folgen.

Der Poſtwagen war eben an der Station angelangt; man ſah die Inſaſſen dem gelben Gefährt entſteigen, als die Beiden in die Chauſſee einbogen. Helene vermochte nicht zu ſprechen. Sie wendete ſich um zu dem Diener und bedeutete ihn mit einer Geberde, daß er ihr voranreiten ſolle. Sie konnte nicht mehr.

Liſa hatte gerade den engen Wagen verlaſſen und nahm, mit dem Kinde an der Hand, mit müden, traurigen Augen ihr Gepäck in Empfang, als der Reitknecht, erhitzt, athemlos, neben ihr vom Pferd ſprang und ihr zurief, ſie möchte nur einen Augenblick warten; das gnädige Fräulein folge ihm auf dem Fuße.

Liſa blickte überraſcht, verſtändnißlos in der Richtung, nach welcher ſeine Hand deutete, und ſah Helene herankommen, langſam nun, die Zügel nur noch in matten Händen haltend. Und das Mädchen, das geſtern ſo grauſam vor ihr geſtanden hatte, nickte ihr zu, nickte mit geiſterhaftem Geſicht, aus dem jeder Blutstropfen gewichen ſchien, grüßte mit ihren großen, weitgeöffneten, glanzloſen Augen.

Liſa eilte, ſo raſch der Kleine neben ihr hertrippeln konnte, auf Helene zu, die der Diener vom Pferd hob. Helene wankte ihr ein paar Schritte entgegen und ſank ihr in die Arme.

„Ich komme, Dich zu holen!“ ſtieß ſie hervor, zu einem Lächeln ſich mühend, mit einer kraftloſen, klangloſen Stimme. „Zu ihm zurück! Er will Dich, nur Dich! Es war ein Irrthum von mir — und Liſa, Du mußt mir —“

Sie ſtockt, kämpft umſonſt um einen Ton; eine namenloſe Angſt ſcheint ſie zu beklemmen. Mit einer wilden Geberde, nach Athem ringend, preßt ſie die Hände auf das Herz.

Die Augen wenden sich in der Runde umher, mit jenem weitschauenden Blick der Sterbenden, und haften dann auf Lisa mit einem rührenden, angstvollen Flehen. Mühevoll, mit einer letzten, dem Tode abgerungenen Bewegung, hebt sie die Hand empor und drückt den Finger auf den erblaßten Mund.

Ein letztes Zucken, ein Hin- und Herirren der Pupille in dem verglasten Weiß, ein röchelnder Laut — und das kranke Herz hat aufgehört zu schlagen.

---

Fast zwei Jahre sind seitdem vergangen.

Es ist Frühling; auch über den Stadtstraßen, auch über den hohen Häusern, auch über den Anlagen mit ihren geradlinigen Kieswegen liegt ein wundersamer Duft; Alles flimmert und funkelt im Goldlicht.

Am Fenster eines ersten Stockwerkes steht eine junge Frau mit einem Knaben auf dem Arm, und schaut erwartungsvoll in den Sonnenglanz hinaus. Vor ihr, auf dem weiten Platz, auf welchem die Kastanienbäume der Alleen in ihrer Blüthenfülle sich wie rothe und weiße Riesensträuße wiegen, entfaltet sich ein buntfarbiges, militärisches Treiben. Mit klingendem Spiel ziehen die verschiedenen Truppen von dem Marsfelde, auf welchem eine große Parade stattgefunden hat, zurück in die Stadt. Der Kleine zappelt vor Vergnügen über die vielen Uniformen und Pferde und Fahnen, die er vorüberziehen sieht, und auch die Wangen der hübschen Mutter brennen in freudiger Erregung.

Aber ihre Augen sind ernst und schauen wie verträumt in die Ferne.

Es zieht ihr so viel durch den Sinn in dieser Stunde, die einen Wendepunkt in ihrem Schicksal bedeutet. Die Tage draußen auf dem Gute mit ihren Eifersuchtsqualen, mit all' dem Groll gegen Helene, der sich dann mit einem

Male in tiefſtes Mitleid gewandelt hatte. Immer, wenn ſie der Baſe gedenkt, die in ihren Armen geſtorben, füllen ſich ihre Augen mit Thränen. Sie hat die letzte Bitte der Dahingeſchiedenen erfüllt: ihr Gatte weiß wohl, daß Helene ihm Frau und Kind hatte zurückholen wollen; er ahnt aber nicht, daß ſie es geweſen, die Liſa zur Flucht getrieben hatte. Der Todesritt des Mädchens iſt ihm nur eine That der Großmuth und der Freundſchaftsbegeiſterung, nicht der Reue und Sühne. Wie verklärt iſt ihm die Geſtalt der Todten, wie eine Verkörperung der ſelbſtloſeſten Zuneigung, die je ein Mann von einem Weibe erfahren, und Liſa gönnt der Todten dieſes ideale Fortleben in ſeinen Gedanken und hütet ſich, ihm das Bild zu zerſtören. Sie ſelbſt durchſchauert ſtets wehmüthige Ergriffenheit bei der Erinnerung an den kleinen Dorfkirchhof in der Nähe des Kray'ſchen Gutes, wo Helene beſtattet ward, und an jene große, glückloſe, bis über den Tod hinausgehende Neigung, die da begraben liegt.

Sie waren, als Verwandte des alleinſtehenden Mädchens, Beide bei der Teſtamentseröffnung zugegen geweſen und hatten ſich mit ſtarren, erſchrockenen Augen angeblickt, als ſie vernahmen, daß Helene ihren „Vetter und Freund", wie ſie Oskar nannte, zum Univerſalerben ihres Barvermögens eingeſetzt hatte. Und der Notar erklärte, dieſe letztwillige Verfügung ſei ſchon vor ein paar Jahren getroffen worden, da das Fräulein ſtets an ihren frühen Tod geglaubt habe.

Das Gut, der Grundbeſitz, der in der Familie Kray zu bleiben hatte, war an eine Seitenlinie gefallen.

Oskar und Liſa waren in die Stadt gezogen, in das Haus, das zu ihrem Erbe gehörte, in die Wohnung Helenens, in der jeder Raum durchweht war von der Erinnerung an die Todte. Ernſter, wärmer und tiefer denn je, hatten ſie ſich aneinander angeſchloſſen.

Auch an jenen Augenblick mußte Lisa denken, da sie zum ersten Male dem Vater ihres Gatten gegenüber gestanden hatte mit dem bitteren Bewußtsein, daß sie die Schuld trage an der tiefen Entfremdung der beiden Männer.

Für Oberst Hammer, der mit Leib und Seele Soldat war, hatte der Sohn, der freiwillig seinen Abschied genommen, aufgehört zu existiren. Er war für ihn verloren, so gut wie todt gewesen.

Aber ein Wechsel in der Regierung hatte dem Obersten die Ernennung zum Adjutanten des regierenden Fürsten, und daher die Berufung in die Residenz gebracht. Nun, da Vater und Sohn in einer Stadt zusammenlebten, war eine Begegnung nicht zu vermeiden gewesen; dem Obersten konnte auch nicht verschwiegen bleiben, daß Oskar's Verhältnisse sich gänzlich umgestaltet hatten.

Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, ihn versöhnlicher zu stimmen; vielleicht regte sich bei dem Anblick der lange nicht mehr gesehenen jugendlichen Züge, die den seinen glichen, denn doch das Vatergefühl in ihm. Er ließ sich zu einem Besuch bei dem jungen Paar herbei, und sein kleiner Enkel bezwang ihm mit seinem Kinderlachen vollends das Herz.

An seinem sechzigsten Geburtstage, an welchem ihn der Regent durch besondere Huld auszeichnete, fand er Gelegenheit, von seinem Sohne zu sprechen, und er erbat sich die Reaktivirung des verabschiedeten Lieutenants als eine Gnade seines Fürsten. —

Mit klopfendem Herzen sah Lisa auf die flatternden Helmbüsche, auf die blitzenden Uniformen, das Rasseln der Geschütze, das Schmettern der Musik klang ihr wie ein Triumphgesang, wie eine Befreiungshymne.

Endlich, endlich war sie erlöst von dem Gedanken, der ihr selbst in der Zeit ihres jungen Glückes zuweilen wie ein böser Stich durch's Herz fuhr, der mit wachsender

Gewalt von ihr Besitz ergriff, bis er schließlich ihr ganzes Leben verdüstert hatte, von dem Gedanken, daß sie den geliebten Mann aus seiner Laufbahn gerissen, ihm seine Zukunft verdorben habe.

Er gehörte wieder der Welt an, in der er sich wohl fühlte; und eine Dankbarkeit zitterte durch ihr Herz, wie sie nur ein Menschenkind empfinden kann, das sterbenstraurig gewesen ist, wie sie.

„Papa! Papa!" jubelte das Bübchen und klatschte in die kleinen, runden Hände.

Und richtig! da drunten ritt er an der Spitze seiner Batterie wie einst; jung und schlank mit froh erhobenem Haupt.

Nun schaut er empor zu dem Fenster, zu den Seinen, und senkt grüßend den Degen. Zwei Augenpaare begegnen sich eine Sekunde lang mit einem tiefen, unvergeßlichen Blick, und über Uniformen und Geschützen und Fahnen und Pferden, über dem nüchternen militärischen Treiben schwebt, nur für zwei Menschen sichtbar, groß und feierlich, in rührendem, ergreifendem Ernst, die Göttergestalt des Glücks.

# Am Nordseestrand.

Bilder aus Ostfriesland. Von Justus Brandt.

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Emden! — Alles aussteigen!“ rufen die Schaffner, welche die Wagenthüren des Zuges öffnen. Unsere ziemlich ermüdende Eisenbahnfahrt über Rheine, Lingen, Meppen, Papenburg, Leer hat in der See- und Handelsstadt Emden, der bedeutendsten Stadt Ostfrieslands, ihr vorläufiges Endziel gefunden.

Ostfriesland, das ehemals ein Fürstenthum im westfälischen Kreis des deutschen Reiches, dann hannöverisch war und jetzt mit dem Hardingerland den preußischen Regierungsbezirk Aurich bildet, stellt die nordwestlichste Ecke Deutschlands dar.

Die „Braut des Meeres“, die zweimal täglich von ihrem Bräutigam, dem Meere, innig umarmt und geküßt wird, hat man Ostfriesland genannt, aber leider ist diese Liebkosung oft genug eine gar zu stürmische, verderbenbringende gewesen. Das bezeugt die heutige Gestalt seiner Küste, in die an mehreren Stellen die Nordsee tief eingedrungen ist und Busen von beträchtlichem Umfange gebildet hat. Wohl haben die tapferen Friesensöhne, die das Land seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. innehaben, im Laufe der Zeiten einen „goldenen Reif“, die festen Deiche, als Schutzwehr

gegen die Gewalt der Fluthen um ihre Küste gelegt, allein es bedarf noch immer steter Kampfbereitschaft, um sich des Feindes zu erwehren.

Auch das Jadegebiet im Oldenburgischen gehört noch zu Ostfriesland; das eigentliche Hauptland jedoch hat im Süden und Osten als Grenzen die Landdrostei Osnabrück und das Großherzogthum Oldenburg; als Wassergrenzen im Westen den Dollart, die Emsmündung und die Nordsee, und im Norden letztere ausschließlich.

Der einzige größere Fluß, den das Land aufzuweisen hat, ist die Ems, der kürzeste unserer deutschen Nordseeflüsse. Er entspringt am Südwestabhang des Teutoburger Waldes, fließt erst in nordwestlicher Richtung, um sich zwischen Rheine und Lingen nach Norden zu wenden. Sehr gekrümmten Laufes nimmt die Ems hierauf ihren Weg zwischen dem Bourtanger Moor und dem Saterland, von Osten her bei Emden in den Dollart mündend. Ihr Gebiet ist besonders reich an Mooren, deren Kultivirung durch Anlage von Kanälen in neuerer Zeit mit aller Energie angestrebt wird. Von diesen Kanälen sind die von Papenburg, der Treckschuitenkanal und der Südnordkanal die wichtigsten, während der Ems-Jadekanal noch im Bau begriffen ist.

Auf dem Emdener Rathhause kann man zwei alte Ansichten der Stadt aus dem 16. Jahrhundert sehen, auf denen die Ems unmittelbar an den Mauern von Emden vorbeiströmt, während es heute fast eine Meile weit vom Flusse entfernt liegt. Schon seit dem Einbruch des Dollart im 13. Jahrhundert theilte sich der Fluß in zwei Arme, von denen der eine nach wie vor an Emden vorüberfloß, während der andere durch die Nordspitze des Reiderlandes brach, von dem er Nesserland als eine Insel abtrennte. Als nun jener ältere Arm zu verschlammen begann, boten die Emdener Alles auf, die Ems wieder in das alte Bett zurückzuzwängen.

Man schlug 1583 quer durch den neuen Arm einen riesigen Pfahldamm, der auch wohl seinen Zweck erfüllt haben würde, wenn in den unglücklichen Kämpfen der Stadt gegen die Landesfürsten das mit so großen Kosten vollendete Werk nicht vernachlässigt worden wäre, so daß es 1652 von den Wellen verschlungen wurde. Seitdem zog sich der Fluß mehr und mehr von Emden weg, und mit ihm schwand auch die bisherige Blüthe und der Reichthum der Stadt.

Landungsplatz in Emden.

Der letzte Rest des alten Emdener Fahrwassers mußte schon 1768 durch ein anderes ersetzt werden, das weiter östlich dem neuen Flußbette zulief. Als auch dieses mehr und mehr versandete, wurde in den Jahren 1845 bis 1848 ein Kanal gegraben, der jetzt die Stadt wenigstens indirekt mit dem Flusse verbindet und an seinem Ende eine Schleuse mit doppeltem Durchlauf hat.

Bis in den doppelten Binnenhafen der Stadt, den Rathsdelft und den Falderndelft, und zu dem Landungs-

platze können nur Schiffe bis zu 4 Meter Tiefgang mit voller Beladung gelangen, während größere einen Theil ihrer Ladung draußen auf der Rhede, bei der 7 Kilometer entfernten Knock, einer Landspitze in der Ems, einnehmen oder löschen müssen. Es ist jedoch eine erhebliche Vertiefung der Häfen in Angriff genommen. Auf der südwestlichen Seite des Hafens liegt ein geräumiges Dock, zu dem die erforderlichen Niederlagen gehören und das in unmittelbarster Verbindung mit dem Bahnhofe steht.

Die über 14,000 Einwohner zählende Stadt selbst hat mit den sie durchziehenden Kanälen, den sauberen Straßen und den zahlreichen alterthümlichen Häusern mit Giebelfronten schon ganz einen holländischen Charakter und bietet manche Sehenswürdigkeiten. Aus alter Zeit ist noch theilweise der Wall mit sechs Bastionen erhalten, der in eine hübsche Promenade umgewandelt ist. Emden hat vier Thore und sechs Stadttheile: die am höchsten gelegene Altstadt, dann: Nord-, Süd- und Mittelfaldern und die tiefer liegende Boltenthors- und Neuthorsvorstadt. In die schiffbaren Kanäle, welche es durchziehen und über die nicht weniger als dreißig Brücken führen, ergießen sich durch sogenannte Siele (Durchlässe) verschiedene Tiefe, das heißt Binnengewässer, welche den Verkehr der Stadt mit dem Innern des Landes vermitteln und den doppelten Binnenhafen bilden.

Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt steht obenan das aus der Zeit ihrer höchsten Blüthe stammende herrliche, 1574 bis 1576 von Meister Marten Arens aus Delft in reichem Renaissancestyl erbaute Rathhaus am Rathsdelft. Der nach dem Muster des Antwerpener Rathhauses entworfene Vordergiebel mit dem mächtigen Welmdach, dem stattlichen Thurm, von dessen oberster Gallerie man eine weite Umschau hat, und den zahlreichen Verzierungen ist aus Bentheimer Sandstein erbaut. Im Innern ist bemerkenswerth der große Saal, der kostbare Silberschatz der

Stadt und die überaus reichhaltige Rüstkammer, eine namentlich an prächtigen Rüstungen und an schönen Feuerwaffen aus dem dreißigjährigen Kriege reiche Waffensammlung, die leider in durchaus ungenügender Weise oben auf dem Speicher unter dem Dache untergebracht ist. Ferner sei besonders auf das naturhistorische Museum mit seiner großartigen Bernsteinsammlung und auf das Museum der Gesellschaft für Kunst und vaterländische Alterthümer mit

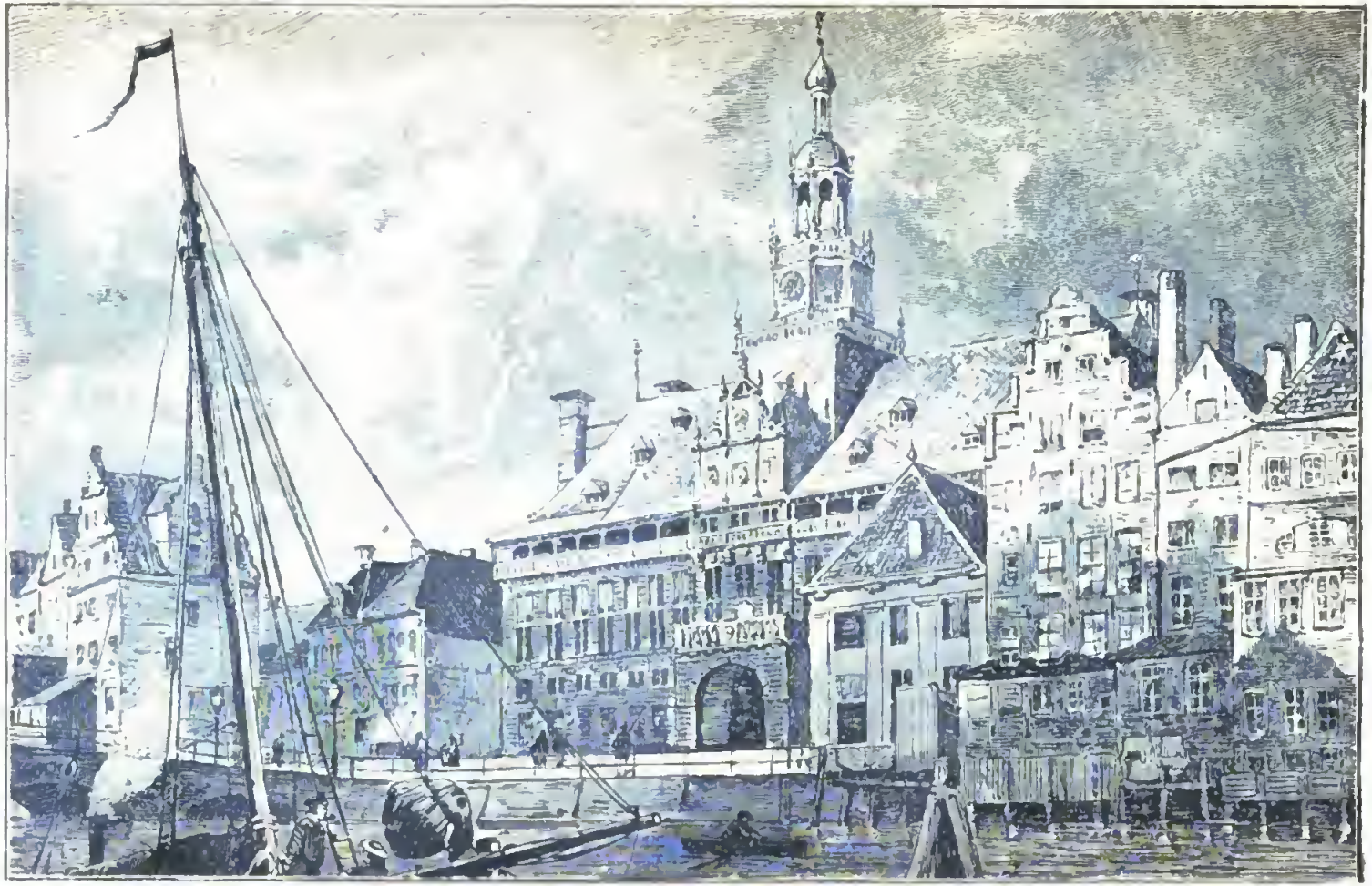
Kettenbrücke in Emden.

seinen Gemälden niederländischer Meister, seinen friesischen Alterthümern, Münzen u. s. w. hingewiesen. Unter den Kirchen sind bemerkenswerth die Neue Kirche in Nordfaldern (1643—1647 errichtet), deren Thurm mit der deutschen Kaiserkrone bedeckt ist, und die gothische, von 1455 an erbaute Große Kirche in der Altstadt mit einem Marmordenkmal des ostfriesischen Landesherrn Grafen Enno II. aus dem Hause Cirksena.

Edzard Cirksena, Herr von Gretsyl, war der mächtigste unter den im Laufe des 13. Jahrhunderts in Ostfriesland

emporgekommenen Häuptlingen; sein Bruder, Graf Ulrich, wurde 1454 in den Reichsgrafenstand erhoben, erkor Emden zu seiner Residenz und erkaufte von den Hamburgern, die 1402 die Stadt in Besitz genommen hatten, das Erbrecht auf dieselbe. Der hervorragendste ostfriesische Regent war Graf Edzard I. (1491—1528). Die Verbindung der Cirksenas mit dem deutschen Reiche verschaffte der Stadt 1494 vom Kaiser Maximilian ein einträgliches Stapelrecht, zur höchsten Blüthe gelangte sie aber erst, als infolge der niederländischen Revolution zahlreiche Einwanderungen von dort erfolgten. Die Gilden und Zünfte gediehen allmälig zu solcher Macht, daß sie sich dann sogar gegen die Grafen mit Erfolg aufzulehnen und sich eine entsprechende Mitwirkung am Stadtregimente zu sichern vermochten. 1595 ward Emden freie Reichsstadt, bis es nach dem Erlöschen der männlichen Linie des Cirksena'schen Regentenstammes mit dem Grafen Karl Edzard im Jahre 1744 mit ganz Ostfriesland an Preußen kam. 1810 wurde es Hauptort des französischen Departements Ost-Ems, fiel 1814 abermals an Preußen und 1815 an Hannover, unter dessen Herrschaft sehr wenig für die Stadt geschah, so daß sie stetig zurückging. Erst in neuerer Zeit hebt sich Handel und Verkehr wieder in erfreulicher Weise, wofür unter Anderem auch die Gründung der „Emder Heringsfischerei-Aktiengesellschaft" spricht, und noch besseres Gedeihen steht der Stadt voraussichtlich mit der Fertigstellung des Rhein-Emskanals bevor. Der aus dem Innern Deutschlands kommende Fremde wird es nicht bereuen, der an geschichtlichen Erinnerungen und eigenartigen Straßen- und Hafenbildern so reichen Stadt einen Tag zu schenken, bevor er seine Fahrt fortsetzt.

Das Ziel fast aller Touristen, die während der Badesaison in Emden anlangen, bildet ja jene Reihe von sandigen Inseln, welche für die Weiden und Marschen des



Das Rathhaus zu Emden.

dahinter liegenden oſtfrieſiſchen Feſtlandes eine ſtarke Schutzwehr gegen den Zorn des Meeres bilden, und die ſich alle eines beſonderen Rufes als Seebäder erfreuen.

Sie alle ſind Fetzen Landes, welche das Waſſer einſt von der Küſte abgeriſſen hat. Es ſteht feſt, daß das Gebiet der nordweſtdeutſchen Ebene ehedem bei Weitem umfangreicher geweſen iſt, und daß die Reihe der frieſiſchen Inſeln, die ſich heute von Fanö im Norden über Sylt, Helgoland, Wangeroog und Borkum bis nach Texel der Küſte vorlagern, früher zum Feſtlande gehörten. Damals trennte noch kein Kanal die Küſten von Frankreich und England, und die Nordſee bildete einen geſchloſſenen Buſen, der nur an der Spitze von Schottland mit dem Ocean in Verbindung ſtand. Mit dem Durchbruch der Straße von Calais aber drangen von Weſten her die Meeresſtrömungen in die Nordſee, und ſeitdem führen Meer und Land einen wechſelvollen Kampf miteinander, in dem aber das Meer immer mehr Raum gewinnt.

Als das Becken der Nordſee durch das erwähnte Naturereigniß vergrößert und vertieft wurde, vermochte die ununterbrochene Dünenreihe, welche bis dahin längs der frieſiſchen Küſte den natürlichen Wall des Feſtlandes gebildet hatte, der Waſſermaſſe nicht länger zu widerſtehen. Sie wurde durchbrochen, das Hinterland überſchwemmt, und der zerriſſene Küſtenrand verwandelte ſich in eine Inſelreihe, deren ehemaligen Zuſammenhang mit dem Feſtlande das Watt zwiſchen letzterem und den verſchiedenen Eilanden klar beweiſt.

Die gleich einem Kranze das Feſtland umlagernden oſtfrieſiſchen Inſeln ſind als Fortſetzung der holländiſchen oder weſtfrieſiſchen Inſelreihe anzuſehen. In der Richtung von Weſten nach Oſten, zwiſchen der holländiſchen Inſel Rottum und der oldenburgiſchen Inſel Wangeroog (Oog bedeutet: Auge, d. i. Inſel) gibt es ihrer ſechs auf einer Länge von

75 Kilometern und mit einem Flächenraum von 0,76 Quadratmeilen. Sie heißen der Reihe nach: Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeroog und Spiekeroog.

Am stärksten besucht werden die Inseln Norderney und Borkum. Norderney ist mit seinen etwa 15,000 jährlichen Badegästen sogar das besuchteste deutsche Seebad überhaupt; auch gilt es unter den ostfriesischen Seebädern für das „fashionabelste", da seine Bauten, Bade- und Kureinrichtungen weitaus die stattlichsten sind. Borkum aber, die westlichste und größte dieser Inseln, bemüht sich neuerdings mit immer steigendem Erfolge, der bisher bevorzugten Schwester nachzukommen, wobei ihm wesentlich zu statten kommt, daß es auch am weitesten meerwärts liegt, weshalb Wogenschlag und Luftströmung dort schöner und erfrischender sind, als auf den übrigen ostfriesischen Eilanden.

An Bord des „Kronprinz".

Wir fordern daher die Leser auf, uns im Geiste auf einem Ausfluge von Emden nach Borkum zu begleiten, wohin täglich ein Dampfer die Reisenden in 3 bis 3½ Stunden befördert; außerdem geht noch ein- bis zweimal

wöchentlich auch ein Fährschiff, das aber 4 bis 6 Stunden braucht.

Wir gehen in Emden an Bord des „Kronprinz" und fahren zunächst den Kanal entlang, der eine Länge von 4,52 Kilometer besitzt und durch die Nesserlander Scheuse und eine 1 Kilometer lange Außenmuhde in die Ems mündet. Die Ufer weiten sich hier, die Wogen schlagen kräftiger gegen die Seiten unseres Dampfers: vor uns liegt die gewaltige Fläche des 13 Kilometer langen und 12 Kilometer breiten Dollart.

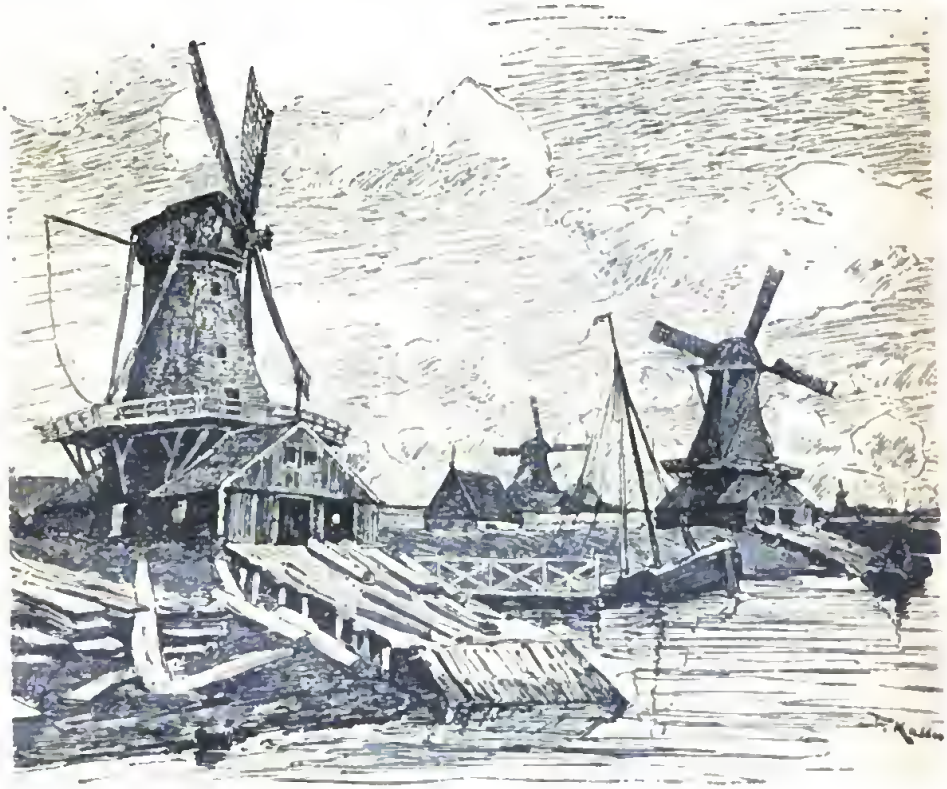
Dieser gewaltige Meerbusen entstand am Christtag 1277 durch Eisfluth der Ems und wurde dann am 14. Dezember 1287 durch Meereseinbruch in das durch Deiche nicht genugsam geschützte und tiefer als der Meeresspiegel gelegene Land vergrößert, wobei 30,000 bis 50,000 Menschen um's Leben kamen. Eine andere Sturmfluth richtete 1362 abermals Verheerungen an. Im Ganzen verschlangen die Fluthen blühende Gefilde und über 50 Ortschaften, darunter die reiche und große Stadt Torum, die drei bedeutenden Marktflecken Oster- und Westerrheide nebst Rheiderwolde, sowie zahlreiche Adelsburgen und Klöster. Sie alle ruhen mit ihren Bewohnern tief drunten auf dem Meeresgrunde, über den uns das Schiff dahinträgt, und wer eine lebhafte Phantasie besitzt, mag, wenn er sich über Bord lehnt, leicht Heine's „Seegespenst" als Vision in der Tiefe erschauen.

In neuerer Zeit ist aber der Dollart durch Eindeichungen, besonders auf der flachen ostfriesischen Seite, eingeengt worden und wird immer weiter zurückgedrängt.

Auf der linken Seite gewahrt unser Blick jetzt die holländische Küste mit dem Hafenort Delfzyl, während wir auf der rechten das „Krummhörn", den fruchtbarsten Landstrich von ganz Ostfriesland, haben. Zahlreiche Windmühlen, theils Mahl-, theils Sägemühlen, drehen dort ihre Flügel in der frischen Brise, und die Spitzen der Kirchthürme, die über

die Deiche herüberragen, thun das Vorhandensein von Ortschaften kund.

Zwischen Delfzyl und der schon erwähnten Knock, wo sich die Emder Rhede befindet, beträgt die Entfernung zwischen der holländischen und deutschen Küste nur 3 Kilometer. Hier erweitert sich die Ems busenartig, doch machen



Ostfriesische Sägemühlen.

die zahlreichen Untiefen, die der Strom in sich schließt, die Schifffahrt nicht ungefährlich, so daß zahlreiche „Tonnen" zur Bezeichnung der Fahrstraße und ein umfangreicher Lootsendienst erforderlich sind. Die größten jener Sandbänke oder „Plaaten" führen besondere Namen, wie „de Paap", „de Hond" u. s. w. und treten bei tiefer Ebbe ganz aus dem Wasser hervor, zahlreichen Möven und anderen Seevögeln, sowie auch wohl einzelnen Seehunden zum Aufenthalt dienend.

Wo sich dann weiter nördlich die holländische Küste nach Westen umbiegt, theilt sich der stets von zahlreichen großen und kleinen Fahrzeugen belebte Fluß in zwei Arme, die zunächst eine große Sandbank, den Randzel, und dicht nordwestlich neben dieser das Ziel unserer Fahrt, die Insel Borkum umfassen. Der Westarm, Westerems genannt, der zwischen Borkum und der kleinen holländischen Vogelinsel Rottum in die offene Nordsee ausmündet, ist bedeutend tiefer, wie die immer mehr versandende Osterems zwischen Borkum und Juist.

In der Römerzeit bildeten Borkum, Juist und Norderney noch eine zusammenhängende Insel, welche Burchana oder Fabaria (Bohneninsel) hieß. Als Drusus im Jahre 11 n. Chr. auf ihr landete, hatte sie noch die beträchtliche Größe von 20 Quadratmeilen. Dies ansehnliche Eiland wurde aber im Jahr 1170 von einer Sturmfluth in einzelne Theile zerrissen, so daß Borkum, Juist und Norderney entstanden, außerdem noch zwei andere Eilande: Buise und Bant, die im 17. und 18. Jahrhundert von den Wellen gänzlich verschlungen worden sind.

Schon sind wir inzwischen an der Landungsbrücke angelangt, von wo eine kleine Eisenbahn zu dem Dorfe Borkum auf dem sogenannten Westland führt. Die Insel besteht nämlich aus zwei Theilen, dem West- und dem Ostland, die durch eine Dünenkette miteinander verbunden sind. Diese hohen Sandberge schützen auch nach Süden, Westen und Norden die Insel gegen die Fluthen und werden durch Anpflanzen von Strandhafer und Stein- und Erdbauten nach Möglichkeit festgemacht und gesichert. Das Dorf Borkum liegt auf dem Westland, hinter Dünen versteckt und im Osten und Süden von Wiesen und Weiden umgeben. Die Weiden gewähren den Insulanern die Möglichkeit, einen ansehnlichen Viehstand zu erhalten und eine bedeutende Milchwirthschaft zu betreiben. Im Uebrigen

ernähren sich die 700 Einwohner neben dem Ertrag des Bades von Schifffahrt, Fischfang und Schiltwäscherei, d. i. Kalkmuschelsuchen. In früheren Jahrhunderten lagen die Bewohner vorzugsweise dem Walfischfange ob, durch den Manche wohlhabend wurden; eine Erinnerung daran bilden noch die vielfach vorhandenen Einzäunungen der Gärten und Straßen mit Walfischrippen, die freilich schon arg verwittert sind.

Auf der Ems.

Die Häuser des Ortes gruppiren sich theils um die kleine Kirche neben dem 47 Meter hohen alten Leuchtthurm, der zugleich eine meteorologische Station ist, theils liegen sie vereinzelt. Größere Bauten sind nur noch die vorhandenen Hotels und der außerhalb des Ortes ge-

legene neue Leuchtthurm, der 60 Meter hoch ist und ein Blinkfeuer erster Ordnung besitzt. Post und Telegraphenamt befinden sich im Bahnhof.

Die Insel besitzt zwei Rettungsstationen; auch ist im Nordosten derselben ein sogenanntes Feuerschiff vorhanden, das bei Nacht durch drei Lichter und bei Nebel durch Läuten mit der Schiffsglocke die Seefahrer vor dem „Borkumer Riff", das als gefährliche Strandungsstelle allgemein gefürchtet ist, warnt.

Als Seebad ist Borkum seit 1856 eingerichtet. Der vorzügliche Badestrand liegt auf der Nord- und Westseite der Insel und ist für Herren und Damen, wie in den übrigen deutschen Nordseebädern, getrennt. Badekutschen, Zelte, Strandkörbe u. s. w. sind in genügender Menge vorhanden; man badet nur während der Fluth. Diese tritt für gewöhnlich bis an die Dünen heran und spritzt bei Springfluthen und stürmischem Wetter hoch an denselben hinauf. Zur Ebbezeit wird der Strand trocken und glatt und dient alsdann den Kindern zum Spielplatz und den Erwachsenen als Promenade.

Großartige Zerstreuungen und rauschende Vergnügungen darf man auf Borkum nicht erwarten; gerade diese wohlthätige Ruhe aber wirkt in Verbindung mit der köstlichen, appetitreizenden Seeluft und den erfrischenden Bädern wunderbar wohlthätig auf den überhetzten und nervös gemachten „Kulturmenschen". Jedem Naturfreunde wird auch der vom Strande aus beobachtete Sonnenauf- und Untergang unvergeßlich bleiben, ebenso ein Blick von den Dünen auf die sturmbewegte See oder auf die vom Silberlichte des Mondes magisch beglänzten Wogen; nicht minder anziehend ist die Erscheinung des Meerleuchtens und die Beobachtung der seltsamen Meergeschöpfe, wie Seesterne, Seeigel, Quallen, Krabben u. s. w., welche die Fluth massenhaft auf den Strand wirft, wo sie bei eintretender Ebbe

zurückbleiben. Wer Glück hat, findet auch wohl unter den angespülten Tanghaufen kleine Bernsteinstückchen.

Am Strande bei Ebbezeit betreiben auch die Fischer den Fang der Granaten oder Garneelen, bei den Franzosen Crevettes und bei den Engländern Shrimps genannt. Es sind dies kleine, schlanke, nur 6 bis 8 Centimeter lange Krustenthiere, die besonders den flachen, sandigen Strand

Einzäunung mit Walfischrippen.

lieben und daher an unseren Nordseeküsten namentlich im Frühjahr und Herbst massenhaft gefangen werden. Das Netz, welches die Fischer zum Fange der Granaten benutzen, ist so eingerichtet, daß es mittelst einer Stange dicht am Grunde oder vielmehr in den obersten Schichten des Sandes hingeschoben werden kann. So gerathen die aufgestörten Thierchen in das Netz und werden von Zeit zu Zeit herausgenommen und in einen Eimer geworfen. Gewöhnlich wird der Fang erst gekocht, wodurch die vorher bräunlichgelben Thierchen eine rosenrothe Farbe annehmen, die dann

auf den Märkten verkauft oder von Haus zu Haus getragen werden. Neuerdings werden sie auch vielfach nach dem Binnenlande versandt, und wer sie einmal, mit Essig und Oel angemacht, gespeist hat, weiß sie als Leckerbissen zu schätzen.

Auch Ausflüge nach dem Ostlande oder nach der holländischen Vogelinsel Rottum gehören zu den beliebtesten Unterhaltungen der Badegäste auf Borkum.

Wenn man am Strande wandert und in die offene See schaut, sieht man in südwestlicher Richtung die „Vogelinsel", gleich einem dunkeln Nebelstreifen, aus dem Meere auftauchen. Ihr Besuch ist höchst interessant und lohnend und kann bequem in einem Tage ausgeführt werden. Der Schiffer, in dessen Hause wir ein Privatquartier bezogen haben, fährt uns mit verschiedenen Reisegefährten, die sich betheiligen, früh Morgens in seiner „Schlup" nach der Insel, wo wir am Nordoststrande landen. Von dort aus durchwandern wir die Dünenkette, welche auch dies Eiland rings umzieht, und gelangen dann in üppige Wiesengründe, in denen eine stattliche Heerde Kühe weidet, während sich in der Mitte das von Scheunen umgebene Haus des holländischen Vogtes von Rottum erhebt, dessen Amt sich schon seit mehreren Generationen in derselben Familie fortgeerbt hat.

Nachdem wir gefrühstückt haben, dürfen wir auf der ganzen Insel umherstreifen, um uns die Nistplätze der Vögel in den Dünen anzusehen, was während der eigentlichen Lege- und Brütezeit jedoch nur in Begleitung des Vogtes selbst oder einer seiner Knechte gestattet wird, damit die Thiere nicht verscheucht werden.

Auf allen Dünen der Insel nisten die Vögel alsdann zu Tausenden, meist auf jeder Anhöhe eine Vogelart für sich. Die Nester sind äußerst kunstlos und bestehen größtentheils nur aus muldenförmigen Vertiefungen im Sande,

Der alte Leuchtturm. — Spielende Kinder am Strande. — Strandkörbe.

die ſo dicht nebeneinander liegen, daß man kaum zwiſchen ihnen durchgehen kann. Beſonders die ſchönen Silbermöven, die Strandläufer und ſonſtigen Seevögel ſind ſo maſſenhaft vertreten, daß man bei dem Betreten eines ſolchen Brut-

platzes vor dem Geſchrei der Vögel kaum das Rufen eines Nebenmannes zu hören vermag. Doch nicht nur Seevögel niſten hier, auch Wildenten, Schnepfen und Kiebitze.

Die Eiergewinnung Seitens des von der holländiſchen Regierung eingeſetzten Vogtes und ſeiner Leute geſchieht nun in der Weiſe, daß immer abwechſelnd ein Neſt ausgenommen wird, während das zweite, in das ein kleines Stäbchen geſteckt wird, unberührt bleibt. Allmorgentlich von Mitte Mai an wird auf die Eierſuche gegangen, wobei man jedoch auch in den ausgenommenen Neſtern je ein Ei zurückläßt; dann legt nämlich der betreffende Vogel immer wieder neue Eier zu — bis 15 Stück bei großen Möven. Von Mitte Juni ab nimmt man von den neugelegten Eiern meiſt nur noch je das dritte Ei. Auf dieſe Art gewinnt der Vogt jährlich 12,000 bis 20,000 Eier von den verſchiedenen Mövenarten, Auſternfiſchern und Seeſchwalben; für dieſe bunten Eier, welche faſt die Größe eines Gänſeeies haben, nimmt er jedesmal eine große Summe ein, da ſie in Holland, Belgien und Frankreich gern gegeſſen werden und daher ſehr geſucht ſind.

Die ausgebrüteten jungen Vögel der verſchiedenen Arten laufen zutraulich auf der Inſel umher, bis ſie fliegen können; an mehreren Süßwaſſerteichen ſind Bretterſteige angebracht, um ihnen den Zugang zum Waſſer zu erleichtern.

Für die nur in Höhlen brütenden ſchön gefärbten Brandenten ſind einige hundert künſtliche Neſter gemacht — Erdgänge, an deren Ende oberhalb ein Loch gelaſſen iſt, das mit einem aus Raſen beſtehenden, genau ſchließenden Deckel verſehen wird, der ſich abheben läßt und eine Unterſuchung des Neſtes ermöglicht. Dieſe Gänge ſind in einer langen Reihe nebeneinander gegraben, und da die Ente ihr Neſt ſtets am Ende des Ganges macht, ſo braucht man nur den Deckel ab- und die Eier herauszunehmen. Auch

hier wird abwechselnd ein Nest geplündert und das andere zur Brut unberührt gelassen. Damit die Ente aber nicht merkt, daß und wie ihr die Eier genommen werden, schlägt man vorher mit einem Stock oben auf die Wölbung des Ganges, worauf sie aus dem vorderen Loch herausfliegt. Dann öffnet man den Deckel und nimmt die Eier, deren jedes

Granatfischer.

Weibchen 20 bis 30 legt. Gegen 3000 Stück sind alljährlich das Ergebniß dieser Entenzucht. Uebrigens stehen auch die Dunen, welche man nach der Brutzeit aus den Nestern der Brandente holt, denen der Eiderenten kaum nach und übertreffen sie noch an Sauberkeit.

Als Gegenleistung für seinen reichen Gewinnst muß der Vogt die Insel nach Möglichkeit gegen Fluthschaden schützen,

die Seezeichen unterhalten, den in die Nähe kommenden Schiffen in Noth beistehen und Schiffbrüchige aufnehmen.

Am Nachmittag fahren wir nach Borkum zurück, wo sich auf dem Osterland übrigens ebenfalls große Brutstätten von Seevögeln befinden, deren Besichtigung gestattet wird.

Endlich versäume man auch nicht, den neuen Leuchtthurm zu besteigen und das wunderbare Panorama dort oben, das Borkum und die anliegenden Eilande, die endlose Meeresfläche auf der einen und die ostfriesische Küste auf der anderen Seite umfaßt, zu bewundern.

# Die Sprache der Affen.

Naturgeschichtliche Studie von **V. Freudenthal.**

Mit 4 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Daß beinahe alle Thierarten durch gewisse Laute, welche allen Individuen einer bestimmten Art gemeinsam sind, ihre Gefühle ausdrücken und sich untereinander verständigen können, weiß man schon längst; daß aber diese Thiersprache bei den geistig am höchsten veranlagten Thieren, den Affen, sogar artikulirt ist, dies behauptet auf Grund seiner Versuche der amerikanische Naturforscher Garner.

Wenngleich diese Artikulirung der Laute nicht so scharf und vollständig ist, wie beim civilisirten Menschen, so steht sie der Artikulirung der Sprachen der am tiefsten stehenden Menschenrassen doch nicht wesentlich nach. So ist z. B. die Sprache der mit den Hottentotten verwandten Buschmänner an der Südspitze Afrika's eine so undeutliche, aus einer Art Glucksen, ähnlich dem einer Henne, bestehende, daß sich diese Wilden nur mit Zuhilfenahme der Geberde untereinander verständigen können.

Schon früher fand Rengger bei seinen Beobachtungen in Paraguay, daß das Gefühl der Verwunderung bei den Affen sich durch Laute kundgibt, die zwischen Pfeifen und Grunzen die Mitte halten; Darwin fand bei einer Affenart mindestens fünf verschiedene Laute, die bei anderen

Individuen dieser Gattung ähnliche Empfindungen hervorriefen; und Brehm sagt, daß die Affen besondere Schreie ausstoßen, um vor Gefahr zu warnen.

Uebrigens ist dieses vor Gefahr Warnen auch bereits bei vielen anderen Thierarten beobachtet worden, und die in der Neuzeit so emsig betriebenen Forschungen auf dem Gebiete der körperlichen und geistigen Veranlagung der Thiere haben schon manches staunenswerthe Resultat zu Tage gefördert.

Der Amerikaner Garner nun hat sich bei seinen Forschungen über die Sprache der Affen einer Methode bedient, deren Befolgung zum Studium der Thiersprachen eine Zukunft zu haben scheint. Er hat nämlich seine Zuflucht zum Phonographen genommen, ein solches Instrument in den Käfig eines Affen gestellt und damit die verschiedenen Laute registrirt, durch welche das Thier seinen Empfindungen Ausdruck gab. Hierauf ward der Phonograph von Garner in Bewegung gesetzt und in den Käfig eines anderen Affen gestellt, der das Instrument betrachtete, es umkreiste und sehr erstaunt schien, daraus die Stimme eines seiner Kameraden zu vernehmen, mehr aber noch darüber, daß er denselben nicht sah.

Garner brachte ferner lange Zeit damit zu, die von dem Instrument registrirten und wieder von sich gegebenen Töne zu studiren, zu zerlegen und seinem Ohr so einzuprägen, daß er sie nachahmen konnte. Diese mittelst Phonograph bewerkstelligte Analyse der Thierlaute ist der Anwendung der Photographie durch die Astronomie vergleichbar: hier fixirt die empfindliche Platte das Bild von Sternen, welche dem menschlichen Auge allein ewig verborgen geblieben wären, während mit dem Phonographen das menschliche Ohr ebenso die Thierlaute analysiren und darin Nüancen, Tonarten und Artikulirungen unterscheiden kann, die uns bei dem direkten Hören vollständig entgehen. Garner

Garner experimentirt mit seinem Affen am Phonographen.

ist es auf diese Weise gelungen, die Stimme der Affen nachzuahmen und wiederzugeben. Er versuchte nun, ob er sich mit Hilfe dieser Fertigkeit mit seinem Kapuzineräffchen verständigen könne, trat an den Käfig desselben und gab

Garner's Affe, Milch trinkend.

den Laut von sich, welcher, wie er glaubte, Milch bedeutete.

„Der Affe," sagt Garner, „drehte sich um und sah mich an; ich wiederholte ihm dieses Wort drei bis viermal, und siehe da — der Affe antwortete mir sehr deutlich durch das nämliche Wort; dann ging er zu einer kleinen

Kasserole hin, die ihm als Trinkgeschirr diente. Ich wiederholte das Wort nochmals, worauf er das Geschirr an's Gitter stellte, sich mir möglichst näherte und das nämliche Wort hören ließ. Der Aufseher brachte hierauf Milch,

Garner's Affe beim Essen

welche der Affe gierig trank. Als er fertig war, hielt er die Kasserole hin und wiederholte das fragliche Wort noch drei- bis viermal, worauf man ihm das Gefäß auch noch mehrere Male füllte. Und jedesmal, wenn er Milch haben wollte, kam das gedachte Wort zum Vorschein. Sodann sprach ich ein anderes Wort aus, welches, wie ich glaubte,

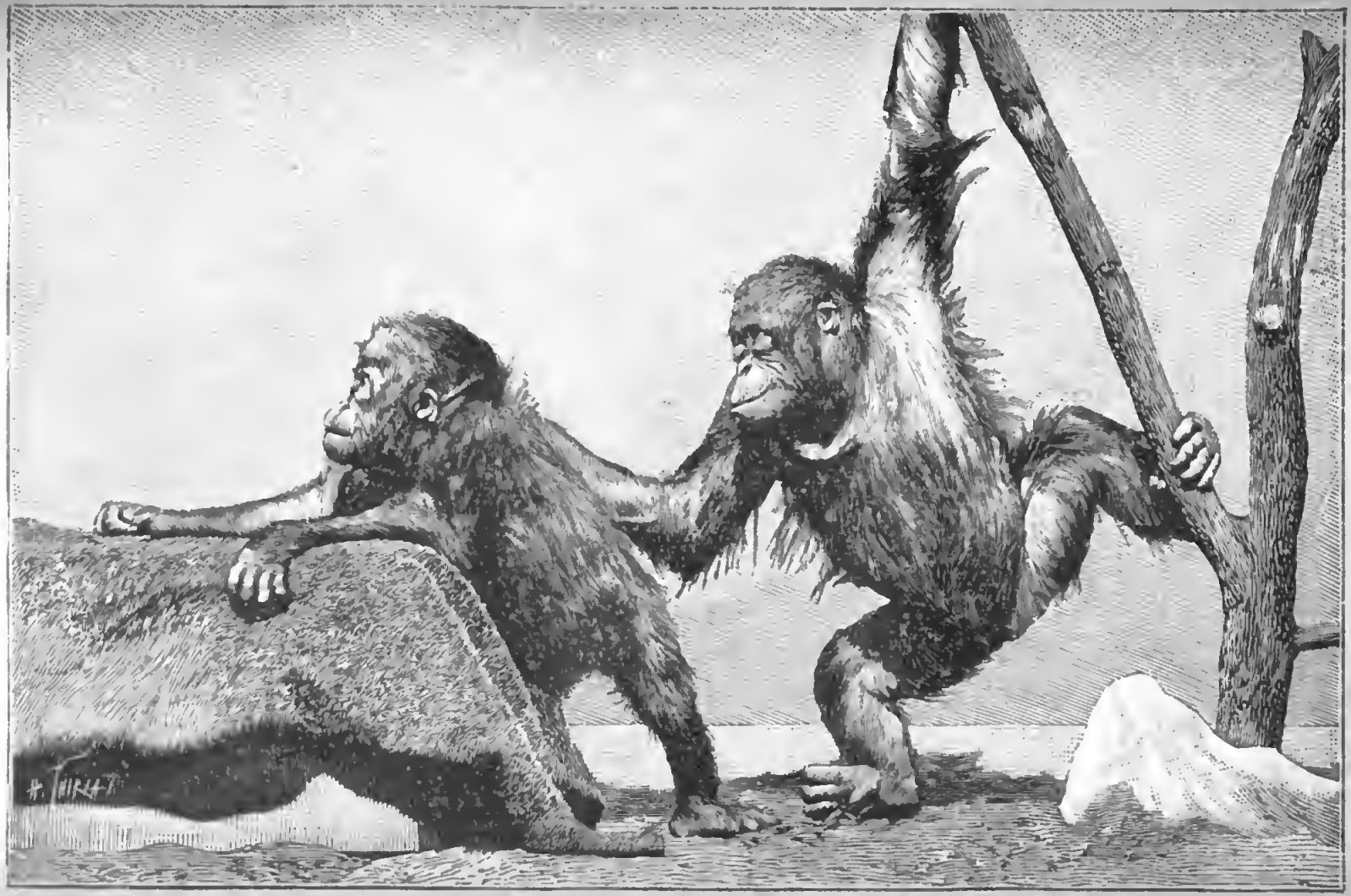
den Begriff ‚Essen' repräsentirte. Ich reichte dem Affen eine Banane und bekam im nämlichen Augenblick das vorerwähnte Wort zu hören. Wiederholte Versuche bewiesen mir, daß er sich beim Essen überhaupt stets desselben Wortes bediente, woraus ich folgerte, daß solches ein Sammelname für Nahrung, Hunger, Essen überhaupt sei."

Eines Tages besuchte Garner den Käfig eines anderen Kapuzineraffen und sprach in dessen Käfig das Milch bedeutende Wort. Der Affe erhob sich, antwortete ihm mit demselben Wort und schaute ihn an, als ob er seinen Ohren nicht traute. Wiederholte Garner das Wort, so that es auch der Affe, wandte sich zu seinem Trinkgeschirr hin, hob es auf und überreichte es ihm, das nämliche Wort wiederholend. Der Wächter brachte ihm Wasser, welches der Affe mit freudiger Miene trank, eine zweite Auflage unter Aussprache des bewußten Wortes verlangend. Unser Gewährsmann schloß hieraus nicht ohne Grund, daß dieses zweite Wort: Wasser, Milch, Trank und Durst bedeute.

Garner kennt auch das Wort, welches Furcht, Gefahr, Vorsicht bedeutet und bei dessen Aussprache man eine wahre Panik unter den Affen hervorrufen kann. Im Ganzen besitzt er jetzt den Schlüssel zu acht bis neun Begriffen der Affensprache, und zwar sind es lauter artikulirte Wörter, weil er sie schreiben und in Silben mit Konsonanten und Vokalen abtheilen kann.

Die Untersuchungen Garner's verdienen wiederholt und fortgesetzt zu werden, und von Wichtigkeit ist es dabei, zu ermitteln, auf welche Affenfamilien diese Beobachtungen hauptsächlich Anwendung finden.

Jedenfalls dürfte die Klasse der Anthropoiden oder menschenähnlichen Affen, unter diesen aber in erster Linie die so intelligenten Chimpansen, an deren drolligem Be-



Spielende Schimpansen.

tragen gewiß schon viele unserer Leser ihre Freude gehabt haben, die besten Anhaltspunkte für diese Sprachstudien, namentlich in Bezug auf Artikulirung der Wörter bieten.

Schon Brehm bemerkt ja in Bezug auf diese Menschenaffen: „Jede seiner Handlungen geschieht mit Bewußtsein, mit entschiedener Ueberlegung. Er versteht, was ihm gesagt wird, und wir verstehen auch ihn, weil er zu sprechen weiß, nicht mit Worten allerdings, aber mit so ausdrucksvoll betonten Lauten und Silben, daß wir uns über sein Begehren nicht täuschen."

Wenn die vorstehend geschilderte Methode Garner's, die man mit Unrecht zuerst vielfach nicht recht ernsthaft nehmen wollte, sich bewährt, so haben wir noch eine Menge neue, wichtige und interessante Aufschlüsse über die Thierseele zu gewärtigen.

# Die Frauentrachten in den letzten sechzig Jahren.

## Ein Kapitel von der Mode.

Von

**Benno Braun.**

Mit 14 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter allen Dingen, die hier unter dem wechselnden Monde einem ewigen Wandel unterworfen sind, ist die weibliche Gewandung, der „Putz" oder „Staat", vielleicht das Allerwechselndste und Wandelbarste. Die „Kunstwerke", die heute aus dem Atelier eines Damenschneiders oder einer Putzmacherin in Berlin, Paris, Wien oder London für eine Dame der Gesellschaft hervorgingen, sind in wenigen Monaten schon veraltet, überholt, mit einem Worte unmodern, und die Trägerin muß, um „gesellschaftsfähig" zu bleiben, schleunigst dafür sorgen, ein neues Kostüm zu bestellen, damit sie „etwas Anständiges anzuziehen" habe, wie der ewige Refrain lautet.

Die Bestimmung dessen, was zur Zeit gerade nöthig ist, um als „anständig angezogen" zu gelten, unterliegt dem Machtspruch der Mode, dieser launischesten, tyrannischesten, unberechenbarsten und thörichtesten Göttin, die je vom hohen Olymp herab über arme Sterbliche ihr Scepter schwang. Trotzdem folgen ihr alle Frauen blindlings, denn ihre Ukase sind — wenigstens so lange sie währen — unwiderruflich, ihr Zwang ist despotisch und Niemand darf

sich ihr widersetzen, ohne dem fürchterlichsten Loose zu verfallen, das Frauen sich nur ausdenken können: nämlich dem, lächerlich zu erscheinen.

Die Lächerlichkeit ist der Bannstrahl, den die souveräne Herrscherin Mode gegen Jeden schleudert, der sich ihr nicht sklavisch unterwirft; lächerlich ist die Mode von gestern, lächerlich ist auch heute noch die Mode von morgen; fein, elegant, chic ist nur die neueste, allerneueste, die Mode von heute.

1827.

Und wer gibt der Mode diese Macht? Wir wissen es nicht. Hier hat der Witz der Philosophen ein Ende.

Indessen ist dieser Frage in neuerer Zeit eine kulturgeschichtliche Seite abgewonnen worden, und man hat geltend gemacht, daß die Kleidertracht, obschon anscheinend das Ergebniß der tollsten Willkür, der regellosesten Erfindungs-, Neuerungs- und der Erwerbssucht, der Laune und der absurden Einfälle einiger auf den Höhen der Menschheit stehender Mächtigen, doch im Grunde demselben Gesetze des Werdens folgt, wie alle anderen kulturgeschichtlichen Erscheinungen, daß sie in gewisser Hinsicht ein Spiegel des Lebens und Strebens, des Fühlens und Denkens, der moralischen, politischen, sozialen, ästhetischen Kultur oder Unkultur der Zeit und der Völker ist, bei denen sie herrscht.

Wenn wir von diesem Standpunkte aus einmal die Mode der letzten sechzig Jahre, also von den Zeiten unserer Großmütter an, bis zum heutigen Tage betrachten, wie wir dies im Folgenden thun wollen, so werden sich dabei manche interessante Vergleiche ergeben.

Hören wir zuerst einmal unsere Großmütter selbst. Wenn heutzutage unsere jungen Schönen sich zum Ball oder zum Besuch einer Gesellschaft schmücken, so wird Großmütterchen fast unfehlbar ein Klagelied anstimmen über die Verderbtheit der Menschen, den fortschreitenden Luxus, die Prunksucht, den Mangel an Einfachheit, und mit bewegter Stimme der guten alten Zeit ein Loblied singen, da Alles das anders und besser war und die Leute mehr Bescheidenheit und mehr Geschmack hatten.

1830.

Dies ist eine Täuschung. Unsere Großmütter kleideten sich in ihrer Jugend weder bescheidener, einfacher, noch billiger. Auch hatten sie keineswegs einen feiner entwickelten Geschmack, sondern nur einen anders gearteten. Sie waren eben Kinder ihrer Zeit, und diese schrieb ihnen Modeungeheuerlichkeiten vor, die aus den damaligen

Verhältnissen herauswuchsen und ihnen schön erschienen, wie unseren jungen Damen die jetzigen Moden. Diese sind, den veränderten Werth des Geldes in Betracht gezogen, nicht kostspieliger, als die im Jahre 1830 getragenen. Betrachten wir uns einmal die Mode von vor sechzig Jahren.

1835.

Die große französische Revolution, die mit strenger Folgerichtigkeit alle Spuren der vergangenen Zeit austilgen wollte, hatte auch in der Frauentracht einen völligen Umsturz herbeigeführt. Mieder, Korsetts, Reifröcke und Alles, was sonst an die verflossene Herrlichkeit des Königthums und der Hofgesellschaft der Bourbonen erinnerte, war in die Rumpelkammer gewandert. Schlichte weiße, mit Purpur und Gold besetzte griechische Gewänder kamen auf, dazu passende griechische Haartrachten und Sandalen. Natürlichkeit und Antike war die Parole. Das Kaiserreich vollendete diesen Prozeß und schloß ihn ab.

Dann aber kam nach den Freiheitskriegen die Restauration. Die Bourbonen bestiegen wieder den französischen Thron und mit ihnen wurde die Mode im Sinne des Königthums restaurirt. Deutschland hatte zwar verstanden, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, aber das Joch

der französischen Mode vermochte es nicht zu zerbrechen. Es blieb nach wie vor unter dem Banne derselben, und alle Versuche, eine nationale deutsche Tracht einzuführen, die auch im Jahre 1848 und nach dem Jahre 1870 wiederholt wurden, sind mißglückt.

Wie in dieser Zeit der Reaktion die Männer wieder der alten politischen Unfreiheit, so wurden die Frauen, unsere Großmütter, wieder von der von Frankreich ausgehenden, neu belebten Mode aus der Zeit vor der Revolution unterworfen. Es war eine Restauration auf dem Gebiete der Tracht. Der Schnürleib hielt wieder triumphirend seinen Einzug. Die Taille theilte wespengleich den Körper wieder in zwei scharf getrennte Hälften, und die Kleider wurden weiter. Die antike Mode hatte den Anzug ganz schlicht gelassen; er schmiegte sich dem schlanken, nach oben strebenden Wuchs des Menschen an. Jetzt aber wurde das Gegentheil modern; die Gestalten wuchsen immer mehr in die Breite, denn die Mode gefällt sich stets in Extremen.

1840.

Natürlich ging das nicht auf einen Schlag, sondern schrittweise. Zuerst begann der Hut zu wachsen, wie denn überhaupt dieses Kleidungsstück damals in ganz besonderer

Weise bevorzugt wurde. Zwischen 1820 und 1830 beschäftigten sich die Modezeitungen fast ausschließlich mit den Hutformen, von denen es die ungeheuerlichsten und abenteuerlichsten gab und zwar in unübersehbarer Menge. Das Kleid war noch verhältnißmäßig einfach, ein Shawl wurde lose über die Schultern gehängt. Die Breite des Hutes übertraf jedoch oft um mehr als das Dreifache die des Gesichts. Die Oberärmel wurden bauschig, um die Schultern recht breit erscheinen zu lassen, und als Ausputz des fußfreien, unten bereits beträchtlich breiten Kleides hatte man die „Volants" erfunden, gekrauste Besätze, die in Reihen so um den Rock genäht wurden, daß sie nach unten frei abstanden. Die Krinoline hatte sich noch nicht wieder hervorgewagt; man erzielte die Aufbauschung des Rockes durch mehrere gestärkte Unterröcke. Diese Mode schritt vor bis zum Jahre 1830, wo sie ihren Gipfelpunkt erreichte und dann mit dem bourbonischen Königthum zugleich fiel. Eine neue Epoche bahnte sich an.

Nach der Revolution vom Jahre 1830 fingen zunächst die breitrandigen Hutungeheuer zu verschwinden an. Aber an ihre Stelle trat ein Hut, der wohl den Gipfel des Ungeschmackes darstellt und trotzdem jahrzehntelang von schönen Frauen getragen wurde, ohne daß sich ihr ästhetischer Sinn dagegen empört hätte. Die breite Krämpe des bisherigen Hutes wurde nämlich einfach um das Gesicht gebogen, und der „Kohlenschaufelhut" war fertig. Fünf Jahre später hatte dieses Ungethüm sich die Welt erobert. Um zur Seite zu schauen, mußten die damit bekleideten Frauen sich vollständig umdrehen. Auch die Haartracht änderte sich. Das Haar wurde glatt gescheitelt, aber die Künsteleien verschwanden nicht, sondern rückten nur vom Oberkopf hinunter an Wangen und über die Ohren, die sie oft völlig verdeckten.

Während man aber die Bauschärmel aufgab, die

Leibchen und Aermel enger machte, fing der Rock nun auch von den Hüften an in die Breite zu gehen, der Shawl, dreieckig umgelegt, erreichte seine höchste Popularität, und die Gestalten sahen so unförmlich breit aus, daß der im runden Hute fast verschwindende Kopf wie ein Knöpfchen oben auf der Gestalt saß.

1847.

Die entscheidende Wendung aber brachte erst das Jahr 1839. Inzwischen hatte man nämlich, um die Kleider immer weiter aufzubauschen, mehr und mehr Unterröcke anziehen müssen, bis die arme Weiblichkeit die Last schier nicht mehr tragen konnte. Da trat in dem genannten Jahre als Erlöser der „Crinozephir" auf, ein Unterrock, der, aus Roßhaar geflochten, ein halbes Dutzend Unterröcke ersetzte, indem er dem gebauschten Kleide Halt gab. Dieser Crinozephir ist die Mutter des Reifrockes, der unter dem Namen Krinoline später seinen Siegeszug durch Europa antrat, und so lange herrschte, daß die jetzige Generation sich seiner noch mit Schaudern erinnert und nicht ohne Herzbeklemmung das bereits angekündigte Wiederauftauchen dieser Ausgeburt eines entarteten Geschmackes erwartet.

Man hat später der Modekönigin auf Frankreichs Throne,

der Kaiserin Eugenie nämlich, eine Ehre damit anzuthun geglaubt, indem man ihr die Erfindung der Krinoline zuschrieb. Doch ist sie hiervon freizusprechen. So viele Modethorheiten und Extravaganzen auch auf ihre Rechnung kommen, die Erfindung der Krinoline war nicht ihr Werk, denn 1839 zählte die später so mächtige Frau erst dreizehn Jahre und war noch gänzlich unbekannt. Wohl aber ist sie als Beschützerin und Förderin dieser häßlichsten und unästhetischesten aller Moden zu betrachten, denn unter der Modekönigin Eugenie feierte nicht nur der Kleiderluxus und die Extravaganz der Tracht ihre höchsten Orgien, sondern die Krinoline kam auch zu ihrer eigentlichen Blüthe und erreichte einen Umfang von 3½ Meter.

1850.

Doch kehren wir zu den vierziger Jahren zurück, in denen der Crinozephir ein immerhin noch bescheidenes Dasein fristete. Die Mode veränderte sich in dieser Zeit eigentlich nur in untergeordneten Dingen. Die Volants blieben in alter Werthschätzung, nur vermehrte man ihre Zahl, Breite und Farbe. Man stellte sie bald schräg, bald wagerecht — kurz, man variirte das „Thema" Volants

nach allen Richtungen. Die Pyramidenkleider z. B. zeigten Reihen von nach oben zu immer schmäler werdenden Sammetstreifen. Die „Regenbogenkleider" zeichneten sich dadurch aus, daß die Volants in allen Farben spielten. Der feinere Geschmack liebte es endlich, die Volants von einer Farbe zu wählen, die aber von unten nach oben sämmtliche Abstufungen zeigte, dergestalt, daß unten die dunkelste, oben die hellste Schattirung war. Bänder, Schleifen und sonstiger Ausputz an Hut, Aermeln, Taillen u.s.w. waren äußerst beliebt, und manche Frauen sahen aus wie die Auslage eines Putzmacherladens. An Zusammenstellung der einander widersprechendsten Farben leistete man das Menschenmögliche.

1861.

Auch das Revolutionsjahr 1848 brachte nichts Neues auf. Während der Revolution zwar befleißigte man sich aus leicht erklärlichen Gründen einer größeren Einfachheit, die noch bis in die nächsten Jahre fortdauerte; aber erst dann machte sich eine neue Strömung geltend, die natürlich wieder von Paris ausging, als Napoleon III. durch den Staatsstreich von 1851 die Macht in die Hand bekommen hatte und nun konsequent

auf das Kaiserreich hin arbeitete. Die Pariser Gesellschaft hatte wieder einen Mittelpunkt, und ebenso die französische Mode, die nach dem kurzen Versuche der letzten Jahre, sich von ihr frei zu machen, um so tyrannischer ihre Herrschaft über Europa antrat. In der That hat vom Jahre 1851 bis 1870 Paris in Sachen der Kleidungstracht einen Einfluß ausgeübt, wie nie vorher, wie selbst im 18. Jahrhundert nicht. Der kaiserliche Hof und vor Allem die Kaiserin Eugenie gaben den Ton an, nach welchem die Weiblein aller Länder tanzten, und es wurde auch nicht der leiseste Widerspruch geleistet. Es gab überhaupt nur eine moderne Tracht — die Pariser; nur in Paris war Eleganz, Geschmack, Feinheit, Vornehmheit zu finden. Tausende von Federn verkündeten das der Welt, und Jedermann glaubte es. Daran zu zweifeln durfte Niemand wagen, bei Strafe, in den Verdacht des Ungeschmacks zu kommen und der Lächerlichkeit zu verfallen.

1870.

Die erste Aenderung wurde in der Form der Korsetts und der Unterröcke vorgenommen. Der sehr scharf angezogene Schnürleib bekam an seinem unteren Theile einen herzförmigen, über Leib und Hüften breit vortretenden

Rand, auf welchem die Röcke auflagen. Diese erreichten jetzt einen Umfang von 3½ Meter (ohne die Falten!), und da die Krinoline von Roßhaar nicht mehr genügte, so begann man, Reifen von Fischbein einzunähen oder Stahldrähte in die Volants zu stecken. Eine modisch gekleidete Dame hatte gewöhnlich sieben Unterschichten an, ehe der eigentliche Rock kam, und die Verschwendung an Stoff ging in's Fabelhafte. Im Jahre 1859 trug die Kaiserin Eugenie beispielsweise auf einem Ballfeste ein Kleid aus weißem Tüll, zu dem 600 Meter Zeug verwendet waren. Als Ausputz hatte es 103 Volants.

1876.

Dann trug man wieder eine Zeitlang als Gegensatz dazu ganz schlichte Röcke ohne jeden Besatz. Aber man nahm dafür sehr schwere Stoffe und verzierte sie durch kostbare Stickereien. Solch' ein weiter und langer, die Füße völlig verhüllender Rock verschlang ebenfalls viele Meter Stoff, und im Jahre 1861 wurden auch die Aermel nach unten zu so weit, daß man sie durch Drahtgeflechte — eine Art Armkrinoline — in der modischen bauschigen Form erhalten mußte. Die Umrißlinien der menschlichen Gestalt verschwanden gänzlich unter der Ueberfülle von

Stoff. Dagegen wurde der Hut immer kleiner, der häßliche Chignon wurde erfunden, die Krinoline brachte es auf 37 Stahlreife, und um den Frauen das Gehen zu ermöglichen, war es nöthig, Vorrichtungen zu erfinden, durch die das Kleid an verschiedenen Stellen wie eine Gardine aufgezogen werden konnte. Selbst der Kaiserin Eugenie wurde das zu viel und sie suchte in solidere Bahnen einzulenken.

1880.

Aber neben der Kaiserin und den ihr nahestehenden tonangebenden Damen machte sich jetzt bereits eine zweite bestimmende Macht in der Mode geltend, die von 1870 an allein ausschlaggebend werden sollte: die Fabrikanten von Modeartikeln. Diese hielten, trotz des Widerstrebens der Kaiserin, noch lange Jahre die Krinoline und die weiten Röcke, an denen sie so viel verdienten, fest, und selbst die Modekönigin Eugenie mußte ihnen weichen. Europa erhielt seine Tracht vorgeschrieben von einer Gruppe von Pariser Fabrikanten, und das freie Kind der weiblichen Laune und Veränderungssucht wurde eine Dienerin der Industrie.

Das Jahr 1870 brachte den Zusammenbruch der französischen Kaiserschaft. Paris wurde belagert, die Modesendungen von dort hörten auf. Allein der Modedespotismus, der so lange von Paris ausgeübt worden war, wirkte fort, und noch lange blieb man überall der bisherigen

Richtung treu. Erst 1876 fiel die Krinoline, und die Kleider schrumpfen nun plötzlich zu einer Enge zusammen, daß das Schreiten fast zu einer Unmöglichkeit wurde. Die unter den Knieen gebundenen Röcke erhielten hinten eine lange schmale Schleppe, und anstatt des im Nacken hängenden Chignons thürmten sich jetzt die falschen Haare und Einlagen von Schafwolle oben auf dem Kopfe zu einem kunstvollen Gebäude auf.

1885.

Man ging natürlich auch hier wieder in die Extreme, aber es läßt sich nicht leugnen, daß der enge Rock, besonders nachdem die Schleppe gefallen, und er fußfrei geworden war, eine entschiedene Verbesserung gegenüber den Ballons der Kaiserzeit darstellte. Die menschliche Gestalt kam wieder zu ihrem Rechte, die Hüte nahmen vernünftigere Formen an und ließen dem Kopf und dem Haare freien Spielraum. Auch die falschen Haare und Einlagen verschwanden allgemach, und man hätte diesen Umschlag der Mode mit Freuden begrüßen können, wenn nicht in den achtziger Jahre ein neuer Rückfall in's Absurde und Häßliche erfolgt wäre durch Erfindung der Tournüre.

Diese zuerst durch Roßhaarvorrichtungen bewirkte Aufbauschung machte aus der weiblichen Gestalt eine wahre Karikatur. An Stelle der Roßhaarstützen traten bald

Wollsäcke oder solche aus Indiafaser, außerdem begann man die Kleider zurückzubinden, so daß eine Art „Stoffwasserfall" vom Rücken aus nach hinten sich ergoß. Um dagegen vorn die Kleider recht glatt und straff zu halten, nähte man Bleikugeln in die Säume ein.

1889.

Endlich wurden auch als Bekleidung des Oberkörpers vorn offene, denen der Männer ähnliche Jackets getragen, wie denn überhaupt ein starker Zug in's Männliche sich allenthalben bemerkbar machte.

Glücklicherweise kam im Jahre 1888 auch die Tournüre ab. Sie hatte sich überlebt. Die Schlichtheit des weiblichen Anzuges ließ nun nichts mehr zu wünschen übrig. Aber ach — das dauerte nicht lange. Die Modewandlung der letzten Jahre ist ja wohl im Gedächtniß aller unserer Leser und besonders unserer Leserinnen, daher brauchen wir wenig Worte darüber zu verlieren. Ungeheure, nach vorn schaufelartig verlängerte Hüte, Puffärmel, welche die Gestalt an den Schultern unförmlich verbreiterten und nach oben gewaltige „Hörner" bildeten, kamen in Aufnahme, die Schneppentaille kam wieder auf, wurde dann aber abgelöst durch die ganz kurze Taille, und besonders der Ballstaat der Damen bewegte sich eine Zeitlang ganz in Formen, wie sie zur Zeit der Königin Luise Mode waren.

Doch läßt sich nicht leugnen, daß die gegenwärtige Mode etwas vor der der letzten sechzig Jahre voraus hat: sie ist, obwohl noch im Wesentlichen unter französischen Ein-

flüssen stehend, doch nicht mehr ganz und gar französisch. Sie wird in England und Deutschland nach nationalem Geschmack modifizirt, und in London, Berlin und Wien haben sich Modecentren gebildet, die ihre eigenen Muster mit Erfolg gegenüber denen der Franzosen Geltung verschaffen.

1892.

Freilich nur in Einzelheiten. In der Hauptsache ist Paris — d. h. die Pariser Fabrikantengruppe — ausschlaggebend. Die Mode ist ein Gegenstand gewerblicher Berechnung und Spekulation geworden; das Großkapital diktirt auch in der Tracht dem Publikum seine Gesetze, und das Publikum — gehorcht. Neuerdings wird das Wiederaufleben der Krinoline, dieser scheußlichsten Mißgeburt eines ausgearteten Geschmacks, verkündet, und bereits weitet sich am unteren Saume der Rock glockenförmig aus, während er an den Hüften noch die bisherige schlanke Form bewahrt. Aber der Glockenrock ist offenbar ein erster schüchterner Versuch, die Röcke wieder in die Breite auszudehnen, und: Wird

die Krinoline kommen oder nicht? Das ist die bange Frage, welche gegenwärtig auf Millionen Lippen schwebt. — Falls die Fabrikanten sich davon Vortheil versprechen, so wird sie kommen, und die Frauen, einmal daran gewöhnt, sich sklavisch der jeweiligen Mode zu unterwerfen, werden sie tragen, wie ihre Mütter sie getragen haben.

1893.

Oder dürfen wir hoffen, daß es vernünftige Frauen genug geben werde, die sich nicht zum Spielball einer Gruppe gewinnsüchtiger Fabrikanten machen wollen?

„Die Wahrheit liegt tief im Brunnen," sagt ein altes arabisches Sprichwort, und die weisen Propheten unserer Zeit wissen auch keine Antwort.

Welche Formen aber auch die nächste Mode annehmen mag — wenn unsere Damen, die jetzt in der Blüthe ihrer Jugend auf den Bällen strahlen, Großmütter geworden sein werden, dann werden sicher auch sie über die ausgearteten Enkel klagen und die Mode ihrer Zeit, in der sie jung waren, als die einfachste, schönste und naturgemäßeste preisen. Denn die Zeiten und die Formen wechseln, aber der Mensch bleibt immer derselbe.

# Mannigfaltiges.

**Ein Meisterdieb.** — Daß es nicht blos in Märchen „Meisterdiebe" gibt, sondern daß solche gefährliche Individuen auch im wirklichen Leben vorkommen, lehrt uns eine Episode aus der Verbrecherlaufbahn des Händlers Meyer Tiller, welcher im Jahre 1828 von seinem Wohnorte Betsche aus, einem Städtchen im preußischen Regierungsbezirke Posen, in Begleitung eines anderen Gauners, des nicht minder berüchtigten Jakob Königsberger, förmliche Diebsreisen zu Wagen unternahm. Auf einem dieser Streifzüge waren sie am Nachmittage des 1. Juni nach Wassinne, einem Vororte des Städtchens Sternberg, gelangt und dort bei dem Krugwirthe Grünberg eingekehrt. Bald darauf betraten sechs Schweinehändler die Schänkstube, legten ihre vollen Geldkatzen, welche sie der damaligen Mode gemäß um den Leib geschnallt trugen, ab und übergaben dieselben dem Wirthe zur Aufbewahrung. Dieser trug die Geldkatzen in einen an die Schänkstube grenzenden Alkoven, welcher ihm und seiner Frau zum Schlafgemach diente.

Der ganze Vorgang hatte sich in Gegenwart der beiden Gauner abgespielt und in ihnen den Plan wachgerufen, die Geldkatzen zu stehlen. Meyer Tiller hatte schon früher in dem Kruge verkehrt, er war mit den Räumlichkeiten des Hauses vollkommen vertraut und wußte, daß neben dem Bette des Wirthes ein großer hölzerner Kasten stand. Hieraus schloß er, daß Grünberg die Geldkatzen in diesen Behälter gelegt habe. Ohne Aufsehen zu erregen, berichtigten die Gauner ihre Zeche und fuhren nach dem Kruge eines Nachbardorfes, wo sie ihren Wagen einstellten und den Anbruch der Dunkelheit abwarteten. In der Dunkelheit begaben sie

ſich dann zu Fuß nach Waſſinne zurück und ſchritten zur Ausführung ihres Verbrechens, bei welchem dem Tiller der ſchwierigſte Theil zufiel. Er ließ ſich von ſeinem Genoſſen Königsberger an ein etwa ſieben Fuß vom Erdboden liegendes Fenſter heben, welches von der Küche auf die Straße führte, öffnete dasſelbe, was ihm um ſo leichter gelang, da das Fenſter zwar angelehnt, aber nicht zugehakt war, und ſtieg dann in die Küche. Hierbei mußte er im Finſtern über einen unter dem Fenſter ſtehenden und mit Geſchirr, ſowie mit Gläſern dicht beſetzten Tiſch kriechen. Meyer Tiller entledigte ſich dieſer ſchwierigen Aufgabe mit großer Gewandtheit, er vermied ſorgfältig jedes Geräuſch und gelangte, ohne etwas von den leicht zerbrechlichen Gegenſtänden herunterzuwerfen, auf die Erde. Hierauf ging er über den Hausflur in die Schänkſtube. Dort bemerkte er bei dem matten Scheine der noch im Kamin glimmenden Holzkohlen, daß die Geſellſchaft der Schweinehändler ſich um vier Perſonen vermehrt hatte. Alle zehn Gäſte ſchliefen feſt und theilten ihr Strohlager mit — ſechs großen Hunden.

Der Verbrecher war ſtarr vor Schrecken, er mußte ſich ſagen, daß die Hunde jeden Augenblick anſchlagen und über ihn herfallen könnten. Darum ließ er ſich zunächſt auf eine Bank nieder, um bei dem leiſeſten Knurren der Hunde die Flucht zu ergreifen. Aber die ſonſt ſo wachſamen Thiere ſchenkten der Anweſenheit des Verbrechers in der Schänkſtube keine Beachtung und verhielten ſich ruhig. Hierdurch ermuthigt, erhob ſich der Dieb nach kurzer Zeit von ſeinem Sitze, löſchte das Feuer im Kamin vollends aus, ſo daß in dem Zimmer völlige Dunkelheit herrſchte, und ſchlich ſich auf den Zehen in den Alkoven. Der dort ſtehende hölzerne Kaſten war verſchloſſen. Während er in dem Raume umhertaſtete und den Schlüſſel zu dem Behälter ſuchte, kam ihm der Riemen einer Geldkatze zwiſchen die Finger. Er forſchte weiter nach und fand, daß mehrere Geldkatzen unter dem Kiſſen des Bettes, in welchem der Wirth ſchlief, lagen. Vorſichtig zog er eine Geldkatze aus ihrem anſcheinend ſo ſicheren Aufbewahrungsorte hervor und trug dieſelbe nach der Küche, wo er ſie dem draußen auf Wache ſtehenden Königsberger durch das Fenſter zuwarf. Hierauf ging er wieder in den Alkoven, holte noch drei Geldkatzen unter dem

Kopfkissen hervor, ohne daß der Wirth erwachte, und trat mit seiner reichen Beute auf demselben Wege, den er gekommen war, den Rückweg an.

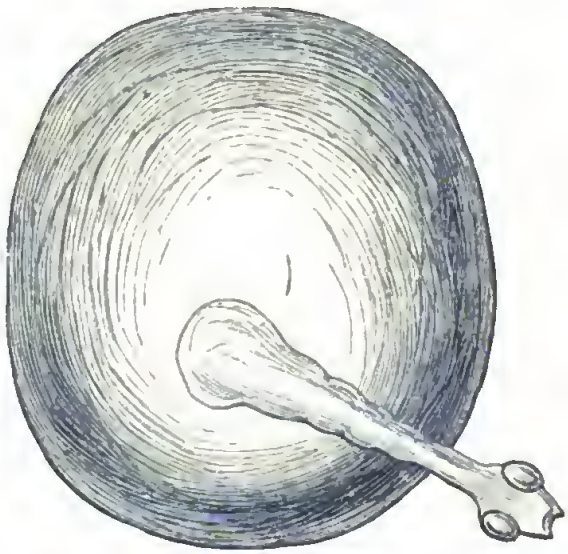
Die beiden Gauner holten darauf ihr Fuhrwerk aus dem Kruge des benachbarten Dorfes und fuhren weiter. Unterwegs untersuchten sie den Inhalt der gestohlenen Geldkatzen, es waren ihnen fast 1000 Thaler in die Hände gefallen. Sie verscharrten das Geld in einem Gehölze und holten es sich erst nach Verlauf von acht Tagen.

Die Bestürzung der Gäste und des Wirthes Grünberg spottete jeder Beschreibung, als am Morgen des 2. Juni der Diebstahl entdeckt wurde. Alle zehn Schweinehändler hatten Grünberg ihre Geldkatzen zur Aufbewahrung anvertraut und dieser konnte nur sechs Gästen ihr Eigenthum wieder aushändigen. Wo waren die vier Geldkatzen geblieben? Niemand konnte sich das Verschwinden derselben erklären. Die Annahme, daß etwa ein Dieb von außen her in das Haus eingedrungen sei, erschien völlig ausgeschlossen, denn dagegen sprach vor Allem der Umstand, daß der Weg nach dem Alkoven nur durch die Schänkstube führte und daß die sechs Hunde den Verbrecher gewiß verscheucht haben würden. Es mußte mithin — so folgerte man — einer der Gäste, oder gar der Wirth selbst die That ausgeführt haben. Der Verdacht gegen einen der vier bestohlenen Schweinehändler steigerte sich auch so sehr, daß man den Armen verhaftete und an die nächste Gerichtsbehörde ablieferte. Glücklicherweise wurden bald darauf zwei der gestohlenen Geldkatzen, welche die Diebe nach ihrer Entleerung fortgeworfen hatten, in einem Kornfelde gefunden und dadurch die Unschuld des fälschlich Angeklagten ermittelt.

Meyer Tiller und Königsberger wurden später wegen anderer von ihnen verübten Diebstähle verhaftet. Bei ihrer Vernehmung räumten sie auch den Einbruch im Wassinner Dorfkruge ein. Meyer Tiller rühmte sich hierbei mit großer Frechheit dieses Verbrechens und bezeichnete dasselbe selbst als ein Meisterstück. H. Ww.

**Ein gefährlicher Schmarotzer.** — Eine Jugendform des Bandwurms, ein Embryo dieses Riesen unter den menschlichen Parasiten, ist der Blasenwurm, der den wissenschaftlichen Namen „Cysticercus cellulosae“ trägt, während er im Volke unter dem

Namen der „Finne“ bekannt ist. An Größe steht der Blasenwurm weit hinter dem Bandwurm zurück, indem er nur die Größe einer Erbse, höchstens die einer Bohne erreicht, dahingegen ist er viel gefährlicher, denn wenn er auch in einzelnen Organen, wie z. B. den Muskeln, nur wenig Schaden anrichtet, so kann er anderen, wie namentlich dem Auge, in das er sich besonders gern einnistet, geradezu verhängnißvoll werden. Dieser gefährliche Schmarotzer, den unsere Abbildung sehr stark vergrößert zeigt, besteht in ausgewachsenem Zustande aus einer rundlichen Blase, an



Der Blasenwurm (Cysticercus cellulosae) in bedeutender Vergrößerung.

welche sich ein länglicher, den Kopf tragender Halstheil ansetzt. Dieser Kopf ist rundlich, besitzt vier an seinen Seiten befindliche Saugnäpfe (von denen zwei auf der Figur sichtbar sind) und eine Hakenbewaffnung.

Diese Bandwurm-Embryonen entwickeln sich aus den Eiern und gelangen meist mit der Nahrung oder dem Trinkwasser in den Magen der Menschen, wo sie sich gleich in die Adern einbohren, um in die Blutbahn zu gelangen und sich in irgend einem Organ des menschlichen Körpers anzusiedeln. Wie schon erwähnt, geschieht dies verhältnißmäßig häufig im Auge, so daß unter etwa tausend Augenkranken sich immer ein mit Cysticercus behafteter Patient befindet. Stets bewirkt die Einwanderung

dieses Schmarotzers eine sehr schwere Erkrankung des Sehorgans, die zu einer vollständigen Zerstörung desselben führen kann. Durchbricht z. B. der Blasenwurm die ihn umhüllende Netzhaut und tritt in das Augeninnere, den Glaskörper, ein, so verursacht er, wenn er nicht operativ entfernt wird, zunächst starke Trübungen des Glaskörpers, an welche sich eine chronische Entzündung der Aderhaut anreiht, um als schließliches Endresultat zu vollständiger Erblindung zu führen. Oft rufen die entzündlichen Erscheinungen sogar so heftige Schmerzen hervor, daß sich der Arzt zu einer vollständigen Entfernung des zerstörten Auges genöthigt sieht. Die beste und sicherste operative Methode zur Entfernung dieses unheimlichen Parasiten hat die leidende Menschheit dem trefflichen Augenarzte Professor Dr. Gräfe in Halle zu danken. Sie besteht darin, daß entsprechend dem Sitz des Wurmes ein Schnitt in den Augapfel gemacht wird; durch diese in die Wandung desselben gemachte Oeffnung gelingt es nun meist, den Wurm zum Austreten zu bringen — mitunter freilich glückt es auch nicht, trotz aller Vorsichtsmaßregeln. Immerhin ist durch diese Methode die Hoffnung sehr gestiegen, ein mit Cysticercus behaftetes Auge zu erhalten, während es früher meist als verloren galt. Dr. O. St.

**Ein kurioses Gnadengesuch.** — Der Präsident v. Ippel hat in seinen Denkwürdigkeiten aus dem Leben König Friedrich Wilhelm's III. auch das nachfolgende Gnadengesuch aufbewahrt, welches dadurch entstand, daß bei der Rückkehr des Königs von Königsberg 1809 alle wegen leichter Vergehen Verhafteten freigelassen wurden.

„Wohlaffektionirter, bester Herr König und Stadtgerichtsdirektor!
Gnädigster Herr Criminal!

Ihre Exzellenz werden mir meine allergnädigste Bitte gewiß nicht abschläglich abschlagen, denn ich bin der Pantoffelmachergeselle Liebenau. Ich bin um nichts und wieder nichts in's Loch gestochen, weil ich gestohlen; dies ist aber nicht wahr, da ich unschuldig. Ich habe an den Posamentiermeister Saße sechs Ellen Band entfernt, wegen Betrunkenheit, weil ich der Zeit besoffen gewesen, und mich nicht mächtig, diesen Diebstahl, den ich als ehrlicher Mann unternommen, kann ich nicht so mit ansehen, denn Ihro Majestät und der Herr Regierungsrath wollen doch keinem

Betrüger in dem Staat zu nahe treten, der unschuldig leidet und aus Versehen gestohlen, weil er besoffen gewesen. Ich habe 17 Tage in den mörderischen Kerker geschmachtet, das mich das Fleisch von den Rippen gefallen und es einen Hund hätte rühren mögen, geschweige meinen Allergnädigsten König und Herrn. Nun, da sie also gedemüthigt, sind sie auf dem Criminal noch nicht content, nein sie dictiren mich noch mehr vor mein unschuldig Leiden, von wegen des gestohlenen Packets 30 Stück Hiebe und der Affendar meint, ich würde sie auf der Maschinerie erhalten. Dies is mich zu viel, und verlange ich gar nichts, wie mich bei meiner Unschuld auch zukommt u. s. w. Ich bitte daher, mir wegen Ew. K. Majestät beliebten Einmarsch am 13. December v. J. die nöthige Gnade zufließen zu lassen und mir von aller Spitzbüberei frei zu halten, wie mein gnädigster Herr König geruht zu haben bestimmen gehabt. In Verantwortung einer hochlöblichen Erhörung verbleibe ich mit verehrungswürdigem Respect

Ihro Herrn Herrn allergnädigster

Diener und Pantoffelmachergeselle Liebenau.

Berlin, den 10. Mai 1810."

Der schöne Brief nützte leider nichts, der schon öfters rückfällige Spitzbube bekam seine Hiebe. —dn—

**Große Theilbarkeit des Stoffes.** — Ein Pfund Baumwolle kann zu einem Faden in der Länge von 140 Kilometer gesponnen werden; ein Stück Gold im Gewicht von 20 Gramm läßt sich zu einem Faden von 200 Kilometer ziehen. Die Natur freilich übertrifft die Kunst hierin bei Weitem. Bei dem Blumenkäfer hat man 25,000 Facetten an einem Auge gezählt; die Stubenfliege hat deren 4000 an einem Auge. Die größte Theilbarkeit indessen hat man beim Geruche des Rosmarins gefunden, der sich 20 bis 30 Meilen über die See verbreitet. M. L—l.

**Berlin vor hundertfünfzig Jahren.** — Die jetzt in Bezug auf Reinlichkeit den ersten Rang unter sämmtlichen Großstädten einnehmende Weltstadt Berlin war vor anderthalb Jahrhunderten noch eine recht schmutzige Stadt. Die Ansammlungen von Unrath auf den Straßen blieben liegen trotz aller Verordnungen. In den letzten Jahren seiner Regierung verwendete Friedrich II. 6500 Thaler jährlich darauf, durch 36 zweispännige Karren den

Kehricht und den Schmutz von den Hausthüren der Bürger abholen zu lassen. Aber der Berliner Witz trieb damals schon seine Blüthen. Unter Anderem ging eine „poetische Bittschrift eines Dreckhaufens" bei der Polizei ein, welche lautete:

„Ich armes Häufchen Dreck
Lieg hier, wie Du's befohlen,
Seit Montag wie auf Kohlen
Und Niemand holt mich weg.
O Mutter Polizei,
Sei flehentlich gebeten:
Laß mich nicht ganz zertreten!
Ich fließe schon wie Brei;
Kaum bin ich noch ein Hauf!
Soll ich auf Deinen Karren
Hier noch acht Tage harren,
Löst sich mein Wesen auf." E. K.

**Hohes Eintrittsgeld.** — Die Königin Elisabeth von England († 1603) pflegte für den Besuch einer theatralischen Vorstellung in Whitehall 3 Pfund Sterling (63 Mark) zu zahlen. König Georg IV. († 1830) dagegen gab jedesmal, wenn er ein Theater besuchte, als Entrée 20 Pfund. W. H.

**Der Erfinder des Portemonnaies** ist ein Deutscher, Namens Karl Heue, der im Jahre 1842 als Buchbindergeselle von Dresden nach New-York auswanderte. Dort fertigte er in einer Fabrik Arbeitstaschen, Necessaires und dergleichen an und erfand schließlich das Portemonnaie, welches rasch zum Modeartikel wurde und den alten Geldbeutel bald überall verdrängte. Heute gibt es fast keinen Kulturmenschen ohne Portemonnaie, aber wer es erfunden hat, das weiß vielleicht unter Tausenden kaum Einer. v. B.

**Verhängnißvolles Erbe.** — Der berühmte Philosoph Leibniz erhielt außer seinem Gehalt als hannöver'scher Bibliothekar und Historiograph zweitausend Gulden jährliche Pension vom Wiener Hofe und eintausend Rubel vom Zaren Peter dem Großen. Da er nun sehr einfach lebte, hinterließ er ein großes Vermögen. Seine nächste Erbin war die Wittwe seines Neffen; hocherfreut eilte sie herbei, um den Schatz in Empfang zu nehmen. Als sie jedoch die große Masse Geld sah, die von jetzt ab ihr Eigenthum sein sollte, be-

rauſchte ſie die Freude darüber in dem Maße, daß ſie plötzlich umfiel und ſtarb. D.

**Früherer Werth des Zuckers.** — Der Zucker wurde in Deutſchland zuerſt im 14. Jahrhundert bekannt; bisher hatte man an ſeiner Stelle den Honig benutzt. In einer Dresdener Hofliſte iſt das Loth Zucker mit 8 Groſchen berechnet, doch ging man mit deſſen Verwendung ſehr ſparſam um. Bei einer großen Galatafel, die damals Kurfürſt Ernſt bei Gelegenheit eines fürſtlichen Beſuches veranſtaltet hatte, wurden im Ganzen nicht mehr als 11 Loth Zucker verbraucht. —dn—

**Muſik und Kochkunſt.** — Beide findet man in einem Inſerat verſchwiſtert, das kürzlich in einem weſtpreußiſchen Blatte ſtand. Darin empfiehlt ein Muſikalienhändler eine „Eierpolka" mit folgender Gebrauchsanweiſung: „Man lege die Polka auf das Notenpult des Klaviers, werfe ſodann die Eier in kochendes Waſſer und ſpiele nun die Polka in gemüthlichem Tempo durch. Iſt man beim Ende angelangt, ſind die Eier gerade pflaumenweich geworden." —dn—

**Ein vorſichtiger Diplomat.** — Cromwell, der bekannte Protektor Englands, traute auch ſeinen nächſten Beamten nicht. Sobald er bei wichtigen Angelegenheiten etwas zu diktiren hatte, ließ er ſtets drei bis vier völlig ſich widerſprechende Depeſchen aufſetzen, um zu verheimlichen, welche davon wirklich die richtige ſei. M. L—l.

**Begründet.** — Als der Prinz von Aſturien eine italieniſche Fürſtentochter, die er noch nie vorher geſehen hatte, heirathen ſollte, wurde ihm ein Porträt derſelben überſendet. Er betrachtete daſſelbe und ſagte dann: „Wie arg iſt ihr hier geſchmeichelt! Das Haar iſt zu üppig, die Augen ſind zu glänzend und der Teint gar zu zart."

Verwundert fragte man: „Kennen Eure königliche Hoheit denn Höchſtdero beſtimmte Braut ſchon?"

„Nein," antwortete der Prinz, „aber ich kenne die Hofmaler." —dn—

**Union Deutsche Verlagsgesellschaft**
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Brehms Vorträge.

## Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge
von
**Dr. A. E. Brehm.**

Krokodilwächter.

Mit Illustrationen von **R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht** u. a.

Preis elegant gebunden M. 12.—, brosch. M. 10.—

„Vom Nordpol zum Aequator" wird überall, wo man sich liebevoll in das Werk vertieft, in hohem Grade anregend, bildend und nutzbringend wirken und den Besitzern von „Brehms Tierleben" eine hochwillkommene Ergänzung desselben sein.

Es sollten diese Vorträge im Hausschatz der deutschen Familie nicht fehlen.

**Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.**

## Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsern Knaben und Mädchen gewidmet!

## Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

**Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).**

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I 8 M., Jahrgang II, III, IV, V und VI à 9 M.

**Der Gute Kamerad** darf sich als den erklärten Liebling der deutschen Knabenwelt ansehen. Seine unendliche Reichhaltigkeit, der helle, frische Ton, in dem er zu seinen Lesern spricht, verbunden mit sittlichem, erzieherischem Ernste, haben ihm die Sympathien der Eltern und Kinder erworben, deren er sich heute erfreut

## Spemanns Illustrierte Mädchen-Zeitung.

**Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).**

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I, II, III und IV à 9 M.

Das, was „Der Gute Kamerad" für die Knaben, ist „Das Kränzchen" für unsre Mädchenwelt. Es bietet Erzählungen, Gedichte, Essays, bringt Anweisungen für Malerei-, Stickerei-, Häkel- und andre Arbeiten, giebt Rezepte für Haus, Küche und Keller u. s. w. — kurzum das „Kränzchen" kennt und weiß die Bedürfnisse eines jungen Mädchens und trägt denselben in vollem Umfange Rechnung.

**Abonnements in allen Buchhandlungen.**

**Union Deutsche Verlagsgesellschaft**
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlage erschien soeben:

# Chicago

## eine Weltstadt im amerikanischen Westen

von

## Ernst von Hesse-Wartegg.

228 Seiten. Kartoniert 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Chicago.
2. Warum Chicago eine Weltstadt wurde.
3. Aus Chicagos jungen Tagen.
4. Einige Merkwürdigkeiten.
5. Himmelkratzer.
6. Industrie und Handel.
7. Der Viehmarkt und die Schlächtereien.
8. Unterrichtsanstalten, Bibliotheken und die Presse.
9. Amerikanische Privatarmeen.
10. Die städtische Verwaltung und die Parks.
11. Die Einwohnerschaft Chicagos.
12. Theater und Vergnügungen.
13. Frauenleben und Frauenthätigkeit.
14. Pullman, eine Arbeiterstadt auf Bestellung.
15. Der Casparus von Nordamerika.

Anhang. Ein Besuch des Weltausstellungsplatzes.

Schon der weitbekannte Name des Verfassers besagt, daß es sich in dem vorstehenden Werke nicht um gewöhnliche Schilderungen und Aufzählung der Sehenswürdigkeiten Chicagos nach Art der „Fremdenführer" und „Städtebilder" handelt. Ernst von Hesse-Wartegg ist in seinen bisherigen von so großen Erfolgen begleiteten geographischen Werken von ganz neuen Gesichtspunkten ausgegangen, und seine geistvolle, ungemein fesselnde und lebendige Darstellung bethätigt er abermals in seinem Buche über die neueste Millionenstadt, dieses größte Kulturwunder des neunzehnten Jahrhunderts, einem Märchen des Occidents gleich. Nach eigenen Beobachtungen schildert er das Werden und Wachsen der Stadt aus dem sumpfigen, sandigen Prairieboden, er geht den Sonderbarkeiten westamerikanischen Lebens auf den Grund und entwirft ein ungemein fesselndes, klares und anschauliches Bild von Handel, Industrie und Verkehr, geistigem und gesellschaftlichem Leben, in vielen Dingen eine teilweise Verwirklichung von Bellamy's idealer Zukunftsstadt. Aber nicht nur die Stadt, sondern auch das großartige Verkehrsleben des amerikanischen Westens und der canadischen Seen entrollt sich den Lesern des Buches; dasselbe sei deshalb den Besuchern der Weltausstellung, zu deren Ehrenkommissär der Verfasser ernannt wurde, ferner den Angehörigen der vierhunderttausend deutschen Einwohner Chicagos und allen Litteraturfreunden angelegentlichst empfohlen.